Nach Amerika im dienste Friedrich Schillers

Albert Pfister


Ex
Libris
Julius Stitzel
Stuttgart
GS



Nach Amerika

im Dienste

Friedrich Schillers

Der Völkerfreundschaft

gewidmet von

Albert Pfister



Stuttgart und Berlin 1906

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Vorwort

In den Sätzen, mit denen Karl Schurz seine Biographie von Abraham Lincoln einleitet, sagt er: „Wenn wir über einen Freund schreiben, geraten wir immer in Gefahr, zu idealisieren, und das ist keine Gemütsverfassung, um ein ganz unparteiisches Urteil zu fällen." — Ja, ich leugne es nicht, ein Freund ist es, über den zu schreiben ich mir vorgenommen habe und ich komme in Gefahr, manche Züge an ihm in viel zu rosigem Licht zu sehen.

Freilich, zugleich fühle ich, wie es Sache des die erhaltenen Eindrücke in stiller Stube mit leidenschaftsloser Ruhe Verarbeitenden ist, alle Abtönungen der Eindrücke zu ihrem Recht kommen zu lassen, Licht und Schatten in billiger Weise zu verteilen. Man hat ja den Vereinigten Staaten von Amerika die verschiedenartigsten Bezeichnungen gegeben: Land der unbegrenzten Möglichkeiten, Land der Zukunft, das Land ohne Schatten. Wo viel Licht ist, pflegt man zu sagen, ist auch viel Schatten. Es mag sein, daß heute das Licht bei dem Freunde, von dem ich sprechen will, noch nicht überwiegt. Und wahrlich, niemals hat es an solchen gefehlt, welche, den eigentümlich großen Zug, der durch die Neue Welt geht, ganz übersehend, mit besonderem Eifer die Schattenseiten amerikanischen Wesens und Lebens hervorgehoben haben. Solcher Auffassung gegenüber mag das, was ich zu sagen habe, nicht überflüssig sein. Ist es denn nicht denkbar, daß gerade ein neu zusammenwachsendes Volkstum Aussicht hat, das Licht bei sich zur überwiegenden Kraft zu machen? Ist es nicht heute schon gestattet, den Spuren des mit Übermacht durch allerlei Finsternisse heraufwachsenden Lichtes nachzugehen?

Man verstehe mich aber nicht falsch: nicht deshalb lasse ich Schatten, Fehler und Mängel mehr in den Hintergrund treten, weil sie nicht zu erkennen sind; nein, nur aus dem Grund,

weil es mir scheint, daß alle Völker, die mit großem Zuschnitt Welthandelspolitik treiben, ziemlich in dieselben Fehler verfallen, während sie häufig sich nicht in demselben Maß korrigierender Faktoren zu erfreuen haben, wie sie ein werdendes Volk auf unermeßlichem Gebiet besitzt. Was früher tugendhafte Entrüstung der still und zufrieden in ihrem kleinen Hause Sitzenden hervorgerufen hat, das entdecken jetzt die in das Treiben der großen Welt Verwickelten mit Schrecken an sich selbst.

Dabei kann ich vielleicht die Striche in meiner Zeichnung etwas geradliniger und schärfer führen, weil ein glücklicher Zufall es gefügt hat, daß ich durch meine vorübergehende Stellung bei den Schillerfeierlichkeiten vom Mai 1905 manchen Einblick zu tun vermochte und trotz der Kürze meiner Anwesenheit auf amerikanischem Boden manches zu sehen und zu hören bekam, was unter anderen Umständen verborgen bleibt, und weil meine langjährigen amerikanischen Studien mich in den Stand gesetzt haben, alte Freundschaften zu erneuern und neue zu knüpfen. Nicht mit jedem Urteil mag ja das meinige zusammentreffen, aber auch diejenigen, die widersprechen, werden bei näherem Hinblicken erkennen, daß ich nicht geurteilt habe nur aus dem Grunde, um Streit zu erheben.

Schließlich muß ich bekennen, daß mir nichts ferner liegt, als mir einzubilden, ich sei im stande, den Kennern viel Neues zu sagen; ich nehme nur das Eine für mich in Anspruch, von einem bestimmten Gesichtswinkel aus Dinge, die längst betrachtet sind, nochmals ins Auge zu fassen, und gerade aus dem Grunde mag der Überblick, den ich zu geben habe, nicht ganz wertlos sein.

Buoch bei Stuttgart, im Sommer 1906.

Der Verfasser
Dr. Albert Pfister
Generalmajor z. D.

Inhalt

I. Ziel der Reise und erste Eindrücke

Höher und höher steigt die Morgensonne am ungetrübt blauen Himmel auf und zeichnet das Denkmal von Ulysses Grant, das sich im Norden von Chicago im Lincolnpark erhebt, mit scharfen Umrissen auf die Fläche des breiten Parkwegs. In der Frühe lassen sich heute am besten die Insassen des Parks beobachten, das zutrauliche graue Eichhorn, das Erdhäschen, das neugierig seine Schnauze aus dem Loche steckt, die Amsel mit rotbrauner Brust. Freilich der importierte Spatz ist ein aufdringlicher Gast und fast Meister in der Vogelwelt geworden; aber es gibt immer noch genug Schwalben, prächtig gemalte Spechte, hochgelbe Finken, und zuweilen gewahrst du auch den gar fremdartig aussehenden Blauvogel; und Möven sind ja auch da, denn der Michigansee, ein Süßwassermeer, so groß wie die Ostsee, säumt den Lincolnpark in seiner ganzen Länge.

Ungestört vom Publikum lassen sich in so früher Stunde auch die verschiedenen Denkmäler betrachten: das von Abraham Lincoln, von Benjamin Franklin, von Garibaldi, von Beethoven, von Schiller und anderen; die weiten Blumenbeete, Teiche und Gewächshäuser lassen sich besuchen. — In allem sind ja die Amerikaner Verschwender, in Papier und Geld, im Zumessen des Raums für ihre Städte, ihre Friedhöfe, vor allem für ihre Parks.

Wir festländischen Europäer verstehen unter „Park" stets eine Fläche, die mit lockeren Beständen von Bäumen besetzt ist, der Begriff Gehölz herrscht vor. Mit dem englischen Blut aber scheint sich nach Amerika die Vorliebe für die Wiese, die im allgemeinen ebene, leicht gewellte, mit vereinzelten Gruppen von Gebüsch und Bäumen bestandene Grasfläche, übertragen zu haben. Der Begriff Wiese mit freien weiten Durchblicken tritt in den Vordergrund.

Gewiß, heute könnte man sich herzerhebenden Entdeckungsreisen in dem mächtigen Parke ungestört hingeben. Aber das ist es nicht, was mich packt; das Grantdenkmal hat mir's angetan. Allein es ist nicht der Grant, der das von dem großen Wohltäter der Menschheit, von Abraham Lincoln, angefangene Werk vollendet, der die Vereinigten Staaten, seither an der Kette südstaatlicher Interessen liegend, freigemacht und auf den Weg geführt hat, der zum Weltreich leitet. Nein, der Mann dort droben mit seinen derben entschlossenen Zügen, mit seinem rein deutschen Kopfe unter dem Heckerhut, mit seiner gedrungenen kräftigen Figur, er ist mir seit ein paar Tagen teuer geworden wesentlich aus äußeren Gründen; — sie haben dem allverehrten Mann, um sein Denkmal herauszuheben unter den anderen, einen Hügel, eine leichte Erderhebung geschaffen, bei deren Besteigen, ob dies Tun auch nur wenige Meter in die Höhe führt, man doch die Empfindung in die Beine bekommt, als handle es sich um Bergsteigen. Das Wohltuende aber, das darin liegt, versteht nur der, der vom heimatlichen Bergland in diese ungemessene Ebene sich versetzt sieht, in dies ewige horizontal Sichgleichbleiben auf Meilen und Meilen.

Ein weiterer Reiz kommt noch dazu. Am Denkmal selbst sind alle Tierformen, Adler und Löwen, und sonstige Zubehörstücke glücklich vermieden. In edler Einfachheit ist der gewaltige Unterbau aus mächtigen Steinblöcken geschichtet, die ein kühles Hohl bergen, durch das ein Parkweg führt. In diesem Hohl läßt sich prächtig die immer drückender werdende Hitze ertragen, hier ist der rechte, ungestörte Platz, um den Gedankengang für die Schillergedächtnisrede sich einzuprägen, die in wenigen Tagen, am 9. Mai 1905 bei der hundertsten Wiederkehr des Todestages von mir gehalten werden soll, in Chicago, im Auditorium, dem größten Theater der Stadt, vor einer Menge von Menschen.

Es ist an sich schon wunderlich genug, daß ich mich da unten in der kühlen Höhlung zwischen den Steinblöcken befinde, welche das Grantdenkmal im Lincolnpark tragen, aber viel wunderlicher will es scheinen, daß in mein so stilles Leben die Aufgabe hineingeschleudert worden ist, von Stuttgart rasch mich nach Chicago zu versetzen, um eine Schillerrede zu halten. Das wäre an sich nichts Sonderliches und Neues für mich gewesen. Ich hatte mich vermessen, über Schiller zu reden im Hoftheater

in Stuttgart; und als ich den Auftrag erhielt, für den 10. November 1902 im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt am Main die übliche Schillerrede zu halten, da glaubte ich in diesem Rufe des Neuen und Fremdartigen genug erblicken zu dürfen. Damals ahnte ich noch nichts von einem weiteren Schritt in die Welt.

Welcher Zauber ist es denn eigentlich, der mich plötzlich hierher versetzt hat, hierher in die Höhlung unter dem Grantdenkmal? — Es ist vor einer Reihe von Jahren gewesen, als ich begann, ein schon ziemlich gehäuftes Material für amerikanische Geschichte zu ordnen und zu sieben, neues hinzuzufügen. Allerlei Zusammenträge ergaben sich mir dabei und ich fand, daß nicht gerade viel fehlte, um aus dem noch etwas bunten Haufen einen Beitrag, vielleicht eine vollständige Geschichte der Amerikanischen Revolution 1775—1783 hervorgehen zu lassen. Vorerst aber griff ich einzelne Bruchstücke heraus, um sie der Frankfurter Zeitung zur Verfügung zu stellen. Wie diese Versuche sich gedruckt ausnehmen, welchen Eindruck sie machen, das sollte sich zeigen.

Der zweite oder dritte Aufsatz dieser Art war erschienen, als ich ein Schreiben eines zu eben dieser Zeit in Wiesbaden weilenden Amerikaners erhielt, des Herrn Otto C. Schneider aus Chicago, der mich fragte, was ich mit diesen verschiedenen Artikeln, die in einem inneren Zusammenhang untereinander stehen, beabsichtige. Das soll mit der Zeit, nach weiterem Reifenlassen und Zusammenfassen, eine Darstellung der Amerikanischen Revolution abgeben, lautete meine Antwort. — Gut, meinte der Amerikaner; er kehre mit ehestem in seine Häuslichkeit nach Chicago zurück und freue sich, aus seiner eigenen Bibliothek wie aus öffentlichen Sammlungen mir ein Material senden zu können, das geeignet wäre, auf dem betretenen Wege weiter zu fördern.

Richtig; da stand in meiner Arbeitsstube in Stuttgart eine ungeheure Kiste, der alles mögliche alte und neue Handwerkszeug entstieg, Bücher und Manuskripte. Unwillkürlich mußte ich daran denken, wie ich wohl diese ganze Masse wieder hinüberschaffe in das ferne Land, von wannen sie gekommen. Zunächst gestaltete sich nun die Korrespondenz mit Otto C. Schneider in Chicago lebhafter als je. — Er war ein eifriger großer Geschäftsmann gewesen, hatte sich aber in verhältnis-

mäßig noch jungen Jahren zurückgezogen und lebte nun wissenschaftlichen Vereinen und literarischen Bestrebungen. Das brachte ihn gelehrten Kreisen nahe, den Professoren der Universität von Chicago und denen der Northwestern University in dem benachbarten Evanston, den Herren James Taft Hatfield, v. Klenze, Oncken, Jameson u. a. Das neuerdings sich bildende Institute of Germanics erhielt in Otto C. Schneider seinen Präsidenten.

Aus allen diesen Verbindungen vermochte ich durch die fleißige und mitteilsame Hand Schneiders Vorteile für meine Arbeit über die Amerikanische Revolution zu ziehen. Als diese endlich im Oktober 1904 aus dem großen Hafen des Cottaschen Verlags in die Welt hinausgelaufen war, wurde sie von den Freunden in Chicago, die ich von Angesicht freilich nie gesehen, mit besonderem Wohlwollen aufgenommen; eine Reihe von Zeitschriften und Tagesblättern in Chicago selbst, in New York, in Philadelphia sprachen von ihr, und ich selbst, ich war im Handumdrehen, für einzelne Kreise Amerikas wenigstens, ein bekannter Mann geworden.

Das waren zugleich die Monate, die in einer ganzen Reihe von Städten in Europa wie in Amerika Ausschüsse zusammentreten sahen, welche den 9. Mai 1905, die hundertste Wiederkehr von Schillers Todestag, ins Auge faßten, um von langer Hand würdige Feiern vorzubereiten. Für Chicago ergab es sich in ganz natürlicher Weise, daß Otto C. Schneider an die Spitze des Schillerkomitees trat, der bei Amerikanern aus deutschem wie aus englischem Stamm gleich beliebte Mann, der Präsident des Institute of Germanics, dessen taktvolles Auftreten und Feinfühligkeit sich schon öfter bewährt hatten. Als Schriftführer trat ihm Professor James Taft Hatfield zur Seite.

Das alsbald aufgestellte Programm sah eine Reihe von Festtagen vor; die Reden in Englisch und Deutsch sollten wechseln und dadurch gerade der Geist zum Ausdruck kommen, der dies Fest der Amerikaner vor anderen auszuzeichnen bestimmt war. Für die Festrede in Englisch war von vornherein der durch seine Schillerstudien verdiente Professor Calvin Thomas der Columbia-Universität in New York vorgesehen, andere Professoren für weitere deutsche und englische Ansprachen.

Eine Besonderheit aber gedachte das Komitee der Feier in Chicago zu verleihen dadurch, daß ein Landsmann Friedrich

Schillers, ein Schwabe, ein von dem Landesherrn Schwabens Beauftragter, die deutsche Festrede hielt. In diesem Sinne ging ein Gesuch an das Kabinett des Königs von Württemberg ab; zu gleicher Zeit ein Privatschreiben Schneiders an mich, daß man es in Chicago gerne begrüßen würde, wenn die Wahl zum Redner auf meine Person fallen könnte, nachdem ich schon durch meine Schrift über die Amerikanische Revolution mir dort Boden erobert und Freunde gewonnen.

So geschah es denn auch, und so kam es, daß ich jetzt in der kühlen Höhlung unter den Granitblöcken des Grantdenkmals saß, an meine Rede zum 9. Mai dachte und zugleich meine Blicke rückwärts schweifen ließ, um all die Wunder vor meinen Augen wieder auferstehen zu lassen, die mich von der Heimat hierher getragen und begleitet hatten. Meerfahrt und Landung, die Reise über den Boden und durch die Städte von Amerika füllten ja, sich drängend und fast überstürzend, die Zeitspanne von wenig mehr als zwei Wochen aus, füllten sie an mit tiefgehenden Eindrücken, wie sie das ruhige Vorübergleiten des Lebens sonst nicht in Jahren kennt.

Aus der ganzen Flut aber ragten turmhoch zwei Anblicke heraus: Das Kapitol in Washington und die Bai von New York. — Eine gewisse Feierlichkeit erfüllte meine Seele, als ich in Bremerhaven an Bord des Schnelldampfers „Kronprinz Wilhelm" stieg und ich ärgerte mich an dem Alltagsgewäsch der Leute, die mit mir hinaufstiegen, denen aber dies Anbordsteigen und Hinüberfahren als Alltägliches galt. Endlich allein; den Aufgang der Sonne erwartete ich am ersten Morgen an Deck: heller Himmel; da bricht die Sonne aus den Wolken. Mit ihr kommt der Tag und vor ihr her eilt die Morgenröte, und die Nacht zieht sich immer weiter nach Westen zurück. Sieben Stunden ungefähr braucht die Sonne, bis sie die fliehende Feindin, die Nacht, vertrieben hat hinter den Michigansee, hinter Chicago, bis sie sich in den Besitz des ganzen Atlantischen Ozeans und der Oststaaten Amerikas gesetzt hat. Also immer westwärts mit der Sonne! — Aus dem Dunst, der auf den Wassern lagert, scheinen endlich flache Küsten aufzudämmern, nachdem die Fahrt kaum sieben Tage gedauert. Zuerst fast ineinanderfließend gewinnen die Küsten von Statenisland und Longisland allmählich feste Formen und Farben; die Durchfahrt wird sichtbar; da! — dort! Die fackeltragende

Statue der Freiheit, Schiffe in Menge, Inselchen mit Schanzen. Den dämmerigen Frühstunden folgt bestimmteres Licht; dort rechts liegt New York, links Hoboken und zwischen beiden breit und mächtig der Mündungstrichter des Hudson.

Die ersten Absucher der Küste zu Beginn des 17. Jahrhunderts waren an dem herrlichsten Hafen der Neuen Welt vorübergesegelt, sie hatten den Torweg, die Narrows, zwischen Longisland und Statenisland nicht gefunden. Erst am 11. September 1609 entdeckte Henry Hudson die Straße, fuhr hindurch und fand sich nun in dem Seebecken, das nachmals den Hafen von New York abgeben sollte. In all die Wunder, in den von schwellenden Hügeln wie von schroffen Höhen, von Wiesen und Wald eingefaßten Strom, fuhr der erstaunte Seefahrer auf seinem guten Schiff „Der Halbmond“ hinein, vermeinend, er segle auf einem Meeresarm, der in die Südsee hinüberleite. In tiefem Frieden lag das Land zu beiden Seiten, verwundert über das Ungewohnte des Anblicks trat neugierig der Hirsch zwischen den Urwaldbäumen ans Ufer und blickte dem in seine Segel gehüllten Schiffe nach, wie es durch seine Heimat dahinschwamm, während der Seeadler, nach seinem Horste steuernd, es mit gellem Schrei begrüßte. Bei ihrem Feuer aber mögen sich die roten Männer von dem schwimmenden Hause erzählt haben und von dem, was es bringe.

Henry Hudson gab dem Flusse seinen Namen, kehrte nach Holland, in dessen Dienst er stand, zurück und schilderte das Land an den Ufern seines Flusses als „das schönste der ganzen Welt“. Bald kamen holländische Kaufleute und handelten den Indianern um eine Kleinigkeit die Manhattaninsel, auf der New York heute liegt, ab, um einen Mittelpunkt für ihren Tauschhandel zu gründen. Auf der Südspitze der langgestreckten Insel, da wo die Battery liegt, erhoben sich bald ein paar Blockhütten und darüber wehte die holländische Fahne; Neuamsterdam nannten sie den Posten; 1653 zählte das Städtchen 1000 Einwohner. Aber am ganzen Hudson entlang klangen die Schläge der Axt: holländische Buren setzten sich da und dort; die Neuen Niederlande, wie man die Kolonie bezeichnete, hatten sich wie ein Keil zwischen die englischen Niederlassungen an dieser Küste, zwischen Virginien und Neuengland eingeschoben. Was war natürlicher, als daß England bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, die Holländer vertrieb und aus seinen

Besitzungen von Florida bis Maine ein zusammenhängendes Ganzes machte?

Mit dem Monat Oktober 1664 hat die holländische Herrschaft, die ungefähr ein halbes Jahrhundert gedauert, ihr Ende erreicht. König Karl II. von England belehnte mit dem eroberten Lande seinen Bruder, den Herzog von York (nachmals König Jakob II.). So kam die Stadt zu ihrem Namen. Wer aber heute in den Hafen von New York einfährt und der alten Geschichten gedenkt, dem ist es zu Mut, als rufe er sich Gestalten und Taten ins Gedächtnis, die mindestens so weit zurückliegen wie die Tage Karls des Großen oder der Kreuzzüge, fast so weit zurück wie die Sagen der versunkenen germanischen Vorzeit. —

Es ist ein allzu gewaltiges Stück Welt, das vor uns liegt, um es mit den Augen bewältigen, verschlingen, sich einprägen zu können. Erst war das Auge gefangen durch die sanft geschwungenen Höhenzüge auf Longisland und Statenisland, Gärten, Villen, Paläste, Städte, durch die Inseln und Flotten von Schiffen. Und nun der weit sich spannende Hafen mit seinen Schiffsgassen und Anlandestellen für alle Seefahrernationen der Erde. Eigentümlich wirkt das Stadtbild, das sich bietet. Die Türme sind es nicht, welche, das Häusermeer überragend, den Fremdling von fernher grüßen: es stecken die Türme ja zwischen den himmelhohen Häusern. Gerade diese Bauungetüme, hellfarbig, treten zuerst hervor und geben von vornherein den Stempel des Neuen, Ungewöhnlichen.

Unser Dampfer fährt immer langsamer; jetzt läßt sich bequem alles der Reihe nach betrachten. Aber er dreht ja dem glänzenden Bilde von New York den Rücken. Kleine pustende Schiffchen, hitzige, stämmige Kerle rennen ihm in die Seite, drehen ihn fast um seine Achse und zwingen ihn hinüber nach Hoboken, der Anlandestadt, die, durch den Hudson von New York getrennt, aus lauter Schuppen zu bestehen scheint. — Es ist schon Mittag vorüber am 25. April, und wir rutschen immer näher hin zu den Planken, mit deren Hilfe wir in wenigen Minuten den Boden Amerikas betreten sollen. Die Gefühle fangen an sich zu streiten; wie wird es uns drüben am Land gehen? Hier an Bord war es doch nicht schlecht, und jetzt endlich hätte man sich ausgekannt; gerade wenn man hinter alle Geheimnisse und Schliche gekommen ist, wenn man durch

nichts Unerwartetes mehr überrascht worden wäre, gerade jetzt muß man das brave Schiff verlassen. So geht es aber auch in großen Dingen, ja im Leben selbst.

Ob unter den Massen von Menschen, die das Schiff erwarten, auch für uns ein Herz schlägt? Man trippelt hinüber; freilich: Otto C. Schneider aus Chicago ist da und unser Vetter aus Philadelphia. So also sieht Herr Schneider aus, mit dem ich schon lange korrespondiert; ich hätte mir ihn nicht so jung gedacht; der Vetter hat sich nicht verändert, seit wir ihn das letzte Mal am Bodensee gesehen. Alles aber, Freunde und Feierlichkeit des Augenblicks, in dem wir erstmals amerikanischen Boden unter den Füßen haben, alles das wird zurückgedrängt durch den Ernst der Zollrevision. Bevor jedoch die eigentliche Not anging, kam der Anführer der Zöllner dahinter, daß ich dank meiner halbamtlichen Sendung freie Einfuhr habe.

Jetzt noch die Reporter; die New Yorker Staatszeitung hat die Freundlichkeit gehabt, mich durch Herrn Ridder begrüßen zu lassen; World und Associated Preß ließen sich auch durch Sendlinge erkundigen. — So vollzog sich meine Einführung. Und nun konnte ich mich den Freunden widmen. Ja, wir würden in Philadelphia zu ihm kommen, das ist dem nach Hause reisenden Vetter W. Fischer versprochen worden, der, von eingewandertem deutschem Vater und altamerikanischer Mutter stammend, vollständig zum Amerikaner geworden ist.

Der Abend war schon eingebrochen, als uns Freund Schneider über den von einem Lichtstrome übergossenen Hudson hinüberführte nach New York. Am anderen Tage befanden wir uns auf dem Weg nach Philadelphia. Es ist schon oft berichtet worden, wie diese Strecke eine Fülle von Bildern eines immer reicher sich entfaltenden Kulturlebens zeigt. Ununterbrochen begleiten uns zugleich Reklameschilder groteskester Art. — Da wird der Delaware überschritten, Trenton; Weihnachtszeit 1776 steigt in der Erinnerung herauf, die Tage, in denen Georg Washington sich in seiner ganzen Feldherrngröße zeigte und mit dem Schild seiner kleinen beweglichen Armee den Kongreß und die Stadt der Unabhängigkeitserklärung, Philadelphia, deckte.

Es gibt Städtenamen, deren Klang ganz bestimmte Erin-

nerungen heraufzwingt; Prag — und sofort tönt es im Ohre weiter: Martinitz und Slawata, kaiserliche Statthalter aus dem Fenster gestürzt, Beginn des Kriegs der dreißig Jahre. Heute, wenn der Name Philadelphia klang, rief es wieder durch all das Rasseln des Zugs: Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776, erste und größte Tat der sich zur Freiheit emporringenden Menschheit. Vorerst aber kamen geschichtliche Erinnerungen noch nicht zu Wort; es war noch Alltag, als wir gegen Abend im Hotel Continental abstiegen und auch das Gepäck auf jene geheimnisvolle Weise, an die wir uns allmählich gewöhnten, bei uns eintraf. „Wenn er irgend ein wohlhabender Mann ist, hat er ein Telephon," sprach Freund Schneider und meinte damit den Vetter Fischer, bei dem wir anrufen wollten, ob wir passend zum Diner kommen. Meine Frau, aus deren Stamm der Vetter sproßte, war bange, ob der Wohlstand des ehemaligen Musikprofessors die Probe bestehen würde. Richtig; er besaß Telephon und kam mit einem Wagen, uns zu holen. Hinüber über den Schuylkill in die Vorstadt. Schönes kleines Landhaus, Neger am Kutschenschlag. Echt amerikanisches Mittagessen bei voller Abstinenz in heimeliger Stube, während draußen der Regen klatscht. Da sind die zwei Töchter, die uns von früher her kennen, Enkelinnen des Eingewanderten. Bei ihnen ist kaum mehr eine Erinnerung an deutsche Sprache; die eine besorgt das Hauswesen, die andere arbeitet auf der Redaktion einer großen Zeitschrift.

Ein Erbe aber haben sie treu bewahrt: die Liebe zur Musik, die Begeisterung namentlich für deutsche Musik und Poesie. Frohe Weisen klingen in den Abend hinaus und ziehen die Nachbarn herbei, Amerikaner alten Blutes. Und das deutsche Lied ist der gemeinschaftliche Boden, auf dem wir uns finden. — Die letzte „Car" bringt uns zurück ins Hotel.

Waren wir am Abend freundlich begrüßt worden durch die Klänge deutscher Lieder aus amerikanischem Mund, so bot uns der Morgen volle Gelegenheit, unsere Herzen zu wärmen an der aufgehenden Sonne, an der aufkeimenden Freiheit und Größe Amerikas. — Die Unabhängigkeitshalle befindet sich ziemlich noch in demselben Zustand, wenn auch erneuert, wie zu der Zeit, da der Kongreß, der sich der „Kontinentale" nannte, weil alle dreizehn Kolonien umfassend, hier zusammentrat und endlich nach langen Kämpfen sich entschloß, am 4. Juli

1776 die Unabhängigkeitserklärung auszusprechen, durch welche der von den Engländern „Rebellion" genannte Freiheitskampf zu einem Krieg zwischen zwei Gleichberechtigten geworden ist, von denen jeder gleicherweise bündnisfähig war. So sah sich der Vorgang in der Nähe an, die Wirkung nach außen ging viel weiter.

Da blicken sie ja aus ihren Rahmen auf uns herab, John Hancock, Patrik Henry, Georg Washington, andere Führer und Mitunterzeichner der Unabhängigkeitserklärung. Seid gegrüßt, ihr Lichtbringer! — Wie gut den zumeist glatten Gesichtern der eigentümliche Stempel steht, den die Aufklärungszeit allen ihren Söhnen aufgedrückt hat! Wenn man in diese Gesichter blickt, versteht man die Abstraktionen der Enzyklopädistenschule, an welche sich die einleitenden Gedankenreihen der Unabhängigkeitserklärung anschließen. In feierlich priesterlichem Tone wird hier das Naturrecht der Menschen auf Gleichheit und Freiheit erstmals von einem Volke öffentlich vor der ganzen Welt allen seinen anderen Forderungen zu Grund gelegt. Ohne Leidenschaft, ohne besonderes Pathos, mit klaren, einfachen, wohl abgewogenen Worten. Denn die innere Glut der philosophischen Abstraktionen sah sich hier gemildert durch die nüchterne Art der englischen Auffassung. Trotz aller fremden, namentlich deutschen Beimischung, war ja der Grundton in allen 13 Kolonien durchaus englisch geblieben.

So hoch bedeutsame Kunde ist niemals über den Ozean getragen worden seit dem Tage, da Kolumbus mit dem Erfolg seiner Tat in die Alte Welt zurückkehrte. Aus weltabgeschiedenem Winkel rieselte, von einer Wunderlampe ausgehend, ein blendender Lichtstrahl über die ganze Erde hin; viele Bewunderer fand der Glanz des aufgehenden Sternes unter den Aufgeklärten und Wissenden, die Menge aber blinzelte noch dem hellen Schein entgegen, der erst allmählich seine Wirkung auf den Gang der Ereignisse äußern konnte. Sein Geburtsland aber hat der in diese neue Form gegossene Freiheitsgedanke zum klassischen Boden für die Entfesselung der Arbeit gemacht, zum modernsten Land der Gegenwart, in welchem wirtschaftliche, geistige und politische Selbstbestimmung des einzelnen aufs innigste mit der Blüte und Freiheit des Ganzen zusammenhängen.

Der Gürtel Landes, der sich von Boston über den Hudson

bei West Point und Saratoga zum Delaware bei Trenton nach Philadelphia und weiter über den Potomak an der Küste Virginiens bis Yorktown zieht, dieser Gürtel faßt alle die Örtlichkeiten in sich, die Zeugen waren von den Taten für Erringung der Freiheit. Er grenzt zugleich nach Süden und Südwesten an den Boden, der die Entscheidungen im Bürgerkrieg sah, als Freiheit und Einheit von entstellenden Formen gereinigt und gesichert werden mußten. Alle Erinnerungen, alles Arbeiten für Gegenwart und Zukunft aber und die Geschehnisse früherer Tage laufen in einer einzigen Örtlichkeit zusammen, in der für diesen Zweck geschaffenen Bundeshauptstadt Washington.

Schon auf der Fahrt von Philadelphia nach Washington glaubte man in diesen letzten Tagen des April vom Frühling in den Sommer versetzt zu sein. So fortgeschritten zeigte sich die Vegetation, so weich fühlte sich die Luft an. Ja, im Hause selbst, in allen Räumen, meinte man jetzt viel stockige Luft, vielleicht von den Warmwasserröhren sich herleitend, zu verspüren. So lange es draußen kalt war, kam das weniger zum Bewußtsein. — In der Stadt Washington selbst vollständiger Sommer. Jetzt gerade hatten die Parks, die Alleen, in deren Grün die Stadt mit ihren weitläufigen breiten Straßen gebettet ist, ihren herrlichsten Schmuck angelegt und gossen über diese Stadt der Blüten einen eigenen Zauber; erst wenn man seine Wanderungen zu einem gewissen Abschluß gebracht hat, kommt man auf den wahren Namen: Stadt der Paläste.

Die alten Residenzen, welche in Europa große und kleine Dynasten außerhalb der eigentlichen Hauptstädte der Länder gebaut haben, zeigen ja auch Anhäufungen von Palästen und palastartigen Bauten, die umsomehr zur Wirkung kommen, als neben ihnen die eigentlichen Wohnhäuser der Schloßstadt einen kümmerlichen, armseligen Eindruck machen und den Gebäuden, die für den öffentlichen Dienst bestimmt sind, zumeist die Kaserne als Vorbild gedient hat. Ganz anders in Washington; hier wird das Empfinden der Großen nicht dadurch gehoben, daß das für ihre Person bestimmte Gebäude alle anderen weit überragt, daß neben ihnen nichts zur Geltung kommt, was anderen Sterblichen oder dem öffentlichen Dienst angehört. Nein, der erste und bleibende Eindruck, den Washington macht, ist der einer vornehmen selbstbewußten Ruhe, die über dem Ganzen

liegt, über den Palästen, welche der Regierungsapparat dieses großen Landes nötig hat, über den großartigen Heimstätten, die sich die Wissenschaft als Zentralen für das ganze Reich gebaut hat, über den Prachtbauten, welche in langen Zeilen von behäbigem, ruhig genießendem Reichtum, von Geschäftsleuten, die sich zurückgezogen haben, von hohen Beamten des Reichs, von den Gesandtschaften der Fremden erstellt worden sind.

Freilich, der Herrscher des Landes, der Kongreß, thront auch hier, wenn er, seine Sitzungen haltend, im Amte ist, aber nur dann, am höchsten. Ihm sind für seine Tätigkeit Hallen im Kapitol angewiesen, das, stolz von seiner Anhöhe herabblickend, in demselben Maße wie der zu Ehren Washingtons aufgestellte Obelisk, das ganze Meer der im Grünen gebetteten Paläste überragt. Es läßt sich eben der Eindruck, den der Anblick der Stadt macht, mit nichts vergleichen; er ist echt amerikanisch und wiederum kosmopolitisch, universell durchweht durch den Geist, der in diesen großartigen Baugedanken, in diesem Durcheinanderwerfen von Stilformen weht, in deren Mannigfaltigkeit doch immer wieder eine schlichte, stolz-selbstbewußte Einfachheit die Oberhand erringt.

Die Stadt mit ihren breiten Straßen, Plätzen, Gärten, Parks nimmt heute schon einen riesigen Raum ein, ein noch größerer ist ihr zugewiesen. Wenn ich die Amerikaner nicht schon Verschwender genannt hätte, hier müßte ich sie erst recht so heißen. Die Entfernungen sind demnach auch riesig. Die Droschke, die in den europäischen Großstädten billig den Verkehr vermittelt, fehlt hier, oder vielmehr sind die nicht sehr zahlreichen Exemplare dieser Mietwagen für den Alltagsgebrauch viel zu teuer. Wo keine „Car", keine Trambahn läuft, da hat man Gelegenheit, tüchtige Fußtouren zu machen.

Sehr bequem liegt Arlingtonhotel, in dem wir uns einquartiert hatten. Es läßt sich hier auf echt amerikanische Weise, wenn auch nicht billig, doch höchst angenehm leben. Der Zufall führte uns mit interessanter Tischgesellschaft zusammen; Richard Bartholdt, Kongreßmitglied für Missouri, war aus St. Louis mit seiner Gattin herübergekommen. Das höchste Ziel des Strebens für diejenigen Männer, die sich dem öffentlichen Dienst widmen, liegt ja in der Ehre, im Kongreß in Washington zu sitzen, im Haus der Repräsentanten, oder gar in dem anderen

Zweige der Volksvertretung, im Senat. Jeder einzelne fühlt sich als Träger wichtiger Aufgaben, als ein aus der Mitte seines Volkes sich Heraushebender. Über eine Menge von Persönlichkeiten, Einrichtungen und Zuständen, an denen ich vielleicht achtlos vorübergegangen wäre, erhielt ich von dem geistvollen Tischnachbar Aufklärung.

Als junger Bursche zog Bartholdt aus Thüringen nach Amerika hinüber und verheiratete sich hier mit einer Amerikanerin alten Stamms. Beide besuchen nicht selten Deutschland, insbesondere auch die Heimat des Familienhauptes. Frau Bartholdt hat sehr gut Deutsch gelernt und weiß über ihre Erlebnisse in Deutschland anregend zu erzählen. Das Unterscheidende in der Stellung der Frau, der Frau aus dem Volk insbesondere, fällt ja einem empfänglichen weiblichen Gemüt in besonderem Maße auf. Mit Entsetzen sehen aus Amerika kommende Touristinnen, wie in Deutschland Frauen auf dem Felde arbeiten, wie sie auf dem Bahnhof sich anbieten, Gepäck zu tragen; solch Bild der Entwürdigung, meinte Frau Bartholdt, werde man gar nicht wieder los. Für mich und meine Frau, die eben im Begriff waren, in eine neue Welt einzutreten, bekamen die Erzählungen unserer freundlichen Mitbewohner ganz besonderen Wert.

Eine prächtige Fußwanderung hätten sie jüngst in Thüringen ausgeführt, berichtete Bartholdt. Schon am ersten Tage sahen sie einen älteren Bauersmann auf schmalem Pfade entgegenkommen, die Pfeife im Mund, während seine Frau ihm folgte, den Kartoffelsack tragend. Voll Entsetzen über diese Erscheinung rief Frau Bartholdt ihrem Gatten zu: „Wenn du wirklich ein amerikanischer Bürger bist, so nimm auf der Stelle der Frau ihren Sack ab!" — „Mütterchen," redete Bartholdt die Bauersfrau an, der erhaltenen Weisung ebensosehr wie dem eigenen Antrieb folgend, „Mütterchen, ich möchte wohl den Sack für Euch tragen." Langsam nur verstand die Bäuerin, was der fremde Herr beabsichtigte; nach einigem Zögern hatte Bartholdt den Sack auf der Schulter. „Na, wenn das so gemeint ist," dehnte endlich der Bauer, „dann kann ich wohl auch den Sack tragen."

Heute ist Bartholdt das Haupt der großen Friedensbewegung in den Vereinigten Staaten; 1904 wurde er zum Präsidenten der interparlamentarischen Union für internationales Schieds-

gericht gewählt und erschien als einer der Führer auf der Brüsseler Friedenskonferenz im Sommer 1905. Auch bei der Friedenskonferenz in London 1906 war er tätig.

Die Verehrung für die Frauen kommt auch in der Residenz des Präsidenten, in den anspruchslosen Räumen des Weißen Hauses, zur Anschauung durch die Bildnisse der Gemahlinnen der Präsidenten, wie sie aufeinander gefolgt sind. Eine durch die deutsche Botschaft vermittelte Vorstellung bei Roosevelt konnte nicht ausgeführt werden, weil der Präsident auf längerer Amtsreise im Westen des Reichs abwesend war. Auch der deutsche Botschafter, Speck von Sternburg, selbst war abwesend und wir erfuhren im Botschaftsgebäude neben manchem anderen Interessanten nur, daß der Botschafter der von Chicago ergangenen Einladung zum Schillerfest nicht zu folgen vermöge, sich durch den Legationsrat Scheller-Steinwartz vertreten lassen werde.

Dem Weißen Hause, das unserem Hotel benachbart liegt, vorgelagert ist noch, zugleich in der Nähe des Justizministeriums, der Lafayettesquare mit den Denkmälern von Lafayette, Rochambeau und Andrew Jackson. Unser Begleiter, Kongreßmitglied Bartholdt, wußte uns hier mitzuteilen, daß ein von ihm ausgehender Antrag, dem General Friedrich Wilhelm v. Steuben ein Denkmal zu errichten, alle Aussicht habe, angenommen zu werden. Die amerikanischen Städte jeder Größe sind eben im besten Zuge, ihre freien Plätze durch Denkmäler zu verschönen; berühmte Soldaten aus dem Bürgerkrieg nehmen dabei der Zahl nach die erste Stelle ein. Washington wird, was Denkmäler anlangt, wohl allen Städten den Rang ablaufen auch dadurch, daß die fremden Nationen vertreten sind; Deutschland durch Luther, Friedrich den Großen, Friedrich Hahnemann. In unseren Hauptstädten fehlen immer noch die großen Wohltäter der Menschheit, Georg Washington und Benjamin Franklin.

Vom Weißen Hause aus werden in allererster Linie die Blicke gefesselt durch das hochgelegene, weithin schimmernde Kapitol, das von breit ausladenden Terrassen und mächtigen Freitreppen umgeben, aus üppigem Park in herrlich gezogenen Linien sich aufschwingt. Es lohnt sich, zu Fuß hinaufzupilgern nach all der Pracht, zu der in Stein und Bild vor uns tretenden Geschichte dieses mächtigen Landes, das trotz seiner Jugend schon

eine gewaltige Menge von Erlebnissen und stürmischen Durchgangszuständen hinter sich hat.

Mit Vorliebe habe ich mich von jeher mit dem Werdegang des amerikanischen Weltreiches beschäftigt, mit seinem Keimen und Emporstreben zum Licht ebensowohl wie mit seinem Entfalten. Nur die Anschauung hatte gefehlt. Heute durfte ich in vollen Zügen all das einsaugen, was diese bildlichen Darstellungen, diese Marmorfiguren zu erzählen haben. — Da stehe ich in der Rotunde unter der hochragenden Kuppel; rings Bilder aus der ersten Entstehungsgeschichte; dann in der Nationalhalle mit ihren Statuen. Jeder Staat hat das Recht, die Standbilder zweier seiner berühmtesten Söhne aufzustellen. — Da stehst du ja mit deinem Schwärmerblicke, Eathan Allen, der du die alte Puritanerkampfslust in das Freiheitsringen von 1775 hereingetragen hast, als du mit deinem Gewehrkolben, von wenigen verwegenen Gesellen begleitet, an das Tor der englischen Feste Ticonderoga pochtest: „Aufgemacht im Namen des Großen Jehovah und des Kontinentalen Kongresses!" Da stehst du von Glorienschein umflossen, der du zum Märtyrer wurdest, du Rebell, in grausamer englischer Gefangenschaft! Und heute kann man wieder den Ruf hören der ganzen Welt gegenüber: „Aufgemacht!"

Zur Rechten von der Rotunde befindet sich der riesige Saal für den Teil des Kongresses, der mit seinen 386 Mitgliedern das Haus der Repräsentanten oder kurz „das Haus" genannt wird; links gelangt man zum Sitzungssaal des oberen Teils vom Kongreß, des Senats, der 90 Vertreter zählt; angehängt ist der Raum für das Bundesobergericht.

Dem Haupteingang gegenüber steht das Kolossalstandbild Georg Washingtons, von dem bis ans Ende der Tage gilt, was auf seinem Grabe steht: „Er war der Erste im Krieg, der Erste im Frieden und ist der Erste im Herzen seiner Landsleute." Auch Thomas Jefferson, vielfach sein Gegner, sagt von ihm: „Er vereinigte die größte mir bekannte Makellosigkeit und Reinheit des Charakters mit der unbeugsamsten Gerechtigkeitsliebe. Er war in jedem Sinne des Worts ein weiser, guter und großer Mann." — Für uns Nichtamerikaner wird Georg Washington stets zu den aus dem historischen Gewimmel heraustretenden Lichtgestalten zählen, zu den Erscheinungen, die unwillkürlich ihren Zauber ausüben und durch das Vorbild-

liche ihres Handelns, Denkens, Urteilens Heilmittel für die Schäden aller Lebenskreise und aller Zeiten zu liefern wissen.

Auf der Akropolis ihrer Städte pflegten die Alten einem besonders Hochgehaltenen ein Heiligtum zu bauen. Die Amerikaner haben auf der geheiligten Anhöhe, welche in der Bundeshauptstadt Washington ihr Kapitol trägt, dem von ihnen besonders hochgehaltenen Gott — dem Buch — einen Tempel errichtet. Gegenüber dem Kapitol erhebt sich der Kolossalbau der Bibliothek des Kongresses. Großartigkeit des Stils zeichnet alle öffentlichen Bauten der Amerikaner aus, aber beim Bau dieser Nationalbibliothek ist eine besondere Pracht in Farben und Formen entwickelt worden. Dazu vorzügliche Einrichtungen für Beleuchtung und Erwärmung, für Lesesäle, für rasche Versorgung mit Büchern.

Schon heute ist diese Bücherei teils durch die Pflichtexemplare, die sie von allen in Amerika gedruckten Werken erhält, teils durch eigene Erwerbungen, auf mehr als eine Million Bände gebracht und sie enthält noch Raum für weitere Millionen. — Lernbegieriger als der Amerikaner ist niemand auf der Erde. Natürlich. Demokratien müssen ein kenntnisreiches, einsichtsvolles Volk haben, wenn sie nicht übertölpelt und benachteiligt werden wollen. Offene Köpfe waren es, die als Heimatsucher einstmals hier ans Land traten, um ganz auf eigenen Füßen zu stehen; nichts wollten sie sich vormachen lassen, in gar nichts Vormundschaft dulden. Darum mußten sie alles selbst erkennen, durch den Verstand in sich aufnehmen, verarbeiten; kurz, sie sahen sich genötigt, ununterbrochen zu lernen.

In seiner Bücherliebe, in seiner wachsenden Leselust hat sich nun das amerikanische Volk hier einen wirklichen Bücherpalast errichtet, wie ihn in solcher Pracht die Welt noch nicht gesehen hat. An diese Stätte des Lesens und Sammelns schließen sich in der Bundeshauptstadt noch die großen Regierungsinstitute an, die nicht wie die ebenfalls hier errichteten Hochschulen sich dem Unterrichten unmittelbar, sondern mehr dem Forschen und Experimentieren widmen; ferner die großen Bibliotheken der Ministerien, unter denen besonders die des Kriegsministeriums hervorragt. An allen diesen Büchereien und Sammlungen ist ein Heer von 6000 Regierungsbeamten angestellt. Damit wäre also für den Hofstaat eines der amerikanischen Götter, des Buchs, ausgiebig gesorgt.

Nach dem Vorbild von Washington, oder auch, wie in Neuengland, diesem vorauseilend, sind in allen großen Städten verschwenderisch ausgestattete öffentliche Bibliotheken eingerichtet worden, die zum Teil auch Lesesäle für Kinder haben. Allen Ständen, allen Lebensaltern soll der Besuch der Bücherpaläste zur Lebensgewohnheit gemacht werden.

Dies ist etwas Großes, aber etwas noch viel Bedeutungsvolleres liegt in dem Umstand, daß sich in jedem erst aufkeimenden Dorfe des Westens, dessen Wohnstätten noch aus Blöcken geschichtet sind, doch zwei Gebäude finden, die durch ihre relative Großartigkeit in die Augen fallen: die Schule und die Volksbibliothek. Und wächst das Dorf zur Stadt heran, so überraschen wiederum die Schulen und die öffentliche Bibliothek durch ihre schöne Front und ihre stolze Aufschrift. Hier sind die Handwerkstätten, wo die besten Waffen geschmiedet werden gegen Alkoholismus und Kleinlichkeit, die schließlich auch der Korruption gegenüber zum Sieg verhelfen müssen. —

Unter meinem Gepäck befand sich ein riesiger Kasten, der über die Koffer herausragend fast den Eindruck machte, als wäre er haushoch. Es stak darin eine Schillerbüste nach Dannecker, als Geschenk des Königs Wilhelm II. von Württemberg für die John Hopkins-Universität in Baltimore bestimmt. Zu meinen Aufgaben gehörte es, diese Schillerbüste der Universität mit den Grüßen und besten Wünschen des Geschenkgebers zu überreichen. Am Abend des 28. April kamen wir in Baltimore an, von unseren Gastfreunden, dem Professor Henry Wood und seiner Gattin, aufs herzlichste empfangen. Am folgenden Tage sollte die etwas vordatierte Schillerfeier stattfinden und ich bekam dabei den Inhalt meines großen Gepäckstückes, den ich bisher in seiner Hülle nur zu ahnen vermochte, wirklich zu sehen und zwar in besonders weihevoller Stunde. Unter dem Abschnitt, der den „Schillerfeiern" gewidmet ist, wird darüber berichtet werden.

Nun gab es aber kein Zaudern mehr; es ging dem ersten und eigentlichen Ziele, Chicago, zu. Eine ziemlich weite Reise, trotz beschleunigter Fahrt immerhin 24 Stunden, bis zu weitgehendster Bequemlichkeit gemildert durch die Einrichtungen der Baltimore- und Ohiobahn. Landschaftliche Schönheiten hatten ja auch bisher das Auge entzückt, aber nun nahmen sie anderen Charakter an. Die Täler der Alleghanies haben nicht

wenig Ähnlichkeit mit dem Thüringer Wald, nur zeigt sich die Decke, die der Wald über die Hänge und Kuppen breitet, weit lichter und lockerer, ausgebeuteter, als in den Mittelgebirgen Deutschlands. Hoffentlich kommen die Amerikaner nicht zu spät den Mahnungen des weitblickenden Staatsmannes Karl Schurz nach, der wiederholt für den Wald sprach, für seine Schonung und Vervollkommnung. Noch ein anderes Unterscheidendes: im deutschen Bergland rieseln zumeist nur Bäche oder kleinere Flüsse, Quellläufe der großen; hier schaffen sich mächtige Ströme Bahn: Potomac, Shenandoah, Susquehannah; die Allgegenwart des Wassers bringt Leben in die entlegensten Winkel.

Harpersferry am Potomac in großartiger landschaftlicher Umgebung. Der Platz hat eine Rolle gespielt im Bürgerkrieg; 1862 hat der südstaatliche General Stonewall Jackson hier eine Armee der Nordstaaten zur Ergebung gezwungen. Aber noch mehr; in Harpersferry ist die Vorrede zum großen Bürgerkrieg gehalten worden; das Vorpostengefecht, das der Hauptschlacht vorausgeht, hat sich hier abgespielt. — Zu Ende des Jahres 1859 ist John Brown mit einer Anzahl seiner Gefährten gehängt worden, weil er es versuchte, die Sklaverei in einem ihrer Hauptsitze, in Virginien, mit den Waffen in der Hand aufzuheben. Erfüllt mit dem ganzen Idealismus der Tat, mit der fast dämonischen Kraft der Puritaner Cromwells, mit alttestamentlichem Fanatismus und Fatalismus, so war John Brown auf den Plan getreten. Nichts brannte in dem Herzen des Abkömmlings der Pilgrimväter so heiß als die Begierde, Krieg gegen die Sklavenhalter zu führen, die beleidigte Menschheit an ihnen zu rächen. Harpersferry enthielt ein kleines Zeughaus. Wenig mehr als zwanzig entschlossene Gefährten horchten auf seine Stimme, als er sich im Oktober 1859 zum Anführer aufwarf und den Posten besetzte. Gegen die kleine Schar marschierten virginische Milizen und Marinetruppen der Vereinigten Staaten; mit wenigen wurde John Brown gefangen, die übrigen fielen. Am Abend vor der Hinrichtung nahm er mit der Ruhe eines klassischen Helden Abschied von seiner Frau, und so schrieb er kurz vor seiner Abführung zum Galgen: „Ich bin nun überzeugt, daß die große Ungerechtigkeit, welche auf diesem Lande lastet, nur durch Ströme von Blut beseitigt werden kann."

Die Bahn beginnt zu steigen nach dem Kamm der Alle-

ghanies zu; die Wasserscheide wird überschritten. Dahinten liegt nun das Gebiet, aus welchem alle Wasser mit dem Potomac und anderen Strömen zum Atlantischen Ozean eilen; wir treten ein in das Gelände, das mit dem Monongahela und Ohio seine Bäche und Ströme zum Mississippi schickt, um mit diesem in jenen Teil des Atlantischen Ozeans zu münden, der Meerbusen von Mexiko genannt wird.

Da ist Pittsburg erreicht, jener wichtige strategische Punkt, an welchem durch Zusammenströmen des Monongahela und des Allegheny der Ohio seinen Anfang und seinen Namen erhält. Ein Gelände, das in der Mitte des 18. Jahrhunderts Taten gesehen, deren Erzählung heute anmutet, als hörten wir Abenteuer aus der Zeit des Mittelalters berichten. — Franzosen waren es, über die Seen aus Kanada kommend, welche erstmals diesen Boden betraten und dem Ohio, die Bedeutung des indianischen Namens übersetzend, den Namen La Belle Rivière gaben. Sie hißten ihre Königsflagge und bauten als ihren Stützpunkt Fort Duquesne. Zu gleicher Zeit drangen virginische Hinterwäldler über den Kamm des Alleghanies herüber, keinen Zweifel darüber hegend, daß dieses schöne Westland ihnen und ihren Nachkommen gehöre. So ging der Kampf um den Ohio an in den Jahren 1754 bis 1758, ein Kampf, an dessen Hin- und Herfluten sich der Name des jugendlichen Georg Washington knüpft, der eben aus einem Feldmesser zu einem Führer der virginischen Freiwilligen sich umzubilden begann.

Ja, es kamen unter alten Generalen auch englische Linientruppen zu Hilfe. Aber diese Führer verstanden nichts vom Buschkrieg, nichts von der Kunst, Strapazen zu ertragen, überall einen Ausweg zu finden, niemals zu verzagen. Zudem waren die Indianerstämme längst von den Franzosen gewonnen, deren Sendlinge mit dem roten Mann sich auf vertrauten Fuß zu stellen wußten, aus einer Schnapsflasche mit ihm tranken, sich an den nächtlichen Tänzen beteiligten und schließlich wohl auch die rote Maid zur Gefährtin nahmen, recht im Gegensatz zu den Leuten aus den englischen Kolonien, die so zurückhaltend und steif dem Indianer begegneten.

So kam es, daß Engländer und Virginier zunächst mit blutigen Köpfen abzogen; das Tal des Monongahela hallte wider vom Kriegsgeheul der Indianer, die in der Vorhut ihrer

französischen Bundesgenossen standen. Erst dem kecken und klugen Vorgehen Washingtons gelang es, die Franzosen zum Aufgeben ihrer Feste Duquesne zu veranlassen. Auf der Stätte, wo ihre rauchenden Trümmer standen, an der Stromgabel, wo aus den zusammenfließenden Wassern von Monongahela und Alleghany der Ohio hervorgeht, wuchs eine virginische Niederlassung empor, Pittsburg geheißen zu Ehren von William Pitt, der als erster unter den englischen Ministern die Weltbedeutung dieser Kolonien erkannt und sie aus der Stellung von Dienenden zum Rang von Gleichberechtigten und Mithandelnden emporzuheben begann. —

Der Morgen des 1. Mai bringt auch in den Schlafwagen herein; recht im Innern der Vereinigten Staaten, in Indiana wahrscheinlich. Wie wohl das Land sich hier dem Auge zeigt? Ein kühler, fast von Frost begleiteter Morgen; rings ebenes Feld, da und dort Gehölze; ein Ackersmann, der mit zwei Gäulen am Pflug lange, lange Furchen zieht; benachbart eine Wiese, auf der ein paar Fohlen Reißaus nehmen, während eine Schar Kühe das Schauspiel des rasselnden Schnellzugs gefaßt erträgt. Einzelne Farmen, bald sorgfältig angelegt, bald notdürftiges Dach gewährend; in einiger Entfernung ein größerer Wohnplatz, nach dem eine kerzengerade Straße führt, zuweilen sogar ein bescheidener Kirchturm.

Eine kleine Dünenlandschaft kündigt die Nähe vom Südufer des Michigansees an. Sonst alles weithin flach. Die Anzeichen von der Nähe Chicagos mehren sich. Durch ganze Stadtviertel nicht eben imponierenden Aussehens braust der Zug hindurch, Schornsteine und geschwärzte Vorstadtstraßen. Wahrhaftig, wir sind an Ort und Stelle, in höchst unfreundlicher Halle. Desto freundlicher gestaltete sich der Empfang. Frau Otto C. Schneider schloß nicht nur ihren Gatten, sondern auch uns, die von ihm mit so viel Sorgfalt behüteten Fremdlinge, in die Arme, packte uns in bequeme Kutsche und fort ging es auf langer Fahrt. Erst unterwegs erfuhren wir, was es heißen wollte, eben in diesen Tagen einen Wagen zu erhalten; denn es war Streik, ein Streik schlimmster Art, der Ausstand der Kutscher und Fuhrleute in Chicago. Fort ging es, bald holpernd und stoßend, bald auf glatter Bahn, bis wir die im Norden der Stadt gelegene, dem Lincolnpark benachbarte La Salle Avenue erreicht hatten und vor Schneiders Hause hielten.

Noch ganz besonders mußte ich die Hausnummer betrachten; da steht sie also, die ich seit Jahren so oft geschrieben; über diese Treppen, durch diese Haustüre hat so lange der Briefträger meine Zuschriften befördert. Es ist La Salle Avenue, eine gar stille Straße, nicht gestört durch Kaufläden oder Wirtschaften, geeignet für ruhige, behäbige Leute. Nur in kleinen, kaum bemerkbaren Ausläufern dringt das Tosen und Lärmen der Weltstadt hierher, wenn der Zeitungsjunge mit gellem Ausrufen sich bemerkbar macht, oder die Karrenführer bei den Köchinnen für ihre Waren Aufmerksamkeit zu erregen suchen. Ihren Namen hat der Straße jener große Entdecker La Salle gegeben, der zu Ende des 17. Jahrhunderts von Kanada aus seine Reisen begann und mit Hilfe der großen Seen die sehnlichst gesuchten Küsten der Südsee zu erreichen trachtete. Denn es dauerte lange, bis die Menschen es in ihre Vorstellungen aufzunehmen vermochten, daß der Zugang vom Atlantischen Ozean zur Südsee, zum Pacific, durch den amerikanischen Kontinent fast von einem Pol zum anderen zugemauert sein sollte. Durchfahrten suchen wurde zur Mode.

Für eine Reihe von Tagen oder vielmehr von Wochen sahen wir uns nun im sicheren Hafen eingelaufen. Auspacken, Ordnen, sich mit der Topographie des Hauses und seiner Lebensordnung bekannt machen. Erster Ausgang in die Office der Illinois Staatszeitung, in deren Chefredakteur Wilhelm Rapp ich einen Landsmann zu begrüßen habe. Unzählige Grüße von gemeinschaftlichen Freunden aus dem Schwabenland hatte ich zu bestellen. Denn dort drüben ist Wilhelm Rapp ein ebenso volkstümlicher Mann wie hier, wo er sich vom Achtundvierziger Flüchtling zum Chefredakteur und einem der angesehensten öffentlichen Charaktere aufgeschwungen hat. Er schmunzelte vergnügt, der brave, herrliche Alte, als er Kunde von so viel Zeichen freundlichsten Gedenkens erhielt.

Die nächsten Tage wurden beherrscht durch die von dem Streik veranlaßten Unbequemlichkeiten und durch eine Reihe von Gesellschaften, welche reiche Gelegenheit boten, die bei den geplanten Schillerfeierlichkeiten tätigen Persönlichkeiten kennen zu lernen und sich mit den Formen und Gesetzen geselligen Verkehrs vertraut zu machen. — Von dem Streik, der in den entlegenen Industrie- und Geschäftsvierteln mancherlei Unbequemlichkeiten schuf, drangen Berichte in unsere stille La Salle

Avenue, wie wenn sie aus einer anderen Welt kämen; eine Berührung mit dem Hin- und Herwogen der Bewegung fand nur statt, wenn wir die weite Reise aus unserer Idylle hinein in die rauhe Wirklichkeit unternahmen. Man erinnerte sich des Streiks vor 11 Jahren, dessen schlimme Begleiterscheinungen durch ein Truppenaufgebot gedämpft werden mußten. Wo man hinhorchte, fand man auch, daß ein außerordentlich heilsamer Respekt vor den Truppen der Bundesarmee und ihrer rücksichtslosen Energie bestand. Ja, auch vor den äußerlichen Abzeichen der Bundesgewalt. Wo ein U. S. aufgemalt sich zeigte, da konnten die als Willige sich stellenden Fuhrleute, meist Farbige, ruhig ihres Wegs ziehen, während bei anderen Gelegenheiten sich terroristische Roheit nicht selten ans Licht getraute.

Dem Streik verdanke ich das Bekanntwerden mit einer Eigenschaft des amerikanischen Volkes, die ich bei dieser temperamentvollen Rasse nicht gesucht hätte. Es lag für mich ein Paket auf dem Hauptpostamt. Der Streik der Fuhrleute hatte ein System zur Folge gehabt, nach welchem die Adressaten Anweisung erhielten, ihre Pakete selbst auf der Post zu holen oder holen zu lassen. Dies Geschäft brachte mich in den weiten Raum, in welchem Hunderte auf ihre Pakete warteten. Wirklich stundenlang warten mußten und wirklich ausharrten, bis die Reihe an sie kam; ausharrten ohne ein Wort des Ärgers, der Ungeduld, der sich für berechtigt haltenden Entrüstung. Man sah da Hunderte von Männern stehen, die ihre kostbare Zeit verloren und doch geduldig warteten, bis die in Hembärmeln sich abmühenden Beamten mit der Reihe an sie kamen.

Man spricht so viel von der Gutherzigkeit z. B. des Schwaben; die wichtigtuende Schimpferei aber hätte ich hören mögen, wenn der Paketraum mit seinem wartenden Publikum sich nicht am Michigansee, sondern am Bodensee oder am Neckar befunden hätte. Die bewußte Gutherzigkeit des Amerikaners gehört eben wesentlich dem überlegenden Verstand, nicht bloß dem Herzen, d. h. der augenblicklichen Laune an. Auch bei großen Verkehrsstockungen mußte ich die unzerstörbare Geduld der Massen bewundern. So werden auch die Angewöhnungen oder Willensäußerungen eines anderen, wenn sie im Augenblick auch ein wenig stören, mit außerordentlicher Nachsicht ertragen. Man ehrt den Willen des Fremden. Natürliche gute Manier hat an solcher Geduldbezeigung auch ihr gut Teil. Kindern und Dienst-

boten gegenüber zeigt sich dieselbe Langmut; hört man Schimpferei, so ist der Beweis geliefert, daß der Lärmmacher noch nicht lange im Lande ist.

Aus dem Hotel auf die Straße blickend, im Hotel selbst, auf dem Tram, auf der Eisenbahn läßt sich gewiß manch Überraschendes und Neues beobachten. Nur kommt der Beobachtende in Gefahr, auf der Oberfläche Liegendes, Zufälliges für Eingelebtes, allgemein Übliches zu halten. Die Geselligkeit, welche alltäglich zweimal Gäste zusammenführte in dem Schneiderschen Hause und in befreundeten, auch zuweilen im Klub, brachte mir den Vorteil, trotz kurzer Anwesenheit auf dem Boden Amerikas doch manchen Dingen auf den Grund gehen zu können, namentlich die Kunst herauszufinden, diese Amerikaner und Amerikanerinnen als neue Erscheinungen voll zu würdigen. Manche mögen sich damit begnügen, das Unterscheidende zwischen dem deutschen und amerikanischen Menschenkind mit aller Genauigkeit zu verzeichnen. Besser tut man und rascher kommt mau zu seinem Ziele, den amerikanischen Menschen eben zu nehmen wie er ist, weniger das Unterscheidende herauszubestillieren, als vielmehr die Merkmale seiner Wesenheit festzustellen.

So viel Geselligkeit hätte ja ermüdend wirken können, wenn nicht immer wieder neue Anregung aus ihrer Zusammensetzung hervorgegangen wäre. Geschäftsleute, große und kleinere, Richter, Professoren der Universität, Redakteure, Deutschamerikaner und aus altenglischem Blut Stammende, Herren wie Damen gleich anregend. Zwei Dinge kommen dazu: das fein ausgedachte Zeremoniell, mit dem die amerikanische Sitte trotz der allgemeinen Ungebundenheit jede Verunzierung ihres geselligen Tons fernzuhalten weiß, und die außerordentliche Mäßigkeit im Genuß geistiger Getränke, die bei vielen, namentlich bei der jüngeren Generation, in völlige Abstinenz übergeht.

Diese Tage, welche den Schillerfesten vorangingen, brachten mir auch die Auszeichnung einer Einladung in den Kolumbia-Frauenklub. Geschäftliche Angelegenheiten wurden verhandelt und ich mußte die Ruhe und Sicherheit der Leitung sowohl als des weiblichen Publikums bewundern. Professor Hohlfeld von der Madison-Universität hielt einen Vortrag über Goethes Faust; dann kam ich selbst auf kurze Zeit zum Wort, um den Damen zu erklären, wie ich überhaupt zu meiner Sendung nach Amerika gekommen sei, wie ein Hauptaugenmerk von mir

sich darauf richte, die Amerikanerinnen kennen zu lernen. Als Gehilfin bei solchem Streben habe sich deshalb, der Worte von Longfellow gedenkend:

Wie die Sehne zu dem Bogen,
So gehört das Weib zum Manne,.

meine Frau angeschlossen.

Und hier, im Kreise gebildeter, strebsamer Damen sitzend, finde ich wohl am ehesten Gelegenheit, etwas, wenn auch wohl Lückenhaftes über die amerikanische Frau zu sagen. — „Dies Land gehört den Frauen"; eine derartig lautende Inschrift wäre schon in den ersten Generationen der Kolonisten am Platz gewesen; heute erscheint die Herrschaft der Frau im geselligen und häuslichen Leben, ihre Anteilnahme an der Herausbildung der öffentlichen Meinung als ein außerordentlich wichtiger, vom Leben dieses Volkes nicht trennbarer Faktor.

Unter den die Axt schwingenden Pionieren erschien die Frau noch als eine seltene Zierde des Haushalts. Wo sie aber am Herde stand, ist sie über alles hochgehalten worden. Der Mann ging vollständig in grober Arbeit, im Geschäfte auf. Die Frau allein fand Zeit, für den Schmuck des Lebens und des Hauses zu sorgen. Sie allein erhielt Gelegenheit, Nützliches zu lesen und nachzudenken. So zog allmählich mit dem Fortgang historischer Entwicklung das Gefühl geistiger Überlegenheit beim amerikanischen Weibe ein und der Mann verstand sich dazu, dies Gefühl zu respektieren.

Tiefsitzende ursprüngliche Empfindungen pflanzen sich auf geheimnisvolle Weise durch Generationen fort. Heute findet sich in allen Lebenskreisen und in allen Schichten die Verehrung der Frau und die Schonung ihrer Kräfte durch einen nicht verletzbaren Kranz von Gesetzen und, was mehr ist, von heilig gehaltenen Gebräuchen umrahmt.

Viele der hessischen Landsknechte, welche im Revolutionskrieg von 1776 an auf seiten der Engländer dienten, haben fleißig Tagebücher geschrieben. In keinem derselben fehlt der ungesuchte Ausdruck der Bewunderung für die schönen Amerikanerinnen, für ihre zierliche Taille, geraden Wuchs, verführerische und doch abweisende Miene. — Der niedersächsische Stamm ist an sich schon ein bevorzugter und hat durch seine Aussaat in England weitere glückliche Mischung erfahren. Von diesem edelsten Stamm englischer Landleute sind die ersten leichten

Wogen der nach Westen gerichteten neuen Völkerwanderung ausgegangen. Voll Befriedigung sahen der Stuartkönig und seine Kavaliere, wie diese Stücke englischen Volkstums, zum Teil unruhiger und neuerungssüchtiger Natur, in der Ferne verschwanden und von dem Boden Amerikas gewissermaßen eingeschluckt wurden, wie man ihrer los sei für alle Zeiten. Daß gerade die Tüchtigsten und Beanlagtesten hinauswanderten, das blieb lange ein Geheimnis.

Manch ein wilder Schößling aus den vornehmsten Völkern Europas gesellte sich in Amerika selbst noch zu dem ursprünglichen angelsächsischen Blut und trug weitere Rasseneigentümlichkeit hinüber. Die Amerikanerin von heute hält ihre schlanke Figur in gerader, sicherer Haltung. Auch die Angehörige der unteren Klassen weiß in jede ihrer Bewegungen einen Adel, eine Würde zu legen, welche die Frauen anderwärts von gleicher, ja selbst höherer Rangstufe nicht kennen, wenigstens nicht von Natur aus. Mehr noch, die Amerikanerin weiß die Frauen eingewanderter Stämme von Generation zu Generation mehr und mehr in *ihre* Haltung und Anschauung hineinzuzwingen. Neben dem Ausdruck der Entschlossenheit und Selbstbeherrschung wohnt in dieser Miene ein feiner Ausdruck des Taktes. Es zeigen sich spielende Liebenswürdigkeit und eine eigene Art herzlicher Vertraulichkeit, gleich weit entfernt von gemeiner Familiarität wie von der aus ihr erwachsenden Zudringlichkeit.

Unter Amerikanerinnen wird man sich in vollem Maße bewußt, daß wir wirklich in einer neuen Welt sind, unter neuen Menschen uns befinden, deren Kultur, obwohl in ihren Elementen europäisch, durch und durch neue Formen, amerikanische Natur angenommen hat. Da ist nichts Aufgewärmtes, Nachgeäfftes, wie man es denn in Amerika nicht liebt, Nachahmer zu sein. Bald wird man inne, daß Ursprung, Prinzipien und Gedankengang dieser Republikaner ganz und gar von den unsrigen verschieden sind, daß dies Volk nach einem anderen Maßstab als dem gewöhnlichen europäischen, am wenigsten aber von oben herab, beurteilt werden muß.

Der Ranke, die sich an stärkerem Anhalt emporschlingt, gleicht die Amerikanerin nicht. Aber darum bleiben ihr doch echt weibliche Züge. Eine Unterhaltung mit amerikanischen Frauen wird durch ihr Wissen, ihre Belesenheit, die Un-

befangenheit ihres Urteils zum Genuß; allein dabei sind sie zugleich in Überwachung und Führung des Haushalts wohl erfahren, ohne jedoch das mindeste Aufheben davon zu machen. Die Wichtigtuerei mit jeder Einzelheit häuslicher Sorge und häuslicher Arbeit fehlt. Keine aufdringlichen Geständnisse, daß sie es seien, welche die Hausarbeit verrichten, während doch oft genug nur das Wischtuch ihr Fetisch ist. Alles geht so stille, so ruhig vor sich, arbeitet sich so geräuschlos in die Hände, man hört so selten eine schreiende, laute Stimme, so ungemein selten etwas, was einem Gezänke auch nur von ferne gleicht; so anständig gelassen und doch wieder ungemein lebendig bringt die Amerikanerin ihr Haus in Ordnung und erhält es.

Nicht zu leugnen ist, daß ein gut Stück von dem Herrschaftsgebiet des Mannes, wie es andern Orts noch von festem Zaun umhegt dasteht, in Amerika in die Hand der Frau hinübergleitet, ohne daß diese an Weiblichkeit eingebüßt hätte. Damit hat die Amerikanerin Rechte bekommen, deren sie sich würdig gezeigt hat dadurch, daß sie zugleich die damit verbundenen Pflichten übernommen hat. Sie erscheint als Herrscherin im Hause, in der Gesellschaft, als Hüterin der guten Sitte. Ihrem Einfluß ist es auch wohl zuzuschreiben, daß heute auch der größte Geldsack nicht mehr allein in die Kreise der Aristokratie einführt. Seit der Ton der aristokratischen Gesellschaft beherrscht wird von den auf der Universität herangebildeten Männern und Frauen, seit diesem Zeitpunkt ist ein wesentlicher Umschwung eingetreten. Die Million, namentlich wenn sie der Besitzer selbst erworben, nicht bloß ererbt hat, mag ihm immerhin eine gewisse Bedeutung geben, aber die eigentliche Einlaßkarte in die Kreise der Aristokratie wird doch von dem Grad der erlangten Bildung, von dem Refinement, von dem Besuch einer Universität erteilt.

Es war ein glücklicher Einfall von mir, daß ich meine Frau veranlaßt hatte, sich mir als Reisegefährtin anzuschließen. Mancher Raum ist mir dadurch zugänglich, manche Persönlichkeit näher gerückt worden. Drollig ist, was spätere Eingeständnisse enthüllt haben. Deutsche Generale hatte man in Amerika schon oft gesehen, auch ein Bild von mir war hinübergekommen. Nur von meiner Frau vermochte man sich in den Kreisen, die sich für uns interessierten, keine rechte Vorstellung zu machen. Gleicht sie jenen mageren, dürren, steifen Figuren, die so streng

blicken, oder jenem Typ aus den Fliegenden Blättern, wo dicke, gewichtige Kommandeusen die angstschwitzenden Leutnante zum Tanze befehlen? Eine große Genugtuung war es jedesmal, zu sehen, wie beim Empfang sich die besorgten Gesichter merklich beruhigten.

Die Erziehung ist es, welche der Amerikanerin zu ihren reichen natürlichen Anlagen noch schätzenswerte Mitgaben hinzugefügt hat. „Behandle deinen Knaben als einen Mann und er ist ein Mann," pflegt man in Amerika zu sagen. Und man sagt nicht nur so, man handelt danach und zwar bei beiden Geschlechtern. Überall gilt, von der Kinderzeit an bis über die Jünglingsjahre hinaus, der unbeaufsichtigte Verkehr zwischen Knaben und Mädchen als selbstverständlich und harmlos. Sie sitzen auf denselben Schulbänken und trennen sich allermeist auch im College und auf der Universität nicht. Ja, in dem gemeinschaftlichen Gymnasium trifft man zuweilen mehr Mädchen als Knaben. Manche der männlichen Schulkameraden mußten schon hinaustreten ins Erwerbsleben, die Mädchen blieben der Wissenschaft treu; auch später zeigt sich das oft: die Männer lesen Zeitungen, die Frauen Bücher.

Aus dem öffentlichen Leben, aus dem, was die Volksseele beschäftigt, pflegten die amerikanischen Frauen mit sicherem Empfinden stets ein Bedeutsames herauszugreifen und als ihr spezielles Arbeitsfeld voranzustellen. Mit Feuereifer stürzten sie sich ehemals in Bekämpfung der Sklaverei, heute treten sie auf den Plan für alles das, was mit Temperenz zusammenhängt; eine gewisse Bewegung zeigt sich auch, die für Frauenstimmrecht eintritt. In Beziehung auf Ausübung von Berufen aber scheint die Amerikanerin an der Grenze des Erreichbaren angekommen zu sein. Gerichte und Behörden, Post und Telegraphen, die Schreibstuben der Geschäftsleute rekrutieren sich ja längst aus den Kreisen der Frauen; weibliche Architekten, Apotheker, Pfarrer, ja selbst Lokomotivführer sind keine Seltenheit mehr. — Sollte bei so viel Aufwärtsstreben, bei so viel Licht nicht auch Schatten sich zeigen? Die mit einem gewissen Egoismus durchgeführte Hebung des Individuums droht in der Tat die Gesamtheit zu schädigen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr allzu ferne, wo die Frau wieder für die Familie und deren nächste Aufgaben zurückerobert werden muß. —

Die Art des Wohnens erleichtert der Amerikanerin ganz

wesentlich ihre Aufgabe. Von Anfang an trachtet jede Familie nach eigenem Haus und Gärtchen. So ergibt sich als Regel, daß man im eigenen Hause wohnt. Und im eigenen Haus verrichten Mann und Frau manche Arbeit, die in der Mietkaserne kaum möglich ist. Zudem wird alles ins Haus geliefert und täglich sehe ich, wie in unserer La Salle Avenue, von der ich regelmäßig in den Lincolnpark wandere, mit den gelieferten Lebensmitteln zugleich Kochrezepte in die Küche fliegen. Es wird auch nicht so oft und so vielerlei gekocht. — Das hängt mit der Schwierigkeit zusammen, Dienstboten zu halten. Nicht nur ungemein hoch stellt sich ihr Lohn, sondern jederlei grobe Arbeit muß ihnen abgenommen werden. In dem bequemen, geräumigen Hause bei der Familie Schneider werden zwei Dienstboten gehalten, ein riesiger Luxus, Köchin und Zimmermädchen. Dennoch erfreuen sich meine Stiefel nicht der geringsten Beachtung; erst als die Mädchen glaubten, auf ihre Weise ihren Beifall bekunden zu müssen für dieses oder jenes in der Öffentlichkeit über mich gehörte Wort, erst von diesem Zeitpunkt an wurde mein Schuhzeug wenigstens einigermaßen zu einem Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit.

Solchen Gedanken und Erinnerungen aus den letzten ereignisreichen Tagen nachgehend, saß ich also in dem kühlen Hohl unter dem Grantdenkmal im Lincolnpark in Chicago. Nur eine außerordentlich kurze Pause trennte die jüngste Vergangenheit von den bedeutsamen Festtagen, die mit dem 6. Mai für die Schillerfreunde in Chicago anbrechen sollten. Großartige Vorbereitungen waren im Gang, das fühlte man, um die vier Tage vom 6. Mai bis zum Todestag Schillers am 9. Mai in würdiger Weise auszufüllen. Es schien diese große Zeitspanne eben notwendig, um allen etwas zu bieten: den deutschen wie den bloß englisch sprechenden Mitbürgern, jüngst eingewanderten Deutschen und ihren Kindern, wie den alten Ansiedlern aus angloſächsischem Stamm, den Liebhabern der Musik wie der Poesie, denen, die volkstümliche Vorträge gerne hörten, wie solchen, die akademisch gehaltene Ausführungen vorzogen.

Noch aber sollte die Zeit ausgenützt werden, um die Börse und andere Sehenswürdigkeiten der Großstadt in Augenschein

zu nehmen. Also Abschied nehmen von meiner weltabgeschiedenen Höhlung in dem massigen Felsgestein des Grantdenkmals und sich den liebenswürdigen Führern zur Verfügung stellen. — Wir näherten uns offenbar dem Herd eines Aufstandes, dessen Brüllen uns entgegenschlug wie das Rachegeheul eines leidenschaftlich erregten Volkshaufens. Oder ist es Meeresbrandung? Also hinauf zu den Zuschauerbänken! Man genießt hier von oben herab das Schauspiel, wie mehrere hundert Verrückter und Tobsüchtiger auf einem runden Podium von riesigem Durchmesser aufeinander losstürzen und sich totschreien, sich selbst und die anderen. Was sie tun? Sie machen den Weltpreis für den Weizen. Wie nur aus solchem höllischen Durcheinander etwas Vernünftiges herausdestilliert werden kann?

Abseits von dem Podium, auf dem der Wettkampf im Brüllen und Aufschreien ausgefochten wird, stehen längs den Wänden der weiten Halle zahlreiche Schreibpulte, Telegraphen- und Telephoneinrichtungen. Sie scheinen die Quelle zu bilden, aus der immer neuer Stoff zum Toben fließt. Da kommt auf einem Zettel eine Kunde von einer der Quellen her: wie eine Bombe schlägt der Zettel ein. So wie ein scharfer Windstoß in die schon erregte See fährt und die Wellen brüllend hoch aufbäumen macht, so scheinen sich jetzt die Kämpfer zu recken, ihre Mähnen zu schütteln und mit einer Kraft, als hätten sie heute noch gar nichts geleistet, gegeneinander loszutoben. Etwas abseits von der Weizenschlacht erhebt sich ein zweites kreisrundes Podium, das Kämpfer in Angelegenheiten von Mais an sich lockt. Es geht hier vergleichsweise ruhig her gegenüber dem scharfen Zusammenstoß dort.

Zur Erholung ging es ins „Hofbräu" und zur Besichtigung einer der riesigen Brauereien, die ihre Gründung und die Nachhaltigkeit ihres Aufschwungs Deutschen verdanken. Mit angemessenem Staunen wurde der Pferdestall im ersten Stock mit seinen achtzig schönen Insassen schwersten Schlags bewundert, die Einrichtungen zum Putzen der Tiere; die Keller im dritten, im vierten und im fünften Stock, für welche Kühlvorrichtungen die erforderliche Temperatur erzeugen. — In Chicago gewesen sein und die Stockyards, die Schlachthäuser nicht gesehen haben? Das schien meinen Begleitern undenkbar zu sein. Meine Sache ist es sonst nicht, auch nur in einen Fleischerladen zu gehen; auch imponieren mir riesige Zahlen nicht, wie solche von täg-

lich geschlachteten, gekühlten, verkauften, zerstückten Tieren. Schließlich mußte ich zustimmen. Armselig und die Gesundheit der in Massen angesammelten Tiere wenig fördernd erscheinen die Viehhürden. In den Schlachthäusern selbst verlief die Sache besser als ich gefürchtet hatte; nirgends in diesen ungeheuren Hainen von geschlachteten und in gefrorenem Zustand aufgehängten Tieren und Tierstücken irgend ein abstoßender Geruch oder sonst widerwärtiger Eindruck. — Besonders drollig war es im Schlachthaus der Schafe zu sehen, wie ein alter Hammel in außerordentlich geschäftiger Weise zwischen Schlachtbank und Schafhürde hin und her lief, um immer wieder einen neuen Trupp seiner scheuen Volksgenossen durch sein unbefangenes Voranschreiten zum Eintreten in den verhängnisvollen Raum der Schlachtbank zu veranlassen. Am Ende wird er wohl selbst auch einmal daran glauben müssen, wenn er sich nicht vorher aus dem Staube macht, was ihm in seiner Lage bei weitem schwerer fallen wird als anderen Verführern blind vertrauender Stammesgenossen.

II. Schiller in Amerika

1. Der deutsche Dichter und die Amerikaner

Die herrenlose Schönheit des Landes, die Großartigkeit seiner Natur sprachen lange Zeit mit allzu überwältigender Stimme zu den Kindern des Landes, als daß sie ihre Sinne auf etwas hätten richten können, das nicht unmittelbar mit diesem Boden zusammenhing. Wenn man von religiösen Betrachtungen absieht, so wurde in der Tat auf geistigem Gebiet in den ersten Generationen der Kolonialzeit kaum etwas produziert, was jenseits des täglichen Lebens und der nächsten Interessen des Landes liegt. Das amerikanische Volk hat mit den Anfängen seines geistigen Lebens so viel in die Nähe wirken müssen, es sah sich so viele Ziele von praktischer Bedeutung unmittelbar vor die Augen hingestellt, daß ihm keine Zeit übrig blieb, in die Tiefe zu gehen; noch fehlte jeder Enthusiasmus für große Leistungen in Kunst und Wissenschaft, die um ihrer selbst willen da sind und ihren Zweck in der eigenen Vervollkommnung finden.

Die Einsamkeit des ersten Ansiedlerlebens drückte amerikanischer Denkweise in mehrfacher Beziehung ihren Stempel auf. Mit einer Art selbstbewußter Schweigsamkeit lernte der Kolonist in allen Lagen sich selbst helfen; die Nötigung zu jeder Art von Handarbeit gestaltete sich im Wechsel der Zeiten zu der Quelle für eine besondere Art von Findigkeit, welche das Wesen des Amerikaners kennzeichnet. Sein Verstand blieb weit entfernt, sich mit unlösbaren Aufgaben abzugeben, er richtete ihn ungeteilt auf die lösbaren Fragen des Lebens. Und weiter: der puritanische Geist, der von Anfang an die besondere Art von Tapferkeit in die Seele des neu sich zusammenschließenden Volkstums goß, bürgte zunächst für die Aufrechterhaltung aller geistig sittlichen Werte, schuf aber Schranken für freie literarische Betätigung.

Die eine Freistatt gefunden hatten für sich selbst, eine neue Heimat dem Boden abrangen für Kinder und Kindeskinder, die stets im Kampfe lagen mit einer kräftig wuchernden Natur, mit wilden Tieren und Indianern, mit den Gewalttätigkeiten der Oberherren in London, solche Leute verspürten keinen Drang, die Bilder ihrer Phantasie, die Spiegelungen der Außenwelt in Schriftstücken oder gar im Lied der Nachwelt zu hinterlassen. Ja, in religiösen Betrachtungen suchten sie sich zu stärken und pflegten auch dann, wenn sie mit Außendingen sich beschäftigten, diese im Licht religiöser Gesinnungen zu betrachten.

Diejenigen aber, welche das Bedürfnis nach schöner Literatur empfanden oder welche sich, abweichend von der Mehrzahl der Volksgenossen, selbst auf diesem Gebiete versuchen wollten, lehnten sich noch vollständig an englisches Vorbild. Erst als die Amerikaner in ihrer Revolution vom Jahr 1775 ab aus den engen Rahmen herauszutreten begannen, mit denen die englische Bevormundung sie politisch und wirtschaftlich einschloß, als sie Fenster hinausschlugen aus ihrer Enge, um unbefangen selbst hinausblicken zu können, um zugleich von allen Weltgegenden her Licht und Wärme hereinströmen zu lassen in diese Neue Welt, erst von diesem Augenblick an scheint sich eine nähere Bekanntschaft mit der deutschen Literatur, mit dem Erwärmen an den Werken der deutschen Klassiker, insbesondere an Goethe und Schiller zu datieren. —

Es ist das alles jüngst in treffenden Darlegungen nach-

gewiesen worden durch J. T. Hatfield, Professor an der Northwestern-Universität in Evanston in Americana Germanica, III. 3 and 4, durch Marion Dexter Learned, Professor an der Universität von Pennsylvanien in Philadelphia, und durch Otto C. Schneider, Präsidenten des Institute of Germanics in Chicago, von diesen beiden letzteren im Marbacher Schillerbuch.

„Einfluß der amerikanischen Revolution auf die deutsche Literatur" betitelt J. T. Hatfield seine reichhaltigen Betrachtungen, aus denen wir zurückschließen können auf das wachsende Interesse der Amerikaner für deutsche Literatur, insbesondere für Schiller. Der Verfasser läßt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" reden: „Noch lebhafter aber war die Welt interessiert, als ein ganzes Volk sich zu befreien Miene machte ... man wünschte den Amerikanern alles Glück und die Namen Franklin und Washington fingen an, am politischen und kriegerischen Himmel zu glänzen und zu funkeln." Goethe sowohl als Schiller haben in ihren Unterhaltungen nur freundliche Worte für das amerikanische Volk und sein glorreiches Land gehabt.

Am meisten mutete den Amerikaner bei Schiller an der tief menschliche nach Freiheit ringende Zug, der in den „Räubern" zum Ausdruck kommt, die heiße Glut der emporlodernden Flamme, die Wärme, mit der das Elend der Menschheit umfaßt wird; die republikanische Zielbewußtheit in „Fiesko"; das Verdammen despotischer Willkür in „Kabale und Liebe". Nach einer in London erschienenen Übersetzung wurden „Die Räuber" als „The Robbers" in Philadelphia nachgedruckt als erstes Schillersches Drama; am 14. Mai 1796 wurde dieses erstmals auf der Bühne in New York aufgeführt. Bevor das 18. Jahrhundert zur Rüste ging und in den ersten Jahren des 19. feierte das deutsche Drama auf der amerikanischen Bühne eine Reihe von Triumphen; wenn auch nicht unverstümmelt, gingen „Kabale und Liebe", „Don Carlos" über die Bretter; Übersetzungen befanden sich außerdem in den Händen des Publikums von „Geisterseher", „Piccolomini", „Wallenstein", „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs".

„Wir gewinnen also", sagt Learned, „einen neuen Gesichtspunkt für Schillers Einfluß auf Amerika in dieser Zeit und sehen ihn nicht sowohl als deutschen Dichter, als vielmehr als Zeit- und Weltdichter; wir sehen ihn auch sozusagen als eng-

lischen Emigrantendichter auf die literarische und kulturelle Entwicklung der jungen Republik Einfluß gewinnen."

In dem weiteren Gang von Schillers Einwirkung auf das amerikanische Geistesleben sind zwei Zeitspannen zu unterscheiden: Die Rückwirkung der auf deutschen Universitäten studierenden Amerikaner von 1820 etwa bis 1840; und zum zweiten der Einfluß der von Deutschland nach Amerika abfließenden Welle von politischen Flüchtlingen, die Achtundvierziger genannt.

Den Anstoß zu selbständigem Studium der deutschen Literatur gaben junge Amerikaner, unter denen Alexander Hill Everett, George Bancroft, Henry Wadsworth Longfellow, Bayard Taylor voranstehen. Sie emanzipierten sich von der Vermittlung durch England und stiegen bei längerem Aufenthalt auf deutschen Universitäten und anderen Zentren deutschen Geisteslebens unmittelbar zur Quelle hinab. — In der Zeitschrift North American Review erschien 1823 ein Aufsatz von Everett über Heinrich Dörings Schillerbiographie, in welchem er Deutschland beglückwünschte, einen Dichter zu besitzen, der so gewaltigen Einfluß ausübe auf Tugend und Glückseligkeit der Menschenkinder. In dieselbe Zeit fallen Übersetzungen einer Reihe von Gedichten durch George Bancroft. Bis in sein spätes Alter bewahrte der berühmte amerikanische Historiker seine Vorliebe für Schiller. In seinen Studies in German Literature spricht er stets mit größter Begeisterung von ihm.

Der besondere Freund der deutschen Literatur, Henry Longfellow, zeigte eine hervorragende Aufnahmefähigkeit für deutsches Wesen, die aus seinem ganzen Wirken spricht. Überall ist der Einfluß von Friedrich Schiller unverkennbar. Longfellow sagt von ihm: „Schiller war ein Mann von tiefem und ernstem Charakter. Er ist bei weitem der größte tragische Dichter der deutschen, ja einer der größten in der modernen Literatur überhaupt. Edelste Erzeugnisse sind auch seine lyrischen Gedichte. Als Historiker und Philosoph steht er auf einer sehr hohen Stufe. Zu den ausgeprägtesten Kennzeichen seines Schaffens gehört die moralische Höhe, auf der sich alle seine Werke halten. Sein Name ist ein unsterblicher Besitz für Deutschland."

Longfellow und nicht wenige seiner Zeitgenossen: Everett Hale, Bayard Taylor, George Henry Calvert, haben das Ihrige getan, um für Schiller und die ganze deutsche Literatur den

Boden vorzubereiten. Sie waren Männer, die im Geiste Schillers wirkten und seinen Idealen Eingang in allen Lebenskreisen ihres Vaterlandes verschafften, zunächst Interesse für den deutschen Dichter erweckten, aus dem allmählich eine Vorliebe für ihn herauswuchs. Mancherlei Züge in Schillers Wesen erleichterten dies Streben, gerade ihm eine bevorzugte Stellung unter dem Volk angelsächsischen Stammes zu verschaffen: der Dichter des „Wilhelm Tell“ erscheint ihnen als Bannerträger der ihre scharf umschriebenen Rechte fordernden Freiheit; die Reinheit seiner sittlichen Ideale, nachdem der erste Jugendsturm verflogen war, vermag auch einen strengen Richter zu ertragen und der Hochflug seiner Gedanken läßt ahnen, wie der Dichter des Gottes voll sei, wie ein Stück seines Gotterfülltseins auch auf die übergehe, die an ihn glauben und zu ihm aufblicken.

„Die große Vorliebe für Schiller in den Vereinigten Staaten“, sagt Otto C. Schneider, „ist großenteils auf seine reine Persönlichkeit zurückzuführen, welcher von dem Sitze des Puritanismus und der Gelehrsamkeit in den Neuenglandstaaten stets die größte Verehrung entgegengebracht wurde. Die Tatsache, daß verschiedene Übersetzer von Gedichten Schillers, wie Chaning, Hedges, Frothingham, Brooks und Clarke, Prediger waren, beweist, wie hoch sie den Mann schätzten, den sie ihren Gemeinden als einen Dichter schilderten, der sich in rein menschlicher Liebe der Welt widmete, um sie zu bessern.“

Wer in Anschlag bringt, wie tiefgehend der Einfluß ist, den die religiösen Genossenschaften und deren berufene Vertreter, die Prediger, auf weite Kreise des amerikanischen Volkes ausüben, der mag erfassen, welch großer Vorschub auf diesem Weg dem Eindringen Schillerscher Ideen geleistet worden ist. Leicht ist es dadurch auch den amerikanischen Bürgern aus deutschem Blut geworden, ihrer besonderen Art von Schillerverehrung nachzugehen; ja, es wäre ihnen gar nicht möglich gewesen, den deutschen Dichter zu vergessen, auch wenn sie gewollt hätten. Sie konnten aber gar nicht auf Schiller verzichten, denn sie brauchten Heroen, Heldengestalten, geeignet der Stellung des Deutschtums sittlichen Halt zu geben. Darum stellten sie Schiller voran. Und das in immer steigendem Maße.

Karl Follen hatte mit seinem Bruder, dem Dichter, als Freiwilliger sich gestellt beim Ausbruch der Befreiungskriege,

mußte aber, zu den Gießener „Schwarzen“ gerechnet, den deutschen Boden verlassen wegen Verdachts demagogischer Umtriebe.

Als Dozent der deutschen Sprache am damaligen Harvard College in Cambridge bei Boston sah er eine glänzende akademische Laufbahn vor sich, die er aber opferte, als ihm die damals herrschende Stimmung Hindernisse schuf, für Abschaffung der Negersklaverei einzutreten. Während seines Lehramtes wußte er viel Interesse für Schiller zu erwecken, namentlich durch seine vor einem Bostoner Publikum in englischer Sprache während des Winters 1832 auf 33 gehaltenen Vorlesungen: On Schillers life and dramas. Zu gleicher Zeit etwa mit Follen waren andere hervorragende Männer aus Deutschland nach Amerika gekommen: Franz Lieber, Karl Beck, Franz Joseph Grund, Gustav Körner, Robert und Wilhelm Wesselhöft, Friedrich List. Sie alle erhielten Gelegenheit, in deutschem Geiste zu wirken und zwar unter Umgebungen, denen deutsches Wesen zumeist noch ganz fremd war. Lieber, Beck und Grund fanden Anstellung als Professoren, teils an der Harvard-Universität, teils an der Columbia-Universität in New York.

Eine große Menge von geistig hochstehenden deutschen Männern aber, die auf das ganze Volk Einfluß auszuüben vermochten, betrat den Strand Amerikas, als die in Deutschland nach den Stürmen von 1848 und 1849 eintretende Reaktion viele der in den ersten Reihen für Freiheit und Einheit fechtenden Streiter zwang, eine neue Heimat zu suchen. Es war ja ein Elend gewesen, daß an der Spitze der deutschen Auswandererhaufen im 17. und 18. Jahrhundert, abgesehen von Kirchenhäuptern, keine hervorragenden Männer als Führer standen, die durch Rat und Beispiel einen Mittelpunkt hätten bilden, den Amerikanern vom ersten Augenblick hätten Achtung abzwingen können. Jetzt hatte man mit einem einzigen Schlag Führer genug, die für Hunderttausende von Einwanderern genügt hätten.

Empfangend und gebend, als Schüler wie als Lehrer, haben sich die „Achtundvierziger“ am politischen Leben Amerikas beteiligt. Gerade die Fünfzigerjahre bis zur Wahl Lincolns bilden mit dem Obenaufkommen der republikanischen Partei den Wendepunkt im inneren Leben des amerikanischen Volkes. Der sittliche Ernst, die gehobene Stimmung und die Begeisterung

der Massen während der ausschlaggebenden Wahlen ist zum großen Teil dem deutschen Idealismus zuzuschreiben, der bei dieser Gelegenheit das nüchterne amerikanische Wesen belebend durchdrang und der ganzen Bewegung einen gewissen Schwung verlieh. Dadurch haben sich die amerikanischen Bürger aus deutschem Blut, unter der Führung der Achtundvierzigermänner, wohlverdient um die Freiheit Amerikas gemacht, sich des neuen Vaterlandes würdig gezeigt und sich als Macht erwiesen im Wandel der sittlichen Anschauungen.

Der Sieg der Union über den Sonderbund, der Freiheit über die Sklaverei, des nationalen Einheitsgedankens über Absonderungsbestrebungen ist nicht in letzter Linie aus der Weisheit und Energie der deutschen Führer hervorgegangen. Und nun kamen die schönsten Tage für das Deutschtum in Amerika, hervorgehend aus den kriegerischen Eigenschaften, aus der Treue und Hingebung, welche deutsche Führer und deutsche Soldaten im Bürgerkrieg der Jahre 1861 bis 1865 an den Tag legten. Gekrönt erscheinen diese Tage des Ruhms auf amerikanischem Boden durch das, was bald nachher auf deutschem Boden sich vollzog: der Glanz von Kaiser und Reich strahlte aus der alten Heimat herüber und verlieh dem zum Amerikaner gewandelten Deutschen mächtigen Rückhalt, neuen Sporn, mit Stolz seines deutschen Herkommens zu gedenken. Als die Achtundvierziger am 15. Juni 1874 ihre fünfundzwanzigjährige Gedenkfeier in Chicago hielten, da sprach Wilhelm Rapp:

„Heute gilt unser innigstes Empfinden dem alten Vaterland. Mit Rührung blicken wir auf das schwarz-rot-goldene Band als das Symbol idealen und schmerzlichen Sehnens und Ringens nach der Einheit und Freiheit Deutschlands. Aber wir trauern nicht, wir freuen uns über die Verdrängung von Schwarz-Rot-Gold durch eine andere, lebenskräftigere und mächtigere Flagge, deren Farben, zusammengesetzt aus den Farben Friedrichs des Großen und der ruhmreichen deutschen Hansa, heute das vom ganzen Erdkreise anerkannte Symbol deutscher Kraft und Macht sind — Schwarz-Weiß-Rot!"

Aus den Bestrebungen der Achtundvierziger gingen die deutschen Turnvereine, die Gesangvereine und eine gewisse Geschlossenheit im Auftreten des Deutschtums hervor. Über all dem Reden und Singen, über allen deutschen Festen schwebte, als Schutzgott gewissermaßen, der Name Friedrich Schiller. Die

neuen Freiheitsmänner hatten sich ja längst zu den Idealen Schillers, zu dem vorbildlichen politischen Gedankenkreis in seinem „Wilhelm Tell" bekannt, sie atmeten und predigten Freiheit und fachten mit der Glut der eigenen Verehrung die Begeisterung, die vorher schon in Amerika für Schiller bestand, noch weiter an.

In der Schillerfeier des Jahres 1859 aber gipfelte der Schillerenthusiasmus in den Kreisen der alten Amerikaner sowohl als ihrer aus deutschem Blut stammenden Mitbürger. Jetzt konnte die ganze Welt Zeuge sein, wie die sonst so vielfach getrennten Deutschen sich alle um ein gemeinschaftliches Heiligtum scharten und einem Unsterblichen aus ihres Volkes Mitte ihre Huldigungen darbrachten.

So haben amerikanische Dichter, Gelehrte und Historiker mit deutschen Einwanderern zusammen gewirkt als feinsinnige und kraftvolle Vermittler deutscher Dichtung, haben insbesondere dem Genius Friedrich Schillers ein Heimatrecht auf dem Boden Amerikas erworben. Seit den Festtagen des Jahres 1859 ist keine Gelegenheit versäumt worden, um an Schiller und seine Stellung zum amerikanischen Volkstum zu erinnern. Es ist ja nicht zu leugnen, daß mit dem Einfluß der Universitäten die geistig Führenden in Amerika an Gewicht und Einfluß gewannen, daß deutsche Schulmethode, mit freier Forschung und geistbefreiendem Unterricht schon ein Eigentum der großen Universitäten geworden ist, sich immer mehr Boden erobert hat. Neben den großen deutschen Pädagogen und Philosophen aber hat die heute sich geltend machende geistige Aristokratie in Amerika noch den Idealismus der deutschen Dichter nötig, um den Bahnen der Geisteskultur unbeirrt folgen zu können, die einmal eingeschlagen sind; den beiden genialsten Dichtern des deutschen Volkes, Goethe und Schiller, wird neben Meister Shakespeare ein Ehrenplatz angewiesen; Schiller insbesondere hat sich seit dem Jahr 1859 als der gefeiertste und volkstümlichste Dichter seinen Platz bewahrt.

In einer Reihe von Städten hat Schiller Standbilder erhalten. In Chicago ist das Schillerdenkmal, eine Nachbildung desjenigen zu Marbach, am 9. Mai 1886 enthüllt worden mit einer in großem Stil angelegten Feier, bei der Wilhelm Rapp und Julius Rosental die Festreden hielten. Die Deutschen des Staates Kalifornien haben die Mittel aufgebracht, um ein

Goethe-Schillerdenkmal, Abguß des Weimarer, am 11. August 1901 im Golden Gatepark in San Franzisko der Stadtverwaltung zu übergeben. Am Schillertag des Jahres 1903 hat das gelehrte Amerikanertum auf der an erster Stelle sich behauptenden Harvard-Universität seiner Geistesrichtung Ausdruck gegeben durch Einweihung des neuen Germanischen Museums, das auch vom deutschen Kaiser in freigebigster Weise beschenkt worden ist. Als ähnliches Unternehmen kennzeichnet sich das „American Institute of Germanics“, das die Aufgabe hat, das Interesse für deutsche Kulturideale wach zu erhalten. In denselben Dienst stellt sich das neueste Werk von Calvin Thomas, Professor an der Columbia-Universität in New York „The Life and Works of Friedrich Schiller“, 1902 erschienen. Wenn der Verfasser in Schiller den Deutschesten der Deutschen erkennt, so feiert er ihn zugleich als einen der großen Erzieher des Menschengeschlechts.

Schon ist des großen Schillerfestes vom Jahr 1859 gedacht worden. Amerikaner wetteiferten mit Deutschen, dem Gedächtnis des großen Dichters zu huldigen. Sammelbücher aus Schillers Dichtungen, Prachtausgaben seiner Werke wurden herausgegeben. In den meisten großen Städten sprachen zwei Redner, einer aus deutschem Stamm und ein Angloamerikaner; in New York William Cullen Bryant und Dr. Löwe, in Boston Karl Beck und Dr. Fred. H. Hedges, der Prediger und Schillerübersetzer; ein anderer Prediger, Dr. W. H. Furneß und Gustav Remak in Philadelphia, Mr. Durant und Dr. Gutheim in New Orleans, Karl Schurz in Milwaukee, Lorenz Brentano und Kaspar Butz in Chicago.

Allerorten stellte sich die Schillerfeier als ein Siegesfest deutschen Geistes dar, als ein Zeugnis für die immer wachsende Volkstümlichkeit des deutschen Dichters; als der Ausdruck eines lebendigen Gefühls geistigen Zusammenhangs mit der alten Heimat bei den Deutschen, als eine Huldigung für den Geistesverwandten und gemeinschaftlichen Erzieher bei den Angloamerikanern.

In den Beschreibungen der Feste begegnet man einer wahren Musterkarte von Namen der „Achtundvierziger“. Die Masse von Festgedichten ist kaum zu sammeln. Der Preis des Schiller-

vereins New York aber ist dem Lied Reinhold Solgers zu teil geworden, des Achtundvierzigers, der es verstand, deutscher Wissenschaft und Kritik eine heimische Stätte unter Amerikanern zu schaffen, und zwar durch Vorlesungen in englischer Sprache, die er so fließend, elegant und mit so viel Kraft handhabte, wie die aus englischem Blut Abstammenden. Reinhold Solger sagt in seinem Preisgedicht unter anderem:

Solange noch der Glaube nicht vergeht
Im Menschen an das Gute, Schöne, Wahre,
Steht Schiller, ihr begeistertster Poet,
Ihr Hoch= und höchster Priester am Altare. —
Die Sonne von des fernsten Ostens Pforten,
Von Land zu Lande, geht in ihrem Lauf
Bis zu des fernsten Westens Uferborden
Heut' über Feste, wie das unsre auf,
Geht über Kirchen auf, wo die Gemeinen
Aus allem Blute wie aus allen Zungen,
Doch von dem deutschen Grundton überklungen,
In seinem Namen sich, in seinem Geist vereinen.

In der Tat, die Sonne des 10. Mai 1859 sah die glänzenden Feste in den großen Städten von der atlantischen Küste bis zum Ufer des Pacific; sie blickte in die hellen Festsäle und Riesenhallen wie in die bescheidenen Versammlungsräume; auf die Gemeindewiese, wo die Ansiedler kaum gegründeter Niederlassungen sich erbauten an Reden und Gesang, dem Welt= und Volksdichter geweiht. Ist es nicht rührend, wenn die wenigen Bewohner von Yorktown in Texas zu Ehren Schillers dessen Braut von Messina aufführen, oder wenn die Deutschen einer jungen Niederlassung in Kansas an seinem Geburtstag ihr Schulhaus gründen?

Gerade bei diesen deutschen Pionieren der nach Westen fortschreitenden Kultur arbeiteten sich das Vertrauen auf die welterobernde Kraft des deutschen Geistes, der Glaube an die deutschen Heerkönige mit ganz besonderer Kraft an die Oberfläche. — Minnesota war noch spärlich besiedelt; eben erst im Jahr 1858 als Staat in die Union aufgenommen worden; deutsche Kolonisten hatten sich in Neuulm zusammengefunden und sich gerade aus dem Gröbsten herausgearbeitet. Da begingen sie, zur Feier ihrer Ankunft auf aussichtsreicher Höhe gewissermaßen, ein Schiller=Goethefest. Nicht viel über drei Jahre seien es her, führte der Redner aus, daß diese Gegend eine heulende Wildnis

war. — In der Tat, fast vierzig Jahre, nachdem diese Worte gesprochen worden sind, im Jahr 1898, ist gerade Minnesota und die Gegend von Neuulm, im Süden dieses Staates gelegen, von einem der letzten Indianeraufstände heimgesucht worden.

Jetzt, fährt der Redner aus der Zeit des ersten Aufkeimens fort, sei dasselbe Land mit Tausenden von Farmen, den Heimstätten der Freien und Fleißigen, besät, wie durch Zauber aus der Wildnis emporgesprungen. „Wir feiern jetzt das Siegesfest, den Triumph der Zivilisation über die Wildnis." — So mag einst vor Jahrtausenden der Führer einer ionischen, dorischen oder phönikischen Kolonistengemeinde geredet haben, wenn an italischem, sikelischem, afrikanischem oder gallischem Strand die ersten Anzeichen aufblühenden Kulturlebens sich zeigten und die Gemüter unwillkürlich sich sammelten im Gedenken an den Schutz der heimischen Gottheiten, die vom alten Vaterland herüberstrahlten, deren Abbilder man mit sich geführt hatte.

2. Schillerfeiern

Ich habe schon gesagt (S. 17), daß sich unter meinem Gepäck eine riesige Kiste befand, ein Geschenk des Königs Wilhelm II. von Württemberg an die Johns Hopkins-Universität in Baltimore enthaltend. Der 29. April war bestimmt, um ein Stück der Schillerfeier vorwegzunehmen und die in der Kiste enthaltene Schillerbüste der Universität zu übergeben. Professor Henry Wood, Vertreter der deutschen Literatur an der Universität, samt seiner Gattin, geb. v. Kretschman, hatten die Liebenswürdigkeit gehabt, uns in ihr Haus einzuladen, und empfingen uns am Bahnhof am Abend des 28. April. — Schneller ist wohl niemals von uns Toilette gemacht worden als jetzt, da es hieß, in kürzester Zeit werden die Gäste zum Diner eintreffen und wir müßten nach amerikanischem Brauch noch vor diesen bereit stehen, um mit den Wirten die Rolle der Empfangenden zu spielen. Die hervorragendsten Persönlichkeiten der Universität waren es, die wir hier kennen lernten, insbesondere den Präsidenten Ira Remsen und seine Gattin; die meisten sprachen Deutsch.

Es ging schon gegen Mitternacht, als Professor Wood mir anvertraute, es sei eine Ehrung für mich zugleich mit der Schillerfeier beabsichtigt und mir sei deshalb die Festrede zugedacht. Das ging nun allerdings gegen den ursprünglichen Vertrag; allein ich fügte mich und benutzte einen Teil der Nacht, um den Übergang herzustellen aus den einfachen Worten einer Geschenkübergabe zu einer wirklichen Festrede. Punkt 12 Uhr Mittags sollte die Feier beginnen und nach dem Frühstück glaubte ich noch Zeit genug zu haben, um den Gedankengang der Rede meinem Gedächtnis einzuprägen. Da ereignete sich ein Zwischenfall, auf den ich nicht gefaßt war. Es ist ja richtig, an Überraschungen mußte man sich gewöhnen, aber niemals hätte ich mir träumen lassen, daß man mir in Baltimore melden könnte: die Frau Feldwebel Meyenberger bitte dringend, mich sprechen zu dürfen. Ich wußte, auf Nachmittag und Abend konnte ich nicht vertrösten, jede Minute hatte ihre Bestimmung, und doch wollte ich die Frau, der viel an der Begegnung zu liegen schien, in diesen Tagen des Glücks nicht abweisen; also: herein!

Richtig; das war ja die Frau des Feldwebels Meyenberger, den ich wohl gekannt; sie sei Wäscherin bei Frau Professor Wood, habe meinen Namen nennen hören und ich sei ja der Major ihres Mannes gewesen; sie habe auch das viele schwarzrote Band gesehen und so sei ihr der Mut gewachsen; ach! sie brauche jemand, der ihren guten verstorbenen Mann gekannt, um mit ihm klagen und weinen zu können. Denn ihre zweite Verheiratung hier in Baltimore habe sich unheilvoll für sie erwiesen. Der Zeiger rückte schon beängstigend nahe gegen 12 Uhr, als ich mich wieder dem Geschäfte des Tages zu widmen vermochte.

Die Damen waren fertig, ich selbst auch; es ging zur Universität. Zunächst in die Ankleidezimmer. Hier fand ich Präsident Remsen, der mir selbst Talar, Mütze und sonstige Abzeichen eines Doktors anlegte. Die Reihe der Professoren, alle im Talar, begann sich zu stellen und dann wurde in feierlichem Zuge, Präsident Remsen mit mir an der Spitze, die Mac Coyhalle betreten, die sich schon mit zahlreichem Publikum gefüllt hatte. Unter meiner Mütze mit der Troddel weg schielte ich nach dem Platze hin, wo neben Frau Professor Wood meine Frau saß und eben ihrer Nachbarin zuflüsterte, daß der neben

Remsen schreitende Professor ihrem Manne so ähnlich sehe. Sie erkannte mich in der Tat erst nachher an der Stimme.

Vor dem Podium stand Danneckers Schillerbüste, das Geschenk des Königs, bekränzt und mit den württembergischen Farben neben denen der Universität geschmückt; ein riesiges Rosenbukett daneben, dahinter die deutsche und die amerikanische Flagge. An der linken Seite der Büste war mir ein Platz eingeräumt worden; neben dem Präsidenten Ira Remsen hatten der Ehrenpräsident Dr. Daniel G. Gilman, die Professoren Basil Gildersleeve, William Halsted, Henry Wood und wohl noch zwanzig weitere Platz genommen nebst zahlreichen Mitgliedern des Kuratoriums und dem deutschen Konsul.

Präsident Remsen eröffnete die Feierlichkeit und erteilte mir dann das Wort zu einer Ansprache, in der ich ausführte:

In dem Augenblicke, da ich mich vor wenigen Tagen der amerikanischen Küste genähert, um zum ersten Male den Boden dieses Landes zu betreten, sei eine Fülle von Bildern an meinem Auge vorübergezogen, welche die ersten Ansiedler dieses Landes zeigten, die Pilgrime und die anderen Heimatsucher, religiöser Unduldsamkeit oder materieller Not entronnen. Mir selbst aber sei es zu Mut gewesen, als ob ich über eine hohe Brücke schreite, auf lichter Höhe von einem Land zum anderen; als ob der Erbauer selbst über diese Brücke gegangen sei, um das ganze Menschentum zu einer Brüderschaft zu vereinigen.

„Aber ich stehe nicht hier, Sie zu ersuchen, unserem Friedrich Schiller einen Platz einzuräumen; einen solchen hat er sich selbst schon erobert in den Herzen der Amerikaner. Ich stehe hier, um mich eines Auftrages Seiner Majestät des Königs Wilhelm II. von Württemberg zu entledigen, um dessen Grüße und besten Wünsche zu übermitteln, um die Bande aufrichtiger Freundschaft noch fester zu knüpfen mit dieser Universität und diesem ganzen Lande, dessen Größe aufzurichten ein ganzer Strom deutschen Blutes mitgeholfen hat." Ich ging dann über auf die Zeitumstände, unter denen das Bild des Dichters durch Dannecker entstanden ist, auf Schillers Krankheit in Jena, auf die Notwendigkeit einer Erholungsreise und wie nach dem Wunsche des Dichters diese Reise in die schwäbische Heimat führen sollte, wie die Mittel dazu geschaffen worden seien durch das Dazwischentreten zweier edler Menschen, des Prinzen Friedrich Christian von Schleswig-Holstein und Ernst Schimmelmanns,

wie einer der herrlichsten Briefe, die Schiller je empfing, von diesen ausging. Und die Schlußworte: „Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten“ leiteten mich auf meinem Gedankengang weiter. Die Macht des Augenblicks mochte in solcher Umgebung kräftiger einwirken als noch so sorgfältige Vorbereitung.

„Zweierlei Gefühle sind es,“ so schloß ich, „die mich beseelen, so wie ich hier stehe; einmal das Gefühl des Stolzes auf meine Sendung sowohl im Hinblick auf den, der mich gesandt hat, als im Hinblick auf die, an welche mein Auftrag gerichtet ist; zum anderen ist es das Gefühl der Ehrfurcht, mit der ich diese Halle betrete, in welcher der schwäbische Landsmann mit so viel Wärme willkommen geheißen wird. — Sei gegrüßt, du Sohn der deutschen Erde, in diesen Räumen, in denen sich eine Schar von Männern aufgestellt hat, um Wache zu halten bei dem Licht deines Geistes; sei gegrüßt auf deiner Kanzel, du gotterfüllter Prediger von der Pflicht; sei gegrüßt du Sänger der Menschenrechte und der Freiheit!“

Sofort trat Präsident Remsen vor die Rampe: Er wünsche den Dank der Johns Hopkins-Universität auszusprechen, müsse das aber in der Sprache dieses Landes tun, da er der schönen deutschen Sprache nicht hinlänglich mächtig sei. — „Heute, an der Schwelle zur Schillerfeier, sind wir uns der großen Ehre bewußt, die uns durch dies schöne Geschenk des hochherzigen Gebers zu teil wird. Wir haben dieselbe tief empfundene Verehrung für Schillers Genius, die sich stets im Herzen und Gemüt der Bevölkerung von Württemberg bekundet.

„Wenn die Studenten in Zukunft, inmitten der Anlagen von Homewood, den erhebenden Einfluß des gefeierten Dichters empfinden, wie er von dem Piedestal auf uns herabblickt, dann wird der Gedanke, daß die herrliche Büste ein Geschenk des Königs von Schillers Geburtsland, seinem teuren Württemberg, ist, den Wert und die Bedeutung derselben noch erhöhen. Mit Begeisterung erkennen wir in dieser Schillerbüste ein dauerndes Symbol der Eintracht in gemeinsamen Bestrebungen für das Schöne und Wahre, Bestrebungen, welche Universitäten wertvoll und Könige gepriesen machen, welche den richtigen Ton zur ‚Konkordia‘ anschlagen und alle gesinnungstüchtigen Männer als emsige Arbeiter in einem neuen ‚Lied von der Glocke‘ erscheinen lassen.

„Ich will nun die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne der freundlichen Beziehungen zwischen dieser Universität und deutscher Gelehrsamkeit mit wenigen Worten zu gedenken. Sie sind alle nicht zu jung und werden sich der Gründung dieser Universität erinnern. Wir begannen mit einem ganz kleinen Stabe; nur sechs Professoren hatten wir; davon waren drei in Deutschland ausgebildet, und es erscheint darum durchaus nicht befremdend, daß gerade an dieser Universität deutsche Vorbilder herrschend geworden sind. Deutscher Einfluß hat sich seit den neunundzwanzig Jahren unserer Existenz stets leitend und helfend erwiesen. Dem leitenden Gedanken bei Schaffung dieser Universität lag die Absicht zu Grunde, ein Institut ins Leben zu rufen, welches all denen, die nach Deutschland gehen mußten, um sich höheres Wissen anzueignen, einen Ersatz und eine Zuflucht bieten sollte. Um diese Ideen zu verwirklichen, war es notwendig, eine Anzahl von Professoren von Deutschland zu gewinnen, und wir haben seither stets deutsche Professoren unter uns gehabt und haben diese auch heute noch.

„Aber auch die Deutschen in unserer eigenen Stadt haben großes Interesse für unsere Universität bekundet. Durch unseren Freund, Herrn Gail, den ich hier in der Halle sehe, haben wir eine große und wertvolle Bereicherung unserer Bibliothek erhalten. Und als es vor drei Jahren notwendig wurde, unsere finanziellen Angelegenheiten zu reorganisieren, da waren es wieder Deutsche, welche zu dem Hilfsfonds in generöser Weise beisteuerten, wie die Herren Gail, Schmeißer, Lauts, Hilken, v. Lingen und andere. Desgleichen schätzen wir die Gabe des deutschen Kaisers, welcher das Denkmal Friedrichs des Großen nach diesem Lande sandte, sehr hoch. Ich halte es für angebracht, diese Umstände in Verbindung mit dem wertvollen Geschenk hier vor uns zu erwähnen."

Stürmischer Applaus folgte diesen Worten, und nun erhob sich der Vorstand der deutschen Abteilung (Germanic Department), Professor Wood, und verkündigte, daß die Vertreter der Universität beschlossen haben, den Abgesandten des Königs von Württemberg zum Doctor honoris causa zu ernennen. — Niemals hätte ich geglaubt, daß alle die Schriften, die ich die Kühnheit gehabt, in den letzten Jahrzehnten der Öffentlichkeit zu übergeben, einstmals Erwähnung finden würden in den Hallen einer amerikanischen Universität; endlich kam der Redner

auch auf meine amerikanischen Studien und auf meine neueste Schrift: „Die Amerikanische Revolution 1775—1783“, zu sprechen.

Darauf erhob sich Präsident Remsen, nahm seine Mütze ab gleich mir selbst (denn es wird mit bedecktem Haupte gesprochen) und übergab mir das Doktordiplom mit den Worten: „Im Namen des Staates Maryland und im Namen der Universität ernenne ich Sie hiermit in Anerkennung Ihrer verdienstvollen Lebensarbeit und in Würdigung der wertvollen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zum Ehrendoktor der Rechte.“

Ich kann nicht leugnen, daß der laute Jubel, mit dem diese Worte aufgenommen wurden, den Mut mir mächtig stärkte, als ich nun vor die Leiter der Universität hintrat, um meinen Dank zu sagen: „Niemals habe ich daran gezweifelt, daß ich eine reiche geistige Ausbeute aus diesem Land nach meiner deutschen Heimat zurückbringen würde. In den letzten zwanzig Jahren meines schriftstellerischen Wirkens habe ich versucht, mich in amerikanisches Leben und Denken hineinzufinden, und heute kann ich zu meiner innigsten Freude erkennen, daß Sie meinem geistigen Streben tatsächliches Heimat- und Bürgerrecht verleihen. Möge dieser Umstand eine günstige Vorbedeutung für die gedeihlichste Freundschaft zwischen den beiden großen Reichen, Deutschland und Amerika, sein und zugleich eine Bürgschaft dafür, daß keinerlei Kleinlichkeiten diese Freundschaft beeinträchtigen werden. Wenn sich diese Wünsche verwirklichen könnten, dann möchte ich die Fleischwerdung der beiderseitigen Gefühle als den schönsten Lohn betrachten. Ich spreche meinen ehrfurchtsvollsten Dank dem Kuratorium, dem Präsidenten und der gesamten Universität aus.“

Es war bezeichnend, daß bei den Worten, welche der Freundschaft zwischen Deutschland und Amerika galten, sich sämtliche Anwesende in der stattlich gefüllten weiten Halle unter brausenden, fast tosenden Beifallsbezeugungen erhoben und sich um die Vertreter der Universität und deren neuen Schützling drängten, beglückwünschend und Hände schüttelnd. — Der Jubel wiederholte sich, als Präsident Remsen Ruhe geschaffen hatte, um zu verkündigen, daß eine Depesche an den König von Württemberg abgesandt worden sei des Inhalts:

„König Wilhelm der Zweite, Stuttgart. — Die Trustees,

Fakultät und Studenten der Johns Hopkins-Universität, welche mit Bürgern Baltimores in der Aula versammelt sind, drücken ihren aufrichtigen Dank für das gnädige Geschenk der Schillerbüste, welche von Hunderten von anwesenden Amerikanern und Deutschamerikanern willkommen geheißen wurde, aus."

Eine ausführliche Schilderung des Vorgangs in der Aula habe ich deshalb gerne gegeben, um einen Mann wie Remsen, der als Chemiker Weltruf genießt, zum Wort kommen zu lassen und durch Anschauung manches besser und rascher zu erklären, als es durch bloße Ausführungen geschehen kann. — Wenn ich noch den Wortlaut des mir überreichten Diploms hinzufüge, so glaube ich die Vorgänge erschöpfend dargestellt zu haben: This diploma makes known that The Johns Hopkins University in recognition of his valuable services in historical research and in promoting a feeling of brotherhood between Germany and the United States has conferred upon Albert von Pfister the degree of Doctor of Laws and that he is intitled to all the honours, rights and privileges to that degree appertaining. — Given in the City of Baltimore in the state of Maryland 29. April 1905.

Unter den Zuhörern befand sich auch die protestantische Geistlichkeit, aus der ich einen Vertreter, den Pastor Julius Hofmann von der lutherischen Zionskirche, zugleich Hilfsprofessor an der Universität, näher kennen lernte.

Die ganze Feier hatte um 12 Uhr Mittags begonnen und es war etwas über die gewöhnliche Zeit des Luncheon, als sie endigte. Zu dem festlichen Frühstück in den Räumen des Präsidenten Ira Remsen schien sich alles zu sammeln, was Baltimore an Gelehrsamkeit und Schönheit besitzt. Manche ergötzliche Szene spielte sich ab. Der späte Nachmittag brachte eine Spazierfahrt mit Herrn und Frau Professor Wood in den Druid Hill-Park, auf den die Stadt besonders stolz ist. Die beiden geistvollen Menschen, deren Gäste wir sein durften, wurden nicht müde, uns manche Aufklärung zu geben und Rätselhaftes aufzudecken. — Die Universität sei 1876 ins Leben gerufen worden dadurch, daß ein Baltimorer Handelsherr, Johns Hopkins, den größeren Teil seines Vermögens mit drei bis vier Millionen Dollars zum Grundstock für eine Universität bestimmte; sie zähle jetzt 131 Professoren und Hilfslehrer und gegen 1000 Studenten; sehr beschränkt sei die Zahl der Ehrendoktoren,

unter den in jüngster Zeit ernannten befinde sich der ehemalige deutsche Botschafter in Washington, Freiherr v. Holleben.

Mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit hatte der Germania-Klub von Baltimore unter dem Vorsitz von Henry Lauts mir auf dreißig Tage ein Ehrenbürgerrecht in seinen Räumen verliehen; ich konnte leider nur an dem einzigen Abend des 29. April Gebrauch von dem geselligen Beisammensein dort machen. Schon habe ich erzählt (S. 17), wie es am folgenden Tag weiterging nach Chicago. —

Schon im Spätherbst des Jahres 1904 waren die Vertreter des American Institute of Germanics und des Schwabenvereins in Chicago zusammengetreten, um der Stadt, die eine halbe Million Deutscher und aus deutschem Blut Stammender zählt, die auch schon 1859 eine großartige Schillerfeier begangen hatte, für das Totenfest eine Veranstaltung zu sichern, die an innerem Gehalt keiner anderen auf der Erde nachstehen sollte. Im Vordergrund standen beim Zentralkomitee die Persönlichkeiten, die wir schon genannt haben (S. 4): Präsident des Institute of Germanics Otto C. Schneider, Professor James Taft Hatfield, der erstere als Vorsitzender für alle Schillerfestlichkeiten, der zweite als korrespondierender Sekretär; Vizepräsident Ernst Hummel. Im Exekutivkomitee führte Otto C. Butz den Vorsitz; es hatten hier ferner mitzuwirken Theodor Brentano, Wilhelm Rapp, Professor v. Klenze, John Weiß, Professor Busse und andere. Zu Ehrenpräsidenten waren ernannt worden Edward F. Dunne, Bürgermeister von Chicago, und Dr. Walter Wever, deutscher Generalkonsul.

Von vornherein lag es im Plane, die Feierlichkeiten im Mai 1905 auf mehrere Tage zu verteilen und zwar auf vier. Eine Vorfeier mit Aufführung von „Wilhelm Tell" am 14. April. Die eigentlichen Festlichkeiten hatten am 6. Mai zu beginnen mit Konzert; am 7. Mai englische Festrede von Calvin Thomas, Professor an der Columbia-Universität in New York; 8. Mai akademische Konferenz, Vorträge einer Reihe von Professoren, englisch und deutsch; 9. Mai Feier am Schillerdenkmal im Lincolnpark und deutsche Festrede, die ich halten sollte; darauf Lied von der Glocke. — Für die größere Zahl von Festlichkeiten war das Auditorium bestimmt, ein Theater mit 4000 Sitzplätzen und riesenhafter Bühne.

Am 6. Mai begannen die Feierlichkeiten mit großem Kon-

zert im Auditorium Abends 8 Uhr und einer höchst unangenehmen Pflicht für unseren Vorsitzenden, Otto C. Schneider. Wir, meine Frau und ich, genossen ja den Vorzug, Gäste in seinem Hause in der vornehmen La Salle Avenue zu sein, und so kamen wir auch dazu, alle seine Sorgen teilen zu können. Der Präsident der Illinois-Staatsuniversität nämlich, Dr. Edmund James, der zugesagt hatte, die erste einleitende Ansprache an das Publikum zu halten, hatte Nachricht von unvorhergesehener Abhaltung geschickt, und nun war es Sache des Vorsitzenden, dem Publikum am Abend selbst beizubringen, daß gerade der Mann fehle, der für den geeigneten gehalten wurde, diese viertägige Gedenkfeier zu Ehren der Manen Schillers auf die würdigste Weise zu eröffnen, der Mann, der, ein geborener Amerikaner, sich aus einer deutschen Universitätsstadt nicht nur seinen Doktorhut, sondern auch seine liebenswürdige Gemahlin geholt hatte.

Ich muß gestehen, für mich selbst brachte der Ausfall eine schwere Enttäuschung. Wie bei anderen Gelegenheiten und Vorfällen fand ich aber auch hier, daß der Amerikaner und als dessen Schüler auch der Deutschamerikaner sich mit außerordentlicher Geduld und Gelassenheit in veränderte Umstände, gegen die einmal nicht anzukämpfen ist, hineinfindet.

Wir betraten also heute erstmals den Schauplatz der Feste für die nächsten Tage, das Auditorium. Bei amerikanischen Theatern fällt als wesentlichstes Kennzeichen vor allem anderen ins Auge das Fehlen aller Räume für Ablegen und Garderobe. Jeder Besucher behält alles bei sich, was er auf dem Leibe hat oder mit sich trägt. Es mag das seine Nachteile haben; wer aber beobachtet, wie ruhig jeder Ankommende nach seinem Platze wandelt, ohne sich vorher in der Garderobe herumzudrücken, wer namentlich die Ruhe und Gelassenheit beim Verlassen des Theaters ins Auge faßt, der wird dem amerikanischen System einen wesentlichen Vorzug zuerkennen. Und noch etwas: die Sorge, seine Sachen wieder rasch und richtig zu bekommen, pflegt gerade gegen das Ende der Aufführung die Seele nicht wenig zu ängstigen. Kaum ist der letzte Ton verklungen, kaum die letzte Szene flüchtig betrachtet, drängt alles dem Ausgang zur Garderobe zu, um nicht der letzte zu sein; in Amerika bleibt alles ruhig und gelassen sitzen und spendet seinen Beifall auch noch der Schlußszene, wobei es dem Künstler die nicht

sehr erhebende Situation erspart, welche ihm beim Schluß seines Auftretens nur die Rücken der rasch nach der Garderobe sich Drängenden zeigt.

Also ruhig nach den Logen hinauf, die, sehr breiträumig berechnet, äußerst bequeme Sitzplätze bieten; sie waren, wie es schien, alle von den Hervorragenden unter den Deutschamerikanern für die ganze Festzeit belegt worden. Überall Ausschmückung mit deutschen, württembergischen und amerikanischen Farben; Höhe, Durchmesser, amphitheatralischer Aufbau des Hauses machen einen großartigen Eindruck. — Die Hauptdarbietungen dieses Abends bestanden in Beethovens „Neunter Symphonie" mit dem gewaltigen Finale „Hymne an die Freude" und die Wallensteintrilogie von d'Indy.

Sonntag, 7. Mai, Nachmittags 3 Uhr. Um die Bedeutung dieses Festtages zu kennzeichnen, zogen, als die letzten Töne des einleitenden Tannhäusermarsches verklungen waren, gegen 50 Professoren in Amtskleidung auf die Bühne und nahmen hier Platz; unter ihnen auch eine Anzahl von Dozentinnen; wie reizend nahm sich auf solchem Lockenhaupt die viereckige Mütze mit der Troddel aus! Hinter diesem akademischen Kranze bauten sich Sitze auf für 700 Sänger; ein Orchester von 60 Mann kam dazu. An diesem Tage hatte ich die Ehre, in meiner Loge den Hauptmann von der Bundesarmee, Hermann C. Schumm von Leavenworth, Kansas, kennen zu lernen; er ist 1906 zu den Kaisermanövern nach Deutschland kommandiert worden.

Ein englischer Prolog eröffnete das Fest, gesprochen von Miß Maud Winifred Rogers; noch einige Musikstücke und Otto C. Schneider trat vor, das Publikum in deutscher Sprache so anredend:

„Wenn wir auf das vergangene Jahrhundert und die geistige Entwicklung dieses Volkes zurückblicken, kommen wir zu der Überzeugung, daß in keinem Lande jeder Fortschritt und jede Neuerung mit solcher Begierde ergriffen wird wie hier. Selbst die Religion, die bei den meisten Völkern nicht leicht zugänglich für Neuerungen gehalten wird, hat hier eine Verschiedenheit der Formen aufzuweisen, die sich mit keinem anderen Lande vergleichen läßt. Zu jung, um viele Traditionen haben zu können, und zu unfertig, um einen ausgeprägten Typus sein eigen zu nennen, wird noch eine lange Reihe von Jahren vergehen müssen, bis der Schwerpunkt der Bevölkerung weiter nach dem

Westen gerückt und aus seinem Inneren ein geläuterter Menschenschlag hervorgetreten ist, der besondere Grundzüge pflegt und heilig hält.

„Doch einem Himmelszeichen blieb dieses Volk zu jeder Zeit treu und wird es auch stets bleiben, solange der Himmel nicht einfällt und die Welt nicht untergeht, und das ist der gute Stern, unter dem es als Nation geboren wurde: der Stern der Freiheit!

„Was die idealen Männer der Revolution mit der Tat vollbrachten, das kam als begeistertes, himmelstürmendes Wort aus dem Mund des armen schwäbischen Dichters, Friedrich Schiller!

„Wie das Wort und die Tat eng miteinander verbunden sind, so besteht auch zwischen dem Sänger der Freiheit und dem Lande der Freiheit eine Seelenverwandtschaft, die durch nichts gestört werden kann, als durch den Untergang der Freiheit selbst. Und wie der Stein, der, ins Wasser geworfen, immer größere Kreise zieht, so hat sich auch das Wort Schillers immer weiter verbreitet. Von der Zeit an, als 1790 in den größeren Städten des Ostens, wie New York, Boston und Philadelphia, das Verbot gegen die Schaubühne aufgehoben wurde und ‚Die Räuber' 1796 zum ersten Male in New York aufgeführt werden konnten, bis zur Gegenwart, hat die Verbreitung der Werke Schillers mit dem Wachstum des Landes beständig Schritt gehalten, und es gibt wohl keine höhere Lehranstalt, wo nicht ‚Wilhelm Tell' einer strebsamen Jugend gelehrt wird. Als Ende des 18. Jahrhunderts der New Yorker Theaterdirektor William Dunlap seinen Erfolg darin fand, deutsche Dramen von Kotzebue seiner Bühne anzupassen, und Schiller noch im Schatten von Kotzebues längst verblichener Größe wandeln mußte, da hätte Dunlap es sich nicht träumen lassen, daß der Verfasser der ‚Räuber' seinen deutschen Shakespeare, wie er Kotzebue nannte, so himmelhoch überragen würde. Obwohl schon im Jahre 1813 auf 14 das deutsche Drama in englischer Bearbeitung die Bühne der östlichen Städte fast vollständig beherrschte, bedurfte es doch der Französin Madame de Staël, die Aufmerksamkeit der aufstrebenden Literaten Amerikas ernstlich auf die deutsche Literatur zu lenken. In ihrem Buche über Deutschland wandte sie ihre Hauptneigung Schiller zu, in welchem sie seine Liebe für die Freiheit, seine Verehrung der Frauen,

seine Begeisterung für die Kunst und sein tief religiöses Gefühl außerordentlich hochschätzte und bewunderte. Neben dieser war es besonders John Quincy Adams, der nachmalige sechste Präsident der Vereinigten Staaten, der mit leuchtendem Beispiel voranging, das junge Gelehrtentum mit den deutschen Geisteshelden bekannt zu machen.

„Aber als die Wissensdurstigen das Verlangen spürten, sich in die Schätze der deutschen Literatur zu vertiefen und dazu die Sprache erlernen wollten, hatten sie große Schwierigkeiten, Lehrer und deutsche Bücher zu finden, um dies zu ermöglichen. Man berichtet, daß der junge George Ticknor in keiner Bibliothek, in keinem Buchladen Bostons und nicht einmal im Harvard-College in Cambridge ein deutsches Buch dazu auftreiben konnte.

„An der Pennsylvania-Universität wurde zwar schon im Jahr 1754 ein Herr Cramer als Professor der deutschen und französischen Sprache angestellt, und in demselben Institut war seit 1780 der Lehrstuhl der Philologie mit Professoren besetzt, die in deutscher Sprache Vorlesungen hielten. Dies bildete jedoch von allen damaligen höheren Schulen eine Ausnahme.

„Denn nicht früher als 1825 wurde ein Herr Blättermann auf der Universität von Virginia als Professor der modernen Sprachen angestellt, und man vermutet nur, daß er auch Deutsch lehrte. Im Amherst-College wurde 1826 ein Versuch gemacht, Deutsch zu lehren, und nach drei Jahren wieder aufgegeben. Selbst im Harvard-College trat erst 1825 Karl Follen als deutscher Lehrer auf und erwarb sich große Verdienste um Einführung der deutschen Literatur (S. 35) und durch die erste amerikanische Ausgabe von Carlyles Life of Schiller."

Schneider ging dann über auf die vielen jungen amerikanischen Gelehrten, die nach deutschen Universitäten gingen (S. 33), und wie in den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts deutsche Gelehrte (S. 35) nach Amerika kamen, wie die Begründer der jungen amerikanischen Literatur immer häufiger auf die Schätze deutscher Dichtkunst hinwiesen. — „Da gelangte allmählich durch Nebel das Licht zur Sonnenklarheit und wurde zu einem der besten Kulturträger in diesem mächtigen Lande. Die Vierzigerjahre brachten einen anderen wertvollen Zuwachs in den geistig hochstehenden achtundvierziger Verbannten und damit in jedem einen streitbaren Verfechter der Ideale seines Vater-

landes, und als 1859 der Geburtstag des großen Dichters zum hundertsten Male wiederkehrte, da wetteiferten Amerikaner mit Deutschen, seinem Andenken auf die erhebendste Weise zu huldigen.

„Im Fortschritt dieses Landes ist Schillers Muse wahrhaftig nicht veraltet, keine Neuerung in der Literatur hat sie verdrängt, denn sein Freiheitslied wird ebensowenig veralten wie die Freiheit selbst. Wir brauchen nur auf die Hohepriester der Alma mater zu schauen, die uns heute mit ihrer Gegenwart beehren, um den besten Beweis zu haben, daß seine Ideale von den würdigsten Gelehrten gepflegt und verbreitet werden. Wir haben heute einen Herrn unter uns, der vor einigen Jahren ein vorzügliches Buch über Schillers Leben und Werke schrieb, das ihm und dem gelehrten Amerikanertum zur größten Ehre gereicht. Diese Gedenkfeier kann keine schönere Weihe empfangen, als wenn ich Ihnen diesen Herrn, den größten Schillerforscher Amerikas, den Redner des Tages vorstelle: Herrn Professor Calvin Thomas."

Meisterhaft seinen Stoff beherrschend und denselben mit leichter Anmut in Worte und in Gedankenreihen von zwingender Überzeugungskraft formend, trug Calvin Thomas ungefähr folgendes in englischer Sprache vor:

Die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts haben zwei Leichenzüge für deutsche Dichter gesehen, einander sehr ungleich. Mit allem Pomp sei der Sänger des „Messias" in Ottensen zur Ruhe gebettet worden; eine gar bescheidene nächtliche Szene biete die Grablegung Friedrich Schillers dar; nur wenige trauernde Freunde, keinerlei in die Augen fallenden Zeremonien. „Wie hat sich im Strome der Zeit das Bild geändert! Heute ist Klopstock wenig mehr als ein Name, dem Gelehrten vorbehalten; jene hervorragenden Schauspieler auf der Napoleonischen Bühne, die Männer, welche einst die Welt erfüllt haben mit dem Getöse ihrer Schlachten, alle sind vergessen oder leben nur in den Blättern der Geschichtschreiber; aber der stille Träumer, er, dessen sterbliche Hülle vor hundert Jahren ohne viele Umstände der Erde übergeben worden ist, der lebt mit uns als eine mächtige und heilbringende Persönlichkeit. — Über die ganze Erde hin, wo immer Deutsche wohnen und die deutsche Sprache in den Herzen klingt, werden Männer und Frauen sich bei dieser Jahrhundertwiederkehr zusammenscharen,

wie wir hier zusammengekommen sind, um von Schiller zu hören und sein Andenken zu ehren."

Ohne reichen Wechsel sei sein Erdenwallen gewesen; nie habe er fremde Länder kennen gelernt. „Seine Wanderungen bestanden in den Erlebnissen der Seele durch das unsichtbare Reich der Wahrheit und Schönheit." Bemerkenswert sei, was Wilhelm v. Humboldt am Tage, da er die Nachricht von Schillers Tod erfahren, an Frau v. Staël geschrieben. (Es ist das Schreiben, mit dem, als Beitrag von Erich Schmidt, das „Marbacher Schillerbuch" sich einleitet.) So sei der Eindruck gewesen, den Schillers Charakter auf einen ihm nahestehenden großen Mann machte. Aber nicht zu kritisieren seien wir heute versammelt, nein, zu bewundern, und doch nicht blindlings. „Lassen Sie uns deshalb in kurzer Zeitspanne die Hoheit betrachten, die in dieses Mannes Denkweise liegt, und die Erhabenheit seiner Ideale." — „Sollen wir dem König der deutschen Dramatiker unsere Huldigung verweigern, weil er unähnlich ist einem Shakespeare? Oder sollen wir die Augen schließen vor der Schönheit seiner Schöpfungen, weil diese unähnlich sind denen eines Goethe, Heine, Uhland? Ist denn nicht Raum genug auf der Erde für die verschiedensten Erscheinungen des künstlerischen Genius und der mächtigen Persönlichkeit? Wünschen wir denn alle Blumen als Rosen, alle Berge gleich der Jungfrau?

„Ja, Schiller war ein Idealist. Wenn irgend etwas über ihn wahr ist, so ist es dieses." Auf seine Weise sei er auch Realist gewesen; Idealismus und Realismus seien es eben, die zusammen arbeiten müssen, wenn in der Literatur irgend etwas geschaffen werden solle, wert der Vergessenheit entrissen zu werden.

Nun sei ein Dichter offenbar als ein Mann aufzufassen, der mit starken Empfindungen das Wesen des Innenlebens seiner Zeit mitlebt und die Gabe besitzt, dieses Leben zur Anschauung zu bringen in künstlerischer Sprache. Und wir nennen ihn einen großen Dichter, wenn er dieses Leben, das er mitlebt, so zum Ausdruck bringt, daß seine Worte nicht nur für seine eigene Zeit und für seine eigenen Landsleute Wert erhalten, sondern für alle Zeiten und für die ganze Welt.

„Der nationale Dichter," sagt Ibsen, „ist derjenige Poet, der es versteht, seinen Schöpfungen solche Grundtöne zu ver-

leihen, welche für uns einen Widerhall hervorrufen aus Berg und Tal, vom Felsenrand und vom Ufer, aber zu allererst aus unseren eigenen Herzen." Gerade hierin liege das für Schiller Kennzeichnende. Er habe es verstanden, seinen Schöpfungen einen Grundton zu verleihen, der durch alle Wechsel der Zeiten, der Anschauungen, der politischen Lage, einen Widerhall finde aus dem Herzen des deutschen Volkes. — Wir verehren Schiller in erster Linie als Apostel der Freiheit. Der Gedanke der Freiheit möge füglich der leitende Stern in seinem geistigen Leben genannt werden. Der Freiheitgedanke spreche heraus aus seinen Jugenddramen, aus seinen historischen Werken, vor allem aus „Wilhelm Tell"; er erscheine als Basis von Schillers ästhetischer Philosophie, wenn er die Schönheit definiere als „Freiheit in der Erscheinung".

„Allein wir müssen uns daran erinnern, daß Schiller ein Kind des 18. Jahrhunderts war und kaum mehr die schüchternen Anfänge jener großen demokratischen Bewegung gesehen hat, welche ein besonderes Kennzeichen des 19. Jahrhunderts bilden sollte. Er war kein ‚Volksmann', wenigstens nicht im engen Sinne." Die Deutschen haben sich ihres Dichters und der Worte des sterbenden Attinghausen erinnert, als sie über das zerstückelte, uneinige Vaterland hinblickten. „Es leben noch genug Personen unter uns, welche sich des Jubiläums von 1859 erinnern können mit dem nie gesehenen und nirgends begrenzten Enthusiasmus für den nationalen Dichter. Niemals vorher, solange man Geschichte schreibt, sind solche Huldigungen einem Vertreter der Wissenschaft und der Poesie dargebracht worden." — Heute sei die deutsche Einheit eine alte eingelebte Sache. Eine ganze Generation sei gekommen und gegangen, seit sich das neue Kaiserreich eingeführt habe. Die Einheit Deutschlands und seine politische Freiheit seien nie Gegenstände gewesen, mit denen sich Schiller in ausgesprochener Weise beschäftigt habe. Jedes Zeitalter habe seine eigenen Meinungen und, um diese zum Ausdruck zu bringen, seine eigenen Männer. — Die Sinne zu geistiger Freiheit zu erheben, das sei bei diesem Schwabendichter der Inhalt seines Freiheitsgedankens gewesen.

„Wir Amerikaner freuen uns dessen, was man politische Freiheit nennt, und haben uns ihrer in vollem Maße lange erfreut durch das Verdienst unserer Väter. Wir protzen mit

ihr, wir singen von ihr und halten uns selbst für Bevorzugte unter den Nationen der Erde um unserer freiheitlichen Institutionen willen. Aber gerade weil das so ist, sind wir als Nation besonders geneigt, die Freiheit zu identifizieren mit einer bestimmten Regierungsform und einen Fetisch zu machen aus unserer Konstitution. Zeit ist es für uns, daran zu denken, daß Volksglück nicht hervorgeht aus gewissen politischen Einrichtungen, sondern aus hohen Idealen von politischer Tugend. Als Feind der Freiheit ist für uns nicht ein rücksichtsloser Herrscher zu fürchten oder ein Unterdrückungsgesetz, sondern alles das, was unser öffentliches Leben herabwürdigt und verhunzt. Da ist jene gefräßige Zunft, die Machtentfaltung plant durch unlautere Mittel, die unsere Gesetzgebung zu beeinflussen oder ihr zu entschlüpfen sucht zu Gunsten der Anteilhaber. Da ist die terroristische Arbeiterunion, die mit Gewalt dem freien Mann sein Recht verkürzt, zu leben und zu arbeiten. Da ist der wahlstimmenkaufende Politiker, der bei seinem Handel sich Rechnung macht auf die Notlage neuer Einwanderer oder auf die Verdorbenheit herabgekommener Bürger. Wer die Freiheit wahrhaftig liebt, der liebt sie in demselben Maß für seinen Mitmenschen wie für sich selbst und ohne Rücksicht auf die Farbe der Haut seines Mitmenschen."

„Heute ist nicht die Zeit für praktische Politik, aber dazu ist es die richtige Zeit — und sie könnte nicht besser gewählt werden —, unsere Anhänglichkeit zu erneuern an den Begriff von Freiheit, wie er uns überliefert worden ist von den großen Denkern des 18. Jahrhunderts. Es ist Zeit, sich daran zu erinnern, daß es nur ein Bewährtes, ein Bleibendes im Strom der Zeit gibt, das Ideal; daß gewaltiger Umfang nicht gleichbedeutend ist mit Größe und daß der Ruhm und die Ehre einer Nation nicht hervorgehen aus statistischen Nachweisen über Wohlhabenheit und Volkszahl oder aus den Einrichtungen für Arbeit und Geschäft, sondern aus dem Geist, der in den Herzen der Bürger wohnt."

Er komme nun auf einen zweiten Zug im Wesen Schillers zu sprechen, auf seinen unwandelbaren, leuchtenden Glauben an die Vernunft. Nach dieser Richtung hin sei Schiller wiederum ein Mann des 18. Jahrhunderts gewesen, der mit seiner Gedankenwelt im Aufklärungszeitalter wurzelte. — Im Lauf der letzten hundert Jahre haben der schaffende Geist und das Wissen

ungeheure Fortschritte gemacht. Dinge, von denen sich Schiller nichts träumen ließ, sind zur Wirklichkeit geworden. — Bei einem Streit zwischen Kopf und Herz bleibe doch der Kopf der sicherere Führer.

„Es fällt mir auf, daß wir Amerikaner mit unserer weitgehenden Leichtgläubigkeit, mit unserem grenzenlosen, jeden Humbug begrüßenden Entgegenkommen, mit unserem immer größer werdenden Pack veralteten Aberglaubens, aufgeputzt und in Parade gesetzt unter verlockenden Namen, — es wundert mich zu sehen, daß gerade wir Amerikaner eine Belebung des Glaubens an den Menschenverstand so besonders nötig haben."

Noch auf eine dritte und ungemein wichtige Richtung in Schillers Gedankenwelt müsse er eingehen, auf die Art, wie er sich der Menschheitsidee gewidmet. Lessing, Herder, Schiller, Goethe — die Gedanken aller kreisten um das, was im Mittelpunkt ihrer geistigen Welt stand: „der Mensch, das Reinmenschliche". In Wahrheit könne unsere Rasse kein höheres Ideal sich zu eigen machen als den Fortschritt des Humanitätsgedankens, so wie er aufgefaßt worden sei von den Männern des 18. Jahrhunderts.

„Es fehlt nicht an Kritikern, welche über Schiller und Goethe, über Lessing und Herder in absprechender und anmaßender Weise urteilen im Hinblick auf das, was sie deren leeren und abstrakten Kosmopolitismus nennen; im Hinblick darauf, daß sie sich als Weltbürger fühlten und nicht das waren, was man, im engsten Sinne aufgefaßt, deutsche Patrioten nennt. Aber lassen Sie uns nicht vergessen, daß sie in weit höherem Sinn wirkliche deutsche Patrioten waren, weil sie ihrem Vaterland in großartiger Weise dienten auf der Bahn, die ihnen eben offen stand; das will sagen dadurch, daß sie edelste Werke der Literatur und Philosophie schufen, welche dazu dienten, den Idealismus ihrer Landsleute zu nähren und aufrecht zu halten bis zu den spätesten Generationen. Das ist mehr wert, als wenn sie Kriegslieder geschrieben oder wenn sie ihre Person feindlichen Gewehren entgegengeworfen hätten. Ja, sie liebten alle ihr Vaterland, aber sie glaubten zugleich an die Bruderschaft der gesamten Menschheit und sie identifizierten niemals ihre Vaterlandsliebe mit nationalem Haß und nationaler Eitelkeit.

„Und sollen wir das tun? Sollen wir uns verschanzen

hinter Vorurteilen der Nationalität, der Rasse, der Religion, indem wir uns einbilden, weiser zu sein als Goethe und Schiller? Sollen wir den gefährlichen Grundsatz annehmen: ‚Our country right or wrong', und damit bekennen, daß es um unseren Patriotismus nicht besser bestellt ist als um den Klaninstinkt des Wilden? Soll unser Glaube sich bauen auf Kriegsschiffe und Armeen und nicht auf Ideale? Sollen wir die Macht eines Riesen nur deshalb pflegen, damit wir gleich einem Riesen sie dazu verwenden, um das Reich der Torheit zu verewigen? Soll unsere freie Demokratie kein höheres Wort finden im Rat der Nationen als: Hütet euch vor unseren Kanonen? Sind wir deshalb der dynastischen und religiösen Streitigkeiten ledig geworden, um nun durch kommerzielle Nebenbuhlerschaft hineingerissen zu werden in dieselben alten Hirngespinste? Soll die erbarmungslose Heldenhaftigkeit von Mann gegen Mann fortgehen in alle Ewigkeit?"

Aber man dürfe die Hoffnung nicht sinken lassen. „Noch eine kleine Weile, unter dem langsamen Walten Gottes über die Staaten, und die Welt wird sich aus ihrem verwilderten Zustand erheben, nachdem sie einen besseren Weg als den des Blutvergießens gefunden, um den internationalen Hader beizulegen. Und wenn wir uns erst in lichtere Regionen erhoben haben, dann werden wir mit neuem Enthusiasmus zurückblicken auf jene hohen Ideale von Freiheit, Vernunft und Menschlichkeit, die Lebensbrot und Lebensatem waren für unseren vielgeliebten Schiller."

In vorstehendem habe ich geglaubt, den Reden von Otto C. Schneider sowohl als namentlich von Calvin Thomas einen breiteren Raum zuweisen zu müssen. Beide Männer sind edeldenkende Patrioten, der erstere ein Deutschamerikaner, der andere ein Amerikaner von altem angelsächsischem Stamm. Die Worte beider sagen mehr als Bände von Abhandlungen. —

Den Reden folgte Gesang. Die vereinigten Männerchöre, 700 Sänger, erhoben sich, um zunächst „Sternennacht" von Schulken und sodann „Festgesang an die Künstler", Mendelssohn, zu singen. Die musikalische Glanznummer des Abends aber bildete der Vortrag von Ave Maria, Bach-Gounod, durch Frau Theodore Brentano, welche durch ihre Erscheinung wie durch ihre Stimme die ganze Zuhörerschaft bezauberte; ihr klangvoller Mezzosopran füllte die mächtige Halle bis zum

letzten Winkel aus. Orchester und Orgel bildeten mit „Eine feste Burg ist unser Gott" den Schluß. —

An einigen geselligen Abenden hatte ich noch das Glück, mit Calvin Thomas und mit Frau Brentano zusammengeführt zu werden; von beiden habe ich wertvolle Aufschlüsse und Mitteilungen erhalten. —

In nördlicher Richtung von dem mächtigen Bau des Auditoriums, mit einer Seite nach dem Michigansee blickend, liegt das Kunstinstitut (Art Institute), ein Renaissancebau mit jonischen und korinthischen Säulen. Hier und zwar in dem Fullerton Hall genannten Raum war dem dritten Tag der Schillerfeier, dem akademischen Tag, seine Bühne angewiesen.

Es sollten fünf Herren nacheinander reden und zwar Professor Dr. Emil Hirsch von der Chicago-Universität über „Schiller und Kant"; Professor M. H. Carruth von der Staatsuniversität von Kansas über „Schillers Dualismus"; Professor J. S. Nollen von der Staatsuniversität von Indiana über „Schillers Gedichte in den Vereinigten Staaten"; Professor C. J. Little von der Nordwestern-Universität in Evanston über „Schiller der Historiker"; Professor C. v. Klenze von der Chicago-Universität über „Venedig in Schillers Geisterseher". — Der erste und letzte dieser Vorträge deutsch, die anderen englisch gehalten.

Am Montag den 8. Mai Nachmittags 3 Uhr eröffnete der Vorsitzende Professor James Taft Hatfield von der Nordwestern-Universität die Sitzung mit einer Anrede in Englisch an das in der Fullertonhalle, die mit einer von Palmen umgebenen Schillerbüste geschmückt war, versammelte Publikum.

„Meine Damen und Herren! Es gilt als ein Zeichen von Schillers Universalität, daß so viele und so verschiedenartige Volksklassen behaupten, ein spezielles Recht auf seine Ehrung zu besitzen. Wir amerikanischen Lehrer in der Tat, wir mögen mit Recht sagen: er war unser. Wir sollten nicht vergessen, daß Schiller ein Universitätsprofessor war und daß, ganz abgesehen von seinem wirklichen akademischen Schaffen, auch seine ganze Art die eines Gelehrten war. Gerade bei seinen zum höchsten Idealismus sich erhebenden Arbeiten pflegte er die literarische Grundlage vorzubereiten durch in die Breite

und Tiefe gehende Forschungen, die den gewissenhaften Gebrauch jeder wertvollen Quelle in sich schlossen.

„Heute, an solchem Tag, wie es dieser ist, würde es sich nicht ziemen, schweigend das Verdienst zu übergehen, das sich amerikanische Lehrer dadurch erworben, daß sie Schiller nach Hause brachten für die Jugend unseres ganzen Vaterlandes. Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, daß nirgends sonst die Teilnahme Schillers am Erziehungswerk in so ernster und tiefgehender Weise sich vollzieht.“ Bemerkenswert sei die außerordentlich große Zahl von Schillerausgaben für die Jugend. Die Gelehrten wetteifern untereinander, Reinheit und Echtheit des Textes zu wahren, historischen und literarischen Hintergrund zu schaffen und heilsame Aufklärungen den Werken beizufügen. Einzelne dieser verdienten Gelehrten seien heute hier anwesend. Ihre Arbeit habe für Tausende Schiller zugänglich gemacht, die sonst niemals unter seinen Einfluß, in den Bereich seiner Anziehungskraft gekommen wären.

„Unser hoher Beruf bringt es mit sich, überall die Liebe zur Wahrheit um ihrer selbst willen zu fördern und die Gewohnheit, alle Dinge im Licht ihrer allgemeinsten Beziehungen zu betrachten. Im Blick darauf ist es besonders erfreulich, als unseren ersten Redner einen Mann auftreten zu sehen, hervorragend in unserer Gemeinschaft nicht nur durch seine Gelehrsamkeit und Rednergabe, sondern auch anerkannt wegen seiner Verdienste um die öffentlichen Angelegenheiten in ihren höheren Fragen — Dr. Emil G. Hirsch.“

„Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts,“ begann der Redner seinen Vortrag über „Schiller und Kant“, „schien von dem Streben beseelt zu sein, die dem deutschen Volke angetane Unbill dadurch wettzumachen, daß es ihm nach so langer Dürre und Durstigkeit segensreichste Fülle und erquickenden Überfluß beschied. Am Himmelszelte wandelten nun Planeten, zu Sternenfamilien vereint, ihre leuchtenden Bahnen. —

„Auch ein Kolumbus war erstanden, der, mutiger als andere Seefahrer, einen neuen geistigen Weltteil entdeckte. Mit gewaltigen, mächtigen Hieben zerschnitt er die Bande, die Denken und Schauen bis dahin gehemmt. Hieß er auch den grübelnden Kopf sich bescheiden, indem er die Grenzen menschlichen

Erkennens scharf bestimmte, so schaffte er dem Wollen desto reicheren Raum; zerriß er auch die Nebelgespinste anmaßenden Glaubens, so wies er um so feierlicher hin auf das Sittliche, welches allein als selbstbestimmendes, doch ewiges Gesetzgebot dem Menschen Freiheit leihen kann.

„An diesen Zertrümmerer alten Wähnens und Wahns, an diesen Erbauer eines weiteren lichtvolleren Heiligtums der Menschenwürde, Kant, schließt sich der Sohn des Schwabenlandes, dessen wir heute dankbar und bewundernd gedenken, als Denker an. Damit war durch gleiches Denken die innere Gleichheit deutschen Seins erwiesen. Der Sohn des kälteren, schärferen Nordens fand Verständnis und Gefolgschaft dort, wo alemannische Art die wärmeren Töne des Gemüts zu entbieten gewohnt war. Als Ergänzer und Ausbauer Kantischer Lehrmeinungen wird Schiller genannt sogar in den Hörsälen, wo nur die abstrakten Systeme der Zunftphilosophen heimatliche Berechtigung zu haben scheinen. Wie ohne Spinoza Schillers Höhegenosse Goethe nicht verständlich ist, so bleibt Schiller selbst ein versiegeltes Buch allen, welchen von Kants grundlegenden Lehrsätzen keine Kunde geworden ist. Nicht in dem Sinne zwar, als ob in der Zwangsjacke der Schulsprache ein jeder, der seinen Schiller lesen und würdigen will, erst sich Kant aneignen müsse. Aber Kant hat wie Schiller aus dem Vollen deutschen Geistes geschöpft. Man kann mit Fug und Recht behaupten, Kant sei der deutscheste aller deutschen Philosophen. Als der urdeutscheste der deutschen Dichter mußte Schiller sich zu Kant hingezogen fühlen. Zwar ist Goethe auch grunddeutsch, aber auf eine ganz andere Weise."

Dem Menschen bleibe es ja versagt, den Urgrund alles Seins zu erkennen, und doch spiegle sich die Welt in seinem Geiste, zwar nicht, wie sie an sich sei, aber so aufgebaut, wie sie nach dem Gesetz menschlichen Denkens eben dem Menschen erscheinen müsse. — „Man kann mit Fug und Recht behaupten, Schiller sei der Sänger der menschlichen Persönlichkeit. Von sich aus erklärt er die Erscheinungen der ihn umgebenden Welt; aus seinem eigenen Weltbewußtsein heraus bewertet er alles, was Natur und Geschichte gezeugt und gezeitigt hat. Daher eilte er, wie Wilhelm v. Humboldt es ihm so schön bemerklich machte, der Natur eigenmächtig entgegen. Er ließ sie nicht auf sich wirken, er schöpfte ihr Bild nicht so sehr aus

ihr, als er es aus eigener Kraft aus seinem inneren Besitzschatze schaffte. Die Geschichte war für ihn — wie er selbst sie nannte — ein Magazin für seine Phantasie. — Das Vollbewußtsein des Wertes und der Würde des Menschen als einer sittlichen Persönlichkeit läßt Schiller, gleichwie Kant, aller Hemmnisse spotten, aller Schranken Macht bezweifeln."

Aus den „Worten des Glaubens" spreche deutlich der Schüler des Königsberger Denkers. Der Fortschritt von den Nebelbildern, welche gaukelnd ihm vorschwebten, als er „die Räuber" dichtete, sei augenfällig. Schiller hätte wenig Lust an dem heutigen Herdenfetischismus, der ja auch Nietzsche so pracht- und machtvoll in den Harnisch gebracht hat. An dem Gezänke, das durch die Jetztzeit gehe, und dem, was man oft als Freiheit erzwingen wolle, hätte er kein Gefallen. — Gleichsam in der Schattierung aber trete der bezeichnende Unterschied zwischen Schiller und Kant an den Tag. Kant legt den Nachdruck auf ‚Du sollst' des kategorischen Imperativs. Schiller betont das Können des Menschen. In der inneren Einheit der menschlichen Natur scheine für Schiller der Einklang von Neigung und Tugend, die freudenvolle Stimmung begründet zu sein. „Ihm ist die schöne Seele das Höhere gegen den bloßen pflichtmäßigen Willen. Auf Kants finstere Tugendlehre zielt Schillers ‚geflügeltes' Distichon: Gerne dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Neigung. Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendsam bin."

„In der Schönheit erblickt Schiller die Verwirklichung der im Inneren empfundenen Freiheit. Im Reiche des Schönen kommt der tobende Kampf zum friedvollen Austrag. Im Schönen liegt und erblüht die wahre Versöhnung. Im Spiele mit der Schönheit verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung, als der der Vernunft, beide kommen in Einklang: das Sinnliche wie das Sittliche, das Körperliche wie das Geistige kommen zur richtigen Geltung, der Mensch ist ganz Mensch; ihm wird die Freiheit der ästhetischen Stimmung, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft gleich tätig sind. Sinnliches Begehren und sittliches Wollen sind ja nur Hälften des wahren Menschen. Die Kunst hebt den Widerstreit dieser beiden Hälften und Halbheiten auf. In ihr und durch sie wird der Kampf der Neigung mit der Pflicht gelöst."

Wie allgemein Ideen und Individuelles einander beständig

durchdringen, führte der Redner näher aus. — „Als Geschichtsforscher wie als Dramatiker schwebte es Schiller, wie kaum einem anderen, klar vor Augen, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist.“ Man mag über die Pragmatiker unter den Geschichtschreibern nach Herzenslust spotten und auch wegwerfend Schiller ihnen zuzählen, ich glaube, Notizenkram noch so gelehrter Art wird schließlich der Menschheit weit weniger nützen als Schillers Bestreben, den Zeiten das Geheimnis ihrer ewigen Bedeutung im Leben der sich nach höherem Plan entwickelnden Menschengemeinde abzulauschen.“ —

Professor W. H. Carruth bestieg nun die Tribüne, um über „Schillers Dualismus“ zu reden. Er ging von Kapitel 19 in Ernst Häckels Buch „die Lebenswunder“ aus, wo der Gegensatz in der philosophischen Stellung Goethes und Schillers ausgeführt wird. „Lassen Sie uns einmal klar werden darüber, was Häckel unter Dualismus versteht. Es ist die Voraussetzung von zwei durchaus verschiedenen Anschauungsweisen im Universum, wie Gott und Welt, Geist und Materie und so fort; Monismus dagegen führt alle Erscheinungen zurück auf eine gemeinschaftliche Weltanschauung.“

Carruth geht nun weiter auf die Schwäche in Häckels Behauptungen ein und führt eine Reihe von Stellen aus Schriften an. — „Ich glaube, dieser Zitatenschatz wird genügen, um nachzuweisen, daß Schiller kein Dualist im Sinne Häckels war, daß er nicht zwei unterscheidbare Prinzipien im Universum annahm, sondern durch Wahrnehmung wie durch Glauben einen harmonischen Kosmos voraussetzte.“

„Meiner Ansicht nach läuft die Ablehnung der Schillerschen Philosophie bei Häckel hinaus auf die ‚Worte des Glaubens‘, das poetische Evangelium von Kants praktischer Vernunft. Denn Häckel kehrt wieder und wieder zu der Erklärung zurück, daß diese Dreiheit der Unvernunft: Gott, freier Wille und Unsterblichkeit, das Wesentliche des Dualismus vorstellen und gänzlich unvereinbar sind mit monistischer Weltanschauung.

„Ich wage abweichender Ansicht zu sein und ziehe es vor, zu denken, daß diese drei Glaubensartikel, oder Hypothesen, oder Dogmen, wie Sie die Sache nennen wollen, Äußerungen darstellen vom Suchen der menschlichen Seele nach einer einheitlichen Zusammenfassung des scheinbar dualistischen Universums.“

Freilich durch Erkennen sei kein monistisches Universum zu finden. Wir füllen die Lücken unseres Wissens und Erkennens durch Hypothesen und Theorien. Gott und Unsterblichkeit seien oft so aufgefaßt worden, als ob sie im Gegensatz ständen zu dem Erkennen von Tatsachen und Gesetzen des Geschehens. — „Aber der Geist des Menschen drängt immer aufs neue unwiderstehlich hin zu dem Versuch, Einheit und Harmonie in dem Universum herauszufinden, von dem er selbst ein Teil ist.“

Es folgte der Vortrag von Professor J. S. Nollen an der Staatsuniversität von Indiana über „Schillers Gedichte in den Vereinigten Staaten“. — Er teilt seinen Stoff in zwei Abschnitte: 1. Kritik. 2. Übersetzungen. Redner geht zunächst zurück auf die ersten Versuche, die Amerikaner mit Schiller bekannt zu machen, deren schon gedacht worden ist (S. 33 ff.); auf die Vergleiche zwischen Goethe und Schiller durch Bancroft und andere um die Mitte des 19. Jahrhunderts. In den Festtagen von 1859 sagte einer der berufenen Redner von Schiller: „Seine Poesie war englisch in ihrer Klarheit und ihrem Vermeiden krankhafter Sentimentalität; es besteht eine schöne Harmonie zwischen seinem Leben und seinen Werken.“ Ein anderer: „Kein Poet hat je mit so entflammender Kraft zur Jugend gesprochen; ich wage Schiller den beredtesten von allen Poeten zu nennen. Gleich Byron ist er Dichter der Leidenschaft mehr als der Gedanken.“

Erst Ende der Siebenzigerjahre, führt Nollen aus, beginne eine neue Periode für Schillerbiographien und Darstellungen deutscher Literatur. Aber die Versuche in Kritik Schillerscher Werke bleiben noch außerordentlich mager. Manche Kritiken seien auch so, daß man sich fragen müsse, ob der Dichter durch die Art dieser Lobpreisung entzückt gewesen wäre. Im Jahre 1879 erschienen „Studien über deutsche Literatur“ von Bayard Taylor und „Goethe und Schiller“ von Boyesen. Einzelne von Schillers lyrischen Gedichten werden hoch erhoben, andere verurteilt; ungeteilte Bewunderung wird den meisten Balladen und dem Lied von der Glocke gezollt.

Fred. H. Hedge nennt in den 1886 erschienenen „Stunden unter deutschen Klassikern“ Schiller einen von den vornehmsten deutschen Lyrikern, den ersten Dichter im Drama; ein wunderbarer Umschwung vollzieht sich in seinen Liedern von den knabenhaften Extravaganzen der ersten Periode bis zu der

vollendeten Ruhe und Anmut der dritten. „Das Lied von der Glocke ist ein Juwel von hohem Wert, wie es irgend eine Sprache nur verlangen kann und jeder Dichter möchte mit Stolz es in seiner Krone funkeln sehen; wenn Schiller nichts anderes geschrieben hätte, würde ihm schon dies Lied die Unsterblichkeit sichern."

„Mit diesen Worten Hedges von typischem Enthusiasmus wollen wir unseren kurzen Rückblick auf Kritik und Würdigung Schillerscher Lieder schließen. Denn die neueste (1902) und am besten geschriebene amerikanische Biographie von Schiller, die von Professor Calvin Thomas (S. 38), ist uns allen so vertraut, daß es unnötig scheint, hier länger zu verweilen bei der gesunden Unbefangenheit und dem ‚sang froid' ihrer kritischen Ausführungen, welche in dieser Hinsicht fast einzig dastehen in der Geschichte amerikanischer Würdigung von Schiller."

Im zweiten Teil seines Vortrags kommt Redner auf: Übersetzungen. Es sei zu bedauern, daß gerade die gefeiertsten amerikanischen Dichter und Kritiker, wie Emerson, Whittier und Lowell, Poe und Holmes, den Liedern Schillers wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben. „Longfellow, unser ausgezeichnetster Übersetzer aus fremden Literaturen, geht über Schiller weg, um Uhland, Müller und andere weniger hervorragende Dichter zu bevorzugen, obwohl Schillers Einfluß klar sich erweist in seinem Lied „The Building of the Ship", das im Aufbau ganz dem „Lied von der Glocke" folgt, und in seinem eigenen schwachen Lied „Song of the Bell". Bayard Taylor sei der einzige bekanntere amerikanische Dichter, der sich sowohl mit Kritik als Übersetzung Schillerscher Lieder beschäftigt, aber sein Beitrag als Übersetzer sei nicht allzu hoch zu stellen. Ein anderer Amerikaner aus der Zahl der Gelehrten erscheine in der Reihe der Übersetzer, — George Bancroft, der die Auszeichnung für sich in Anspruch nimmt, unter den Ersten auf den Plan getreten zu sein als Übersetzer sowohl wie als Kritiker; sein Beitrag sei ein reicher.

Allein im allgemeinen sei man angewiesen auf Übersetzungen, die von Engländern ausgingen, wie von Bulwer, Bowring und anderen. „Soweit ich habe feststellen können, umfaßt die Reihe amerikanischer Übersetzer 24 Namen. Nur 4 von diesen Übersetzern sind Deutschamerikaner; die übrigen sind von angelsächsischem Stamm, darunter eine Frau und 8 Pastoren." Am

häufigsten sei „Das Lied von der Glocke“ übersetzt worden, demnach müsse es hierzulande das populärste sein; zehnerlei Übersetzungen gebe es von ihm; je 4 von Ritter Toggenburg, das Mädchen aus der Fremde, Sehnsucht; je 3 von der Teilung der Erde, Würde der Frauen, Kant und seine Ausleger. Den Gedichten der ersten Periode hätten amerikanische Übersetzer stets wenig Aufmerksamkeit geschenkt, nur 5 machen eine Ausnahme: Hektors Abschied, Gruppe aus dem Tartarus, Die Blumen, An den Frühling, Männerwürde. Alle die Ergüsse an Laura und andere gerade für Schiller bezeichnende Lieder fehlen. Aus den Gedichten der zweiten Periode sind nur 3 durch Amerikaner übersetzt worden: An die Freude, Die unüberwindliche Flotte, Die Künstler.

Mehr als zur Hälfte (109 von 197) seien die Gedichte der dritten Periode von den Übersetzern berücksichtigt. Die Balladen seien besonders bevorzugt, aber Die Bürgschaft, Der Handschuh, Der Kampf mit dem Drachen, Der Graf von Habsburg fehlen, während die fromme, etwas schwache Ballade „Gang nach dem Eisenhammer“ unter die ersten zählte, die in Amerika übersetzt wurden. „Schließlich mag es noch bemerkenswert erscheinen, daß elegische Stimmung besonders anlockend wirkte; eine ziemlich lange Reihe von Übersetzungen widmet sich den Liedern von elegischem Ton: Hektors Abschied, Gruppe aus dem Tartarus, Die Ideale, Das Ideal und das Leben, Klage der Ceres, Ritter Toggenburg, Kassandra, Sehnsucht, Der Pilgrim, Des Mädchens Klage, Der Jüngling am Bache, Nadowessische Totenklage, Thekla eine Geisterstimme, Der Antritt des neuen Jahrhunderts.“

Den letzten Vortrag in englischer Sprache hielt der Professor für Kirchengeschichte an der Northwesternuniversität, C. F. Little, über Schiller als Historiker.

Bald aufgezählt seien Schillers historische Werke, wie schlecht bestehen sie vor dem heutigen Maßstab! Da zeigen sich keine langen Reihen von polyglotten Bibliographien; nirgends ächzt ein Apparat kritischer Gelehrsamkeit; nichts von polemischen Fußnoten, von Ziererei mit unerschütterlicher Objektivität. Nur ein feierlicher Zug von Persönlichkeiten, staatlichen Gebilden und Ereignissen ist zu sehen, vorgeführt von einem Genius und erleuchtet mit Ideen.

„Das ist keine Tatsache, das ist eine Idee,“ so lautet Schillers ärgerliche Äußerung zu Goethes Auseinandersetzungen über die

Metamorphose der Pflanzen. Dies Wort ist es, das ein Fenster öffnet für seine ganze Geistesarbeit. Sein Geist wimmelte von Ideen, aber er wußte, daß es Ideen waren, und er wußte auch, woher er sie geschöpft. Ob sie ans Licht traten in Dramen wie Don Carlos oder Maria Stuart, oder ob sie Darstellungen durchleuchteten wie Abfall der Niederlande oder Sendung des Moses, Schiller trennte mit Leichtigkeit die Idee los von ihrer Quelle und wurde sich vollständig bewußt, daß beide, Drama und Historie, hinzielen nach einer höheren und herrlicheren Wahrheit als irgend eine angreifbare Arbeit über die „vestigia, über die ersten Fußstapfen der Menschheit, die sich finden in Monumenten und Chroniken".

„Für einen, der gleich mir erzogen ist in der Schule von Droysen, gilt auch das Beste, was in Geschichte geschrieben werden kann, nur als eine Annäherung an die Wirklichkeit; das, was ihr Wert gibt, sind ja nicht die Stöße emsig gesammelter Berichte, es ist der ahnende Blick nach innen und der aufbauende Genius, der aus ihnen die Materialien aussondert für die Architektonik seines Werkes."

Besonders bezeichnend sei Schillers Antwort an Körner über die Figur Wallensteins: „Ich bin der Meinung, daß der Held niemals beurteilt werden sollte nach moralischen Eindrücken, sondern nach der Gesamthandlung des Stückes, insofern, als sie sich auf ihn bezieht und von ihm ausgeht." Wie viele Geschichtsbücher und Biographien würden weggefegt in Vergessenheit bei Anwendung derartigen Prinzips!

„Aber ist nicht Schiller selbst abgewichen von diesem Grundsatz in der Art und Weise, wie er das Bild Wilhelms von Oranien zeichnet? Glücklicherweise haben wir zur Vergleichung nicht nur das extravagante Bild von Mr. Motley, sondern auch die neueste Beurteilung des Begründers der holländischen Republik, welche die Welt kennen lernt in Cambridge Modern History. Schillers Farben sind einfach gegenüber denen des amerikanischen Historikers, während Butlers Auffassung im Wesen zusammenfällt mit der des deutschen Dichters. Die Wärme fehlen und der Glanz, welche jede Schöpfung des Schillerschen Genius durchglühen; mit unendlicher Geduld ist mosaikartig Stück an Stück geleimt; es gleicht nicht der anderen Arbeit, ein großes Leben, herausfließend aus einer großen Seele."

Oder nehme man jenen Ausspruch, der einem Carlyle un-

begrenzte Bewunderung entlockt, die Schlußworte der Beschreibung jenes dumpfen Schweigens, das in Brüssel geherrscht habe bei dem ersten Einzug Albas. „Das ist es, was Ruskin die innere Durchleuchtung nennt, das Hineinblicken in das Herz der Dinge und Ereignisse. Sicher, das ist nur eine Idee. Aber es ist eine Idee, die sich herleitet aus einer Masse von Einzelstudien, welche eine kolossale Persönlichkeit und ihre Beziehungen zu einer ganzen Epoche beleuchtet. Und kein menschlicher Geist, Dante ausgenommen, hat die Spanne eines fürchterlichen Augenblicks jemals mit so lebendiger Sicherheit und so eindringlicher Anschaulichkeit gemalt."

Wallenstein und Gustav seien nicht die Schöpfer, sondern nur die Vollzieher des Schicksals. Es sei unmöglich, Schillers Ausführung zum Tod des Schwedenkönigs zu lesen, ohne an die einherschreitende Notwendigkeit der griechischen Welt zu denken, an das wehvolle, unausweichliche Geschick, dem Helden und Völker entgegengehen und erliegen. — Ja, Schiller habe einem Lessing und Kant, einem Herder, Voltaire viel zu danken gehabt. Gleich Raphael sei seinem Geiste das Aufnehmen und Umbilden eigen gewesen; von jedem hellen Gefährten habe er gelernt und doch neben seiner Gelehrigkeit das Unabhängige und Selbständige seines eigenen Seins gewahrt.

„Dramatiker und Historiker müssen gleicherweise den Himmel so annehmen, wie ihn die Natur und die Erdkugel wölbte. Beide müssen ihre Schöpfungen den wirklichen Ereignissen ablauschen. Gerhart Hauptmanns Versicherung ist gar nicht notwendig, daß sein Spiel eine düstere Tragödie aus schlesischer Geschichte darstellt. Jede andere Sache würde unglaublich sein. Situationen solcher Art werden ja niemals erfunden, sie müssen abgelauscht sein. Aber da zeigt sich wieder der Unterschied im Entwerfen eines Gesamtbildes. Der Eine müht sich ab um Einzeldinge, der Andere um die beherrschenden Ideen. Schiller befindet sich im letzteren Fall; er hat die Darstellung von Einzelvorfällen stets einer Darstellung derjenigen Ideen untergeordnet, welche durch ihren Konflikt einer Zeitspanne ihre Gestalt geben. Don Carlos und Der Abfall der Niederlande sind die Resultate derselben Gegensätze." Festzustellen sei zugleich, daß Schiller unter die ersten zählte, welche die Aufgabe geschichtlicher Wissenschaft darin fanden, die lebende Gegenwart zu erklären, für heutige Institutionen und sozialen Aufbau zu berichten. „Schiller

sah, Kant und Burke ausgenommen, klarer als alle seine Zeitgenossen, daß in das Europa des 18. Jahrhunderts sich hineingelebt hatten alle Taten und alle Ideen, welche den Widerstreit der Zeiten überleben durften."

„Er sagt ja selbst: Aus der Gesamtsumme der beurkundeten Berichte wählt der Historiker diejenigen Tatsachen heraus, welche die Welt von heute gebaut haben, welche von Einfluß gewesen sind auf den Zustand des heute lebenden Geschlechts, als eine wirkliche, einwandfreie, leicht auffindbare Folgerung." Freilich auf den ersten Blick haben seine Aufsätze über Moses, Lykurg und Solon wenig genug mit dem 18. Jahrhundert zu tun. Aber auf Rousseaus Redegewalt müsse man zurückgehen, wenn man Schiller in seinen Beziehungen zur Jugend von Jena richtig einschätzen wolle.

„Wilhelm Scherers scharfes Urteil wird sich kaum aufrecht erhalten lassen: Trotz der unvollkommenen Art seiner Gelehrsamkeit entfaltete Schiller doch eine ungewöhnliche Gabe von durchdringender und zutreffender Auffassung; einen sicheren Einblick in die bauende Seele der Ereignisse und eine Gewalt in der Darstellung, welche bei einem so großen Dramatiker nicht überraschen kann."

„Schillers Gelehrsamkeit war in der Tat lückenhaft, verglichen mit der von Ranke oder Lord Acton. Aber sicher großartig, verglichen mit seinen finanziellen und literarischen Mitteln. Es ist ja kläglich, diesen Riesen von einem Dulder in niedriger Hütte unterkriechen zu sehen, diesen Kopf mit dem leuchtenden Fernblick ohne einen Groschen für Reisen oder für Bücher, diesen Simson, wie er sich quält im Banne der Armut; ohne Zutritt zu großen Bibliotheken oder Staatsarchiven; und doch — trotz Krankheit und Schmerz hat er es zu stande gebracht, Fetzen zweifelhaftesten Materials zu verwandeln in historische Werte unvergänglicher Art durch den Destillierkolben seiner mächtigen Einbildungskraft."

„Unter Schillers aufgegebenen Plänen befand sich auch ein deutscher Plutarch. Man kommt geradezu in Versuchung, auf die Weltordnung zu schmähen, wenn man sehen muß, daß Krankheit und Not diesen Plan zu nichte gemacht haben. Was für eine Galerie von Bildern ist damit der Literatur verloren gegangen! Welcher Reichtum von lichten Gedanken! Welch anschauliche Aufreihung von Männern und Taten! Welches Hin-

abzwingen von vermeintlichen Riesen zu den Zwergen! Welche Aufdeckung von Ideen, die der Welt Gestalt gegeben haben!"

Den Einfluß eines großen Geistes nach irgend einer Richtung auf Zeitgenossen oder auf kommende Geschlechter zu beurteilen, liege außerhalb des menschlichen Könnens. Festgestellt sei, daß unwiderstehliche Anziehungskraft allen von Schiller behandelten Stoffen innewohne. „Deutsche, Engländer und Amerikaner haben sich um die Wette bemüht, ihrer Herr zu werden. Schillers Fragmente aber behaupten ihren Platz. Sie sind unvollständig gleich Michel Angelos Gestaltungen in der Mediceerkapelle. Aber sie lassen trotzdem den Genius des Künstlers durchblicken wie die Gesetze seiner Kunst. Und heute, da die Geschichtschreibung dem Ziele nachjagt, entweder gesichtete Erhebungen in eine trockene Darstellung zu bringen oder eine wunderliche Mischung von Traditionsresten mit neuerlichen Vermutungen zu verquicken, heute mögen diese Schillerfragmente einen mit Glücksgütern mehr als Schiller gesegneten Jünger zu dem Jubelrufe veranlassen: ‚Anch' io sono pittore'. Wenn das Geschichte ist, bin ich auch ein Geschichtschreiber." —

Damit schloß Professor Little den letzten der in englischer Sprache gehaltenen Vorträge. Ein deutscher von Professor C. Klenze der Chicago-Universität über „Venedig in Schillers Geisterseher" schloß sich an. — Shakespeare habe schon etwas von dem Zauber Venedigs wiedergegeben, auch in Heinses Ardinghello komme Venedig vor: aber doch sei Schillers „Geisterseher" der erste bedeutende Roman der Weltliteratur, dessen Handlung von Anfang bis Ende sich in Venedig abspiele. Die außerordentliche Phantasie des Dichters, der nie südliche Luft geatmet, zeige sich hier so großartig wie irgendwo. — Es handelte sich um den Religionswechsel eines deutschen Prinzen; allerlei Intrigen werden, vielleicht von Jesuiten, gesponnen, um des Prinzen Herr zu werden; im ersten Buche seines Romans entwickelt der Dichter deshalb alle seine Kunst, um Venedig in der landläufigen Vorstellung vorzuführen, als Inbegriff aller Schrecken des Despotismus, der abstoßendsten politischen und sozialen Zustände. Das ändert sich im zweiten Teil: in all seinem Zauber muß Venedig hier erscheinen, berückend und alle Bedenken besiegend.

Den Wurf, den Schiller so glücklich getan mit der Wahl

der Adriakönigin als Schauplatz eines Romans, haben die späteren Romanschreiber wohl verstanden; aber Schiller war es, der den Modernen vorangeeilt ist.

Wenige hundert Schritte von der Stelle, wo sich im Lincolnpark das mir ins Herz gewachsene Grantdenkmal erhebt, in dessen Höhlung ich so oft über die Worte, die man wahrscheinlich von mir zu hören erwartete, nachgesonnen, wenige hundert Schritte davon steht das Schillerdenkmal am Rand herrlich angelegter Blumenbeete, die jetzt eben im schönsten Flor standen. Dann und wann hatten dröhnende Gewitter die schwüle Hitze bisher unterbrochen, heute aber, am 9. Mai, am Hauptfesttag, sandte der Himmel einen sachte und anhaltend tröpfelnden Landregen hernieder.

Da stand das Schillerdenkmal, mit amerikanischen, deutschen und württembergischen Farben umwunden, reich geschmückt mit American beauties, jenen wunderbaren langstieligen Rosen, die jetzt eben einen begehrten, wenn auch etwas kostspieligen Gegenstand (das Stück von den schönsten und langstieligsten bis zu einem Dollar aufsteigend) für diejenigen bildeten, welche irgend eine Huldigung in anmutigem Gewande erscheinen zu lassen wünschten. Bald nach 1 Uhr Nachmittags hatte sich eine zahlreiche Gemeinde versammelt und sich im Freien gruppiert. Ich selbst wurde nicht wenig erfreut und geehrt durch die freundliche Begrüßung, mit der mehrere aus Waiblingen stammende Schillerfestgäste auf mich zutraten, die dort mit mir die Lateinschule besucht hatten. Von einem anderen Landsmann ist mir zum Andenken an den heutigen Tag eine Eintrittskarte zur Tribüne bei der Enthüllung des Schillerdenkmals in Marbach am 9. Mai 1876 übergeben worden.

Ein Posaunenquartett eröffnete heute die Feier, die vereinigten Männerchöre von Chicago sangen: Das ist der Tag des Herrn. Von den Stufen des Denkmals richtete darauf Redakteur E. F. L. Gauß, ein geborener Stuttgarter, mit weithin vernehmbarer Stimme diese Worte an die andächtig lauschende Gemeinde:

„Ein Schauer der Ehrfurcht muß uns durchbeben, wenn wir an diesem hundertsten Gedächtnistag des Hinscheidens unseres großen deutschen Lieblingsdichters, unter diesem Denkmal in der

Neuen Welt versammelt, seine besonders heute jedes Herz bewegenden Worte über die Kluft eines Jahrhunderts zu uns herüberschallen hören: Wenn ich denke, daß vielleicht in hundert Jahren, wenn mein Staub längst verweset ist, man mein Andenken segnet, dann versöhne ich mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis!" — „Du bist gegenwärtig, wo man dich erfaßt, nicht nur im Bilde, das dir die Pietät auf freier Erde gesetzt; — wir feiern keinen Toten!" — „Wir hier am Michigansee, in dem Land, das das Land der Freiheit heißt, wollen heute unsere Blicke nur auf die hellen Strahlen richten, die von diesem Geistesmächtigen, als von einer klaren Geistessonne ausgehend, unsere eigenen Grenzen von einem Ende zum anderen durchfluten, und in diesen Strahlen werden wir die ganze Schönheit, die ganze Reinheit, die ganze Kraft, die ganze lebenweckende, Freude und Glück bringende Macht dieser Sonne erkennen, empfinden und preisen."

Schiller sei vor allem nicht nur der Prophet, auch der Begründer der wahren Freiheit. — Die innere Freiheit müsse der äußeren vorangehen. Doch alle Mahnungen und Lehren müßten bei den Menschen wirkungslos bleiben, wenn nicht der Glaube und die Hoffnung ihnen Kraft gäbe zum Ausharren.

„Herrlich und vielverheißend erscheint diese Gedächtnisfeier in diesem Lichte! Wie erfreulich ist sie besonders hier, wo das ganze ‚Volk der Freien' mit uns dem Messias der Freiheit huldigt!"

Zum Schluß ließ der Männerchor noch das Lied hören: Stumm schläft der Sänger. —

An demselben 9. Mai Abends 8 Uhr fanden sich die Räume des Auditoriumtheaters besetzt bis auf den letzten Platz; die deutsche Festrede des württembergischen Abgesandten und die des Vertreters des deutschen Botschafters wurden erwartet nebst Aufführung: „Das Lied von der Glocke".

Die Einleitung des Abends geschah durch „Zur Weihe des Hauses" von Beethoven. Dann trat unser Vorsitzender, Otto C. Schneider, auf die Bühne, um mich mit folgenden Worten dem Publikum vorzustellen:

„Schiller gehört der Welt! Und die Welt blickt mit regem Anteil auf das schöne Land, wo die Wiege des großen Geistes-

helden stand. Sie verfolgt mit Spannung jede Spur, die verraten könnte, welcher geheimen Triebfeder der Natur ein so hohes Ergebnis zu verdanken ist, und sie sucht die Art der Menschen kennen zu lernen, in deren Umgebung ein so edler Charakter sich entwickeln konnte. Es ist das Schwabenland, dem diese Ehre gebührt! Viele hervorragende Männer hat es schon hervorgebracht, aber heute nimmt es mit besonderem Stolze wahr, wie der Geist seines größten Sohnes, dessen Leib vor hundert Jahren das Zeitliche segnete, nun unter Millionen von Lebenden wandelt und deren Gewissen mahnt: Pfleget das Gute, das Schöne und Wahre!

„Nur einem Schwabensohne sei deshalb der Vorzug gegönnt, diesem Tag durch das ernste Wort die Weihe zu geben. — Seine Majestät der König von Württemberg hatte die Güte, einen Vertreter zu senden, der durch sein ausgezeichnetes Werk ‚Die Amerikanische Revolution‘ nicht allein seine Freundschaft für das Volk, sondern auch seine tiefe Einsicht in die Geschichte dieses Landes bewies, so daß er fast als ein begeisterter Amerikaner gelten kann. Sein Ruf als Schillerkenner berechtigt ihn vor allem, dem Andenken des großen Dichters auf die würdigste Weise zu huldigen. Ich habe die Ehre, Ihnen den Redner des Tags vorzustellen.“

Als ich nun auftrat, wußte ich wohl, daß das, was ich zu sagen hatte, weit nicht reichte an die Bedeutung der Worte von Calvin Thomas, der zwei Tage vor mir auf derselben Bühne gestanden, aber die gute Aufnahme, die ich allerorten gefunden, die ich auch heute wieder fand, stärkte mir den Mut und — mit keinem König hätte ich getauscht.

Feierlich sei diese Stunde, die uns hier vereinige, begann ich, feierlich schon deshalb, weil wir wissen, daß mit uns die ganze gesittete Welt den Tag begehe, an welchem vor hundert Jahren Friedrich Schiller sein Haupt zum Sterben gelegt.

„Diese Feierlichkeit nimmt aber noch eine besondere Art an für den Fremdling, der fast täglich an den Stätten vorübergeht, wo der junge Adler zuerst in die Sonne zu blicken begann, der vor kurzem noch in dem bescheidenen Geburtshaus des Dichters stand, und sich nun plötzlich von den Wundern einer neuen Welt umgeben sieht; wie mit einem Zauberschlag herversetzt von dem altväterischen Städtchen, das auf schmaler Scholle hoch über dem Neckar sich erhebt, mit seinen engen

Gassen, seinen behaglichen Häuschen in traulicher Enge, mit seinen alten Festungstürmen und bröckelnden Mauern.

„Da liegt das Städtchen Marbach im ersten Frühlingssonnenstrahl, verträumt in sich versunken. In solcher Stunde steigt die Erinnerung auf an die glänzenden Festtage, die hier gefeiert worden sind, als der Geburtstag des großen Sohnes im Jahre 1859 zum hundertsten Male wiedergekehrt war, als sein Standbild im Jahre 1876 enthüllt wurde, als in den Herbsttagen 1903 das Schillermuseum fertiggestellt war und der König von Württemberg, Wilhelm II., vor der Tür stand, um als erster die geweihten Räume zu betreten.

„Kurze Zeit vorher hatte der König dadurch, daß er sich in echt volkstümlicher Weise mit der Bürgerschaft von Marbach und vom ganzen Schwabenlande in Verbindung setzte, den Schwäbischen Schillerverein gegründet und ihm als Ziel bezeichnet: Ich erachte es für eine Pflicht und Aufgabe des Landes, das den Ruhm genießt, die Heimat Schillers zu sein, das angefangene Werk zu vollenden. Gerade in der jetzigen Zeit ist es von großer Bedeutung für das deutsche Volk, die Erbschaft des nationalen Dichters zu pflegen und damit die Erkenntnis von dem höheren Wert des idealen Besitzes unserer Nation zu kräftigen und zu beleben.

„Vor wenigen Tagen stand ich noch vor meinem Landesherrn auf schwäbischem Boden, und heute, da der Schillertag ein Weltfest geworden ist, kann ich mich des Auftrags entledigen, den der König mir erteilt, um ihn über das Meer zu tragen und vor dem Volk von Amerika niederzulegen: Mit aufrichtigen Freundschaftsgefühlen die herzlichsten Grüße am heutigen gemeinschaftlichen Festtage und die besten Wünsche für die Zukunft! Und neben dem Königsgruße trage ich noch herüber aus der alten Heimat ein brüderliches Grüßen und Händedrücken von den schwäbischen Männern und Frauen, ein Grüßen vom Schwäbischen Schillerverein und von der Stadt Marbach.

„Alle fühlen es ja diesseits und jenseits des Wassers: mit dem heutigen Tage wird ein neues Band geistigen Zusammenhangs um die Völker geschlungen, ein Band, welches das Verständnis erleichtert insbesondere zwischen Blutsverwandten, die zur Freundschaft miteinander bestimmt sind, wie Deutsche und Amerikaner. — Materielle Interessen reißen die Völker auseinander, geistige verbinden sie.

„Noch ein anderes scheint in den Tagen von heute erreicht zu sein; mit ihrer Entfesselung der Geister, mit der Verwirklichung dessen, was die kühnste Phantasie sich erträumt, mit der Zuteilung des Gutes der Freiheit an ihre Lieblinge, mit all dem scheint die Gegenwart dem Erfassen der Ideale Schillers bei weitem näher zu stehen, als die sämtlichen früheren Generationen es waren.

„Frei blicken die Menschenkinder von heute zur Höhe empor und schlagen nicht mehr nur staunend die Augen nieder; kein Licht ist ihnen zu hell, und sie fühlen sich dem Dichter verwandter als jemals in einem Zeitalter vorher.

„Ja, ein neues Bedürfnis nach Schiller scheint sich geltend zu machen bei dem Geschlecht von heute, das ahnt, wie Zukunftsaufgaben großen Stils das Einsetzen aller Kräfte, das Vorantreten geistiger Führer verlangen.

„Heute werde die Frühlingstotenfeier mehr; — sie werde zum Rückblick auf ein Jahrhundert des von einem reichen Geist und von reicher Erbschaft ausgehenden Gestaltens im Lebensgang des deutschen Volkes, des Volkes von Amerika, der gesamten Menschheit, und wir stellen uns die Frage:

„Was ist Schiller gewesen, was wird Schiller sein für die Seelen der Völker auf beiden Seiten des Erdballs?"

Voll heißen Sehnens habe das deutsche Volk nach der Hand des ihm nahestehenden Dichters gegriffen; in langer Zeit des Wartens sei es sich seines Zaubers und seines Ernstes bewußt geworden.

„Lange dauerte sie, die Zeit des Wartens im deutschen Volke; manche Erkenntnis brachte sie zwar, aber zugleich lag in der allgemeinen politischen Öde und Langeweile die Gefahr, daß es gekünstelter Schulmeisterei gelingen könnte, die großen Geister mehr und mehr zu entfremden und den Umgang mit ihnen in kalten Götzendienst zu verkehren."

Da sei das Schillerfest 1859 gekommen mit seinem gewaltigen Rufen und Mahnen.

„Gerade weil Schiller alles von den goldenen Tagen der Zukunft, von der künftigen Einheit und Freiheit erwartete, hat sich die Feier seines hundertjährigen Geburtstages zu einem Fest gestaltet, wie noch keines gefeiert worden ist auf beiden Seiten des Meeres.

— — „Die Völker gerade, wie Deutsche und Amerikaner,

deren Los es war, in harter Arbeit, mit Dransetzen von Schweiß und Blut, sich emporzuringen, solche Völker fühlten sich als Ein Fleisch, als Eine Seele mit dem großen Kämpfer. Nicht um einen Eroberer, um einen Heerkönig im gewöhnlichen Sinn sammelten sie sich in festlicher Stunde; nein, um einen Anführer, dessen irdisches Leben, dessen äußere Schicksale eine innige Verwandtschaft begründeten zwischen ihm und den rastlos aufwärts Strebenden.

„Wahrlich, nicht mit leichter, spielender Hand, als weltfremder Träumer, durfte Friedrich Schiller in die Rosenbüsche des Lebens hineingreifen, um uns seinen Strauß zu reichen; — die Hand, die er mit seinen Gaben uns entgegenstreckt, diese Hand ist zerstoßen und zerschunden von den rauhen Kanten und Ecken der Welt."

Aber dennoch habe er diese Welt geliebt und niemals den Glauben an die Menschheit verloren. — In aufsteigender wie in absteigender Linie aber pflege sich das Andenken an Unsterbliche zu bewegen. — Zu Zeiten schien es, als wolle ein Abklatsch der Alltäglichkeit den Dichter verdrängen, dessen Aufgabe wesentlich darin bestand, aus engem, dumpfem Leben in lichtere Regionen emporzuführen und die Blicke hinauszuheben über Erdenschwere. Die Ziele, die sich der Mann gesteckt, der ein Sänger der Einheit und Freiheit, der sittlichen Größe gewesen, seien ja scheinbar alle gelöst; ja, dem Parteigezänke und dem geistigen Größenwahn von heute erscheine der Mahner von einstmals mit seiner selbstverleugnenden Ethik höchst unbequem.

Mit der wachsenden Gefahr hätten sich aber auch Retter gezeigt: Nicht nach dem Maßstab der Gegenwart dürfe der als Seher auftretende Sänger beurteilt werden; niemals habe er mit sattem Behagen nur dem Tag von heute angehört; stets sei er der Sänger der Zukunft gewesen. Auch jetzt gehöre er wieder der Zukunft an. Damit erscheine er als der modernste der modernen Dichter. Möge das Volk der Zukunft heißen wie es wolle, ihm gelten Schillers Lied, seine Lehre und treibende Kraft. —

Einer der römischen Philosophen, welche mit ihren Ansichten schon dem Christentum nahestehen, Seneca, habe gesagt: Ich kann mich nicht wundern, wenn die Götter bisweilen die Lust anwandelt, große Männer im Kampfe mit dem Mißgeschick zu sehen. — „Solche Gestalten, die sich durchzuringen haben, stellt

Schiller auf die Bühne, modelt sie nach seinem eigenen Bild und stattet sie mit der ihm eigenen Kraft des Willens aus. Dadurch gerade, daß er die Freiheit des wollenden Menschen in geheimnisvolle Wechselwirkung bringt zum unvermeidlichen Schicksal, dadurch, daß er dies Ringen mit stürmischen Schritten zur Katastrophe führt, dadurch ist er der größte deutsche Dramatiker geworden. Mit echter Herrennatur bewältigt er den Stoff und so spricht er selbst: die Katastrophe ist das Festmahl für den Tragiker.

„Ihm war es nicht gegeben, mit Stimmungsbildern die Zuhörer bis zur Erschöpfung hinzuhalten; nein, seine Ideen verdichten sich zu mächtigen Persönlichkeiten und drängen sich in mächtigen Sprüngen einem gewaltigen Ziele zu, mit vorbildlichen Worten und Taten."

So sei Schiller zum Erzieher geworden, zum Politiker im höchsten Sinn; denn Politik im vollsten Umfang begreife in sich alle Seiten des Kulturlebens einer Nation. — Es sei ganz eigentümlich, mit wie sicherem Ahnen seit mehr als hundert Jahren die Volksseele den Zukunftsgehalt aus den erzieherischen Lehrsätzen Schillers herausgelesen habe, ob diese nun in Dramen und Gedichten oder in den prosaischen Schriften zu finden seien. — „Die Bühne hat der Dichter zur Nationalversammlung gemacht in einer Zeit, da es noch ein weiter Weg war zur Nationalversammlung selbst. — Die Bühne ersetzte den Reichstag. Und auf diesem Reichstag, auf dieser Kanzel handhabte er das Wort wie noch kein aus deutschem Blut Entstammter. Eine Ideenwelt in Worte fassen und andere in deren Sinn und Bedeutung hineinzwingen, darin lag seine Tat und sein Geheimnis des Zaubers.

„Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort."

„Damit hat sich Schiller zur höchsten Stufe aufgeschwungen, zu einem der guten Geister für jedes Volk."

Gleich den Kolonisten der Alten Welt haben auch die aus England stammenden Siedler ihre Hausgötter und Schutzgeister mit nach Amerika genommen: Gesetzmäßigkeit, Ausdauer, Arbeitslust. — Damit die deutschen Weltwanderer nicht mit leerer Hand sich gesellen zu den Gefährten aus angelsächsischem Blut, haben sie den Hauch mitgebracht, der aus Schillers Idealismus und mannhafter Kämpferfreudigkeit herauswehe. — „So hat

das amerikanische Volk neben den guten Geistern, die es als Schutzengel und Schildwachen um seine höchsten Güter gestellt, neben Georg Washington und Benjamin Franklin, neben Lincoln und Grant, Irving und Longfellow, neben allen diesen auch unserem Friedrich Schiller einen Platz angewiesen."

„Leicht erklärlich ist es, daß der Weltheld, der den Schlüssel in Händen hat, mit dem man das Zeughaus der Zukunft öffnet, immer mehr ein Hausfreund wird bei dem Volke der Zukunft, bei dem Volke, in dessen Mitte jede Art von Arbeit adelt, wenn sie nur mit Ernst und mit Anspannung aller Kräfte getan wird." — „Ja, für unsere Zukunft haben wir ein neues Kapital notwendig, ein neues Kapital von Zucht und Gewissen, damit Kulturheuchelei den Volkskörper nicht vergifte, damit wir ein scharfes Auge behalten für die ewigen Gesetze einer Weltordnung, die wir nirgends so lauter und deutlich ausgesprochen finden, als bei dem großen Erzieher, dem Wecker und Mahner, der unter die guten Geister großer Völker versetzt ist." —

„Worin gipfelt aber alles das, was Friedrich Schiller den Völkern wie den Einzelmenschen in die Seele senken und als Wegzehrung für die Zukunftswanderung mitgeben will? — In der Forderung, nach welcher der mit freiem sittlichen Willen auf sich selbst gestellte Mensch sich als verantwortlichen Teil des Ganzen, der Gesamtheit betrachten muß mit der Aufgabe, zu arbeiten und zu kämpfen."

Ziel des Kampfes sei die Freiheit; in der politischen, in der seelischen und geistigen Freiheit gipfeln die Gedankenreihen, in deren Mittelpunkt Schiller mit besonderer Vorliebe verweilt. — Mit dem Anschmiegen der einzelnen Menschenseele an die Persönlichkeit Schillers wird der Große selbst zur vertrauten Freundeserscheinung. — „Aus der köstlichen Gesundheit, die von der Gedankenwelt des Freundes ausgestrahlt wird, vermögen wir immer wieder neue Freiheitsgefühle, neue Verjüngung, neue sittliche Kraft herauszusaugen, damit wir als Zukunftsvolk den Zukunftsaufgaben gewachsen bleiben." — „Denn der gesamten Menschheit weiht Friedrich Schiller die Fülle edelster Gedankenarbeit und zwar nicht eigentlich den Zeitgenossen, sondern der Zukunft, dem Gestalten und Reifen ferner Generationen." — „So wird jede Scholle dieses Erdenrundes befruchtet von dem Kraftstrom Schillerscher Ideale; jede Menschenbrust, jeder Erden-

raum wird dem Dichter zur Heimat und allerorten können die Menschenkinder ihm entgegenjubeln:

„Dem heitern Himmel ew'ger Kunst entstiegen,
Dein Heimatland begrüßest du,
Und aller Augen, aller Herzen fliegen,
O Herrlicher, dir zu!" — —

Nunmehr betrat Präsident Otto C. Schneider wiederum die Bühne und führte den Vertreter des weiteren deutschen Vaterlandes, Vertreter zugleich des deutschen Botschafters ein, den Legationsrat Dr. Scheller-Steinwartz, der sich so vernehmen ließ:

Ein Flammengrüßen von Berg zu Berg verkünde heute mit sinkender Nacht auf deutschem Boden die überall lodernde Begeisterung. Das Volk der Träumer von ehemals sei ein waches Geschlecht geworden, stark in unermüdlicher Tatkraft. — „Der Idealismus aber war es, der diesem Volke die Kraft gab, sich herrlicher wieder zu erheben und in die erste Reihe der Nationen einzutreten." — „Ich weiß, daß das Deutsche Reich im Ausland immer als die gewaltige Kriegsmacht und als der neue Industriestaat bekannt ist. Sie aber wissen, und erst die Weltausstellung in St. Louis hat es glänzend gezeigt, daß es auch immer noch und mehr als je eine gewaltige Kulturmacht darstellt."

„Erfüllt von dem Geist der Ordnung und Gesetzlichkeit, arbeitet es rastlos an allen Werken des Friedens und des Fortschritts; es war kein Zufall, daß das ehemalige Volk der Träumer in St. Louis im Bilde das schnellste Schiff, das schnellste Automobil, die schnellste Lokomotive ausstellen konnte." Jeder Deutsche, der hinausziehe, solle den Glauben an die Schaffenskraft dieses Idealismus mit sich nehmen. — „Wo aber findet sich ein besserer Boden für Befruchtung mit diesem Idealismus, als unter diesem großen, so unendlich begabten Volke hier, das, voll von frischen Werdekräften, begierig nach Veredelung auf jedem Gebiete strebt?"

„Sie wissen, welches tiefe Verständnis der ausgezeichnete Mann, der an der Spitze Ihres Landes steht, deutschem Wesen entgegenbringt, welchen Wert er dem Einfluß deutschen Wesens auf den amerikanischen Nationalcharakter beilegt. Und ist nicht

auch die deutsche Gemütlichkeit, die er so oft preist, ein Ausfluß dieses Idealismus? Das Gold des Idealismus, in Scheidemünze umgeprägt für den täglichen Gebrauch!"

Was könne es geben, einem edleren Idealismus entsprossen, als der von unserem Kaiser ins Werk gesetzte Gedanke der wissenschaftlichen Zusammenarbeit der beiden Nationen, des Austausches der besten Geister? Aufs glücklichste komme dadurch die natürliche Wahlverwandtschaft, die gegenseitige Ergänzung zum Ausdruck. — Keinen besseren Schutzpatron als Friedrich Schiller könne es geben für die innigen Wechselbeziehungen zwischen beiden Nationen; — „und heute mehr wie je können wir Deutsche von Schiller sagen, was Freiligrath vor 46 Jahren sprach:

‚Er wandelt hoch in deinen freien Toren,
Dein Bürger auch, Amerika!'"

Dieser Rede schloß sich der Vortrag eines Gedichtes an. Dann trat Präsident Otto C. Schneider wieder vor die Rampe und verlas folgendes Telegramm:

„König Wilhelm, Stuttgart. Viertausend Schillerverehrer im Chicago-Auditorium senden Dank für die Vertretung und erwidern mit Gruß an Eure Majestät und das Schwabenvolk.
Schneider, Präsident."

Durch lauten Beifall gab das Publikum seine Zustimmung zu erkennen.

Ein außerordentlich glücklicher Gedanke war es, mit Schillers „Lied von der Glocke" dem Feste die letzte Umrahmung zu geben; und zwar mit Benutzung der von Goethe verfaßten Einrichtung mit neun lebenden Bildern und der melodramatischen Musik von Lindpaintner. — Als der Vorhang der mächtigen Bühne herunterging, da lag die schweigende Andacht, mit der das Publikum gelauscht, noch wie ein Zauberbann auf ihm, der sich erst im letzten Beifallssturm löste.

So endete die viertägige Schillerfeier, die unvergessen bleiben wird, und nicht bloß in Chicago.

Kaum waren die letzten Töne des Schillerfestes verklungen, da schlugen am Morgen des 10. Mai schon wieder andere ans Ohr: Pferdegetrappel einer Kavallerieeskorte und Fanfaren —

Präsident Roosevelt war, auf der Rückkehr von seinem Ausflug nach dem Westen, in Chicago angekommen.

Zu Ehren des hohen Gastes war auf den Abend in den Räumen des Iroquois Club ein Bankett anberaumt, zu dem ich durch Vermittlung meiner Freunde eine Einladung erhielt, wobei ich zugleich dem Präsidenten, den ich in der Landeshauptstadt verfehlt hatte (S. 14), vorgestellt werden sollte. So stand ich also heute vor dem Mann, den das amerikanische Volk sich zum Staatsoberhaupt erkoren, der sein Herz in besonderem Maße erobert hat und es ausfüllt. Theodore Roosevelt zeigt sich in der Tat aus demselben Holz geschnitzt wie seine großen Vorgänger Georg Washington und Abraham Lincoln; ein Mann voll Mut, von unverrückbarer Aufrichtigkeit, voll Ernst in den Geschäften, der, wo es gilt, das hohe Maß seiner Amtsgewalt in rücksichtslosester Weise einsetzt und vor nichts zurückschreckt. Die Grundzüge seines ganzen Wesens gehen hervor aus jener Welt geistiger Aristokratie, der er durch seine Familie angehört, wie aus seinem Lebensgang.

„Knickerbocker" ist durch die Erzählungen Wash. Irvings aus der Geschichte des alten New York der Name geworden für die Abkömmlinge der ersten holländischen Siedler auf diesem Platz, die allmählich sich in den ersten Rang der amerikanischen Gesellschaft emporgeschwungen haben. Aus solchem Kreise stammt Roosevelt. Als echter Amerikaner machte er sich bei Beginn seiner Lehr- und Wanderjahre auf den Weg nach der Harvarduniversität, holte ein Stück seines Wissens auch in Deutschland. Und nun fing er an, wieder als echter Amerikaner, über zwei Feuern zu kochen; seine nächste Bestimmung, hervorgehend aus seinen literarischen und historischen Studien, schien die Schriftstellerlaufbahn zu sein. Er versagte sich ihr nicht. Noch nicht 30 Jahre war er alt, als er an sein Hauptwerk ging: die Eroberung des Westens. Mit dem Gelehrten aber ging der Jäger und Sportsman auf demselben Wege. Und diese ganze, an sich schon vielseitige Persönlichkeit suchte sich bald noch einen zweiten Beruf, die Politik. Zunächst lernte er den Verwaltungsdienst kennen, wurde im Jahre 1895, mit 37 Lebensjahren, Polizeidirektor der Stadt New York, bald darauf Unterstaatssekretär der Flotte.

Da kam der spanische Krieg und der tatkräftige Mann zeigte sich sofort von einer neuen Seite. Als Jäger hatte er die toll-

kühnen Reiter im Westen kennen gelernt; aus ihnen stellte er eine Truppe zusammen, bei der sich zugleich nicht wenige Söhne der ersten und gebildetsten Familien einschreiben ließen. Man denkt unwillkürlich bei der Zusammensetzung dieses Regiments, „rough Riders“ genannt, an das Lützowsche Freikorps. Bei der stehenden Unionsarmee hatte Roosevelt einen Freund, den Obersten Wood; diesen vermochte er, das Kommando zu übernehmen; er selbst diente unter ihm als Oberstleutnant. Rasch ist Roosevelt populär und allgemein geachtet geworden. Nach dem Krieg erhob ihn der Staat New York zu seinem Gouverneur. Die Wahlen zu Anfang 1901 stellten ihn als Vizepräsidenten der Union an die Seite Mac Kinleys und nach dessen Tod im September 1901 trat er nach Maßgabe der Verfassung sein Amt als Präsident an, eine Würde, welche bei der nächsten Wahlperiode wiederum auf ihn übertragen wurde.

Und zwar geschah dies mit erdrückender Mehrheit; da sah das amerikanische Volk einen Mann vor sich voll sittlichen Ernstes, der vorurteilslos an alle Geschäfte und Persönlichkeiten herantrat, dessen Sprache rücksichtslos ehrlich, verblüffend klar klang.

Zweifellos nimmt er, wie Georg Washington und Abraham Lincoln, einen hohen Rang als Erzieher seines Volkes ein, als ein Mann, der aus der Welt seiner eigenen sittlichen Anschauungen heraus eine Wegzehrung nicht gewöhnlicher Art diesem Volke mitzugeben weiß für die Bahn, die es noch zu durchlaufen hat, um sich als fertige Nation zusammenzuschließen.

Da sind wir oben in den Hallen des Iroquois Club. Ich machte mir so meine Gedanken wegen der Sprache. Wie, wenn du nicht richtig Antwort zu geben wüßtest? Wenn du den hohen Herrn nicht richtig verstündest? Es wohnt ja der englischen Sprache vor allen anderen in der Welt die Eigenschaft inne, daß sie für den täglichen Gebrauch leicht sich erlernen läßt. Aber welcher Unterschied zwischen der Alltagsrede und der Sprache, die sich im Munde der Gebildeten und geistig hoch Stehenden zu bewundernswürdiger Kraft und Anmut erhebt! Fast in denselben Worten, wie sie die Alltagssprache kennt, dehnen sich weite Begriffe, jede Spitze treffsicher deckend und den zartesten Gedankennüancierungen sich anschmiegend! Zu solcher Vervollkommnung habe ich es auch nur annähernd im Sprechen wie im Verstehen des Gesprochenen nie gebracht. —

Aber da stehe ich ja vor dem Manne mit dem deutschen Gesichte und den scharf blickenden Augen und — er spricht Deutsch mit mir. Nur kurz ist die Zeit bemessen, andere drängen nach.

Eine Masse von äußerst zierlich und im schönsten Blumenschmuck prangenden Tafeln; Hunderte von Gästen. Man sagt mir, es sei im Grunde ein demokratischer Klub, der als Gegner sich bei Roosevelts Wahl besonders tätig gezeigt, jetzt aber gerade deshalb sich die Ehre, den einst Befehdeten als Gast in seiner Mitte zu sehen, ausgebeten habe, um die allgemeine Stimme des Landes zum Ausdruck zu bringen. Der erste Fall dieser Art seit Monroe im Jahr 1823. Es läßt sich ja denken, daß es bei einer Präsidentenwahl im Grunde keine Sieger und keine Besiegten in des Wortes schärfster Bedeutung gibt; auch die Besiegten können sich vorläufig zur Gefolgschaft des Siegers rechnen in der Voraussetzung, daß doch in absehbarer Zeit ihr eigener Kandidat oder ein ihm nahestehender seinen Einzug ins Weiße Haus halten werde.

Endlich Stille; ein Gebet eröffnet das Essen. Musik und Tischreden. — Den Willkommgruß entbot der Vorsitzende des Klubs, Charles F. Gunther. Als Toastmaster fungierte James Hamilton Lewis; für den Klub selbst sprach J. M. Dickinson; für die Stadt Chicago ihr Bürgermeister F. Dunne; für den Staat dessen Gouverneur Charles F. Deneen; und endlich erhielt, dem aufgestellten Programm gemäß, das Wort „Our Guest“, Präsident Roosevelt.

Es ist dem Manne an sich schon ein großer persönlicher Magnetismus eigen; am meisten wenn er spricht. Er tut das in einer Weise, die ich „druckreif“ heißen möchte; langsam, gewichtig; man hört heraus: da gibt es nichts zu korrigieren, zu verbessern, zu streichen. — An die Worte seiner Vorredner hatte Roosevelt leicht anknüpfen. Da hieß es: Wenn er nach Ablauf dieser Wahlperiode wieder auftreten würde als Präsidentschaftskandidat, glänzend müßte er nochmals gewählt werden. Nein, meinte Roosevelt, auf solche Probe sollen sie nicht gestellt sein; er werde nicht wieder kandidieren.

Die herkömmliche und auf George Washington als ersten Präsidenten zurückgehende Tradition setzt ja fest, daß der erwählte Präsident eine nochmalige, eine zweite Wahl annimmt, eine dritte aber ablehnt. Nun ist Roosevelt als Präsident in Wirklichkeit nur ein einziges Mal erwählt worden; denn sein

erster Amtstermin leitete sich aus seiner Eigenschaft als Vizepräsident ab. Allein es scheint, daß Roosevelt eine Wiederwahl doch auch in seinem Fall als dritte Wahl betrachtet und darum ablehnt.

Im weiteren Verlauf seiner Rede kam der Präsident auf den eben in Chicago im besten Zug sich dehnenden Streik der Fuhrleute zu sprechen und forderte den Bürgermeister, wie auch den Gouverneur des Staates auf, vor allem die Wahrung des Gesetzes ins Auge zu fassen und vor keinerlei Maßnahmen zurückzuschrecken da, wo es das Gesetz gelte; hinter ihnen, fügte er, beiden Beamten das Rückgrat stärkend, hinzu, stehe er ja mit all seiner Macht. Auf auswärtige Politik übergehend, kam der Präsident auf Panama zu sprechen, und dabei ist mir — Wolfgang Goethe eingefallen, der Prophet, der vor mehr als 70 Jahren im Gespräch mit Alexander v. Humboldt gemeint hat, ein anderer Besitzer dieser wichtigen Erdscholle lasse sich nicht wohl denken als die Vereinigten Staaten. Damals, als Goethe sprach, stellten diese ein vergleichsweise noch schwaches Staatengebilde dar, dessen Grenzen den Stillen Ozean noch lange nicht berührten; heute erging sich das Oberhaupt einer großartigen Weltmacht in dem Gedanken, daß er auch für den Fall, wenn der Kongreß wegen Panama ihn im Stich lasse, doch unentwegt die Mittel ergreifen werde, die ihm die richtigen scheinen, um die Zukunft des Vaterlandes zu sichern.

So kann der Mann reden, der, als der zur Persönlichkeit gewordene Volkswille, durch sein Veto jedes vom Kongreß angenommene Gesetz zurückschicken kann und so mehr Macht in seinen Händen vereinigt als jeder Monarch in einem modernen Staat.

Der geistige Gehalt der Tischreden ließ das Bankett unter vielfachen Ausbrüchen des Jubels in höchst anregender Weise verlaufen. Dazu war das Essen von ausgesuchter Feinheit. Als Getränk boten zahllose Flaschen mit Apollinaris ihren Inhalt dar; doch wurden auch weiße und rote französische Weine und Champagner von herumgehenden schwarzen Kellnern serviert.

Die nächsten Tage führten in eine ganze Reihe von geselligen Feierlichkeiten, die mehr oder weniger mit meiner Sendung in Zusammenhang standen; der Schwabenverein von Chicago, Mitveranstalter des Schillerfestes, hatte mich auf den

11. Mai eingeladen in die Nordseitturnhalle. Den mit deutschen, amerikanischen und württembergischen Fahnen reich dekorierten Saal schmückten das Bild des Königs von Württemberg und die Büsten von Schiller und Goethe. Der Präsident des Vereins, Eugen Niederegger, hielt eine kurze Begrüßungsrede zur Eröffnung des ungemein gemütlichen Abends. Als seltener Gast war auch der Chefredakteur der Illinois Staatszeitung (S. 21), Wilhelm Rapp, erschienen, der heute, nachdem Karl Schurz am 14. Mai 1906 heimgegangen, einer der wenigen noch lebenden Achtundvierziger ist (S. 36). Er geht nur noch selten aus, wo er aber erscheint, bildet er einen geistigen Sammelpunkt höchst origineller Art. Er ist im Jahr 1828 geboren als Sohn des Pfarrers in Perouse, Oberamts Leonberg, und war bestimmt, die Laufbahn des Vaters zu ergreifen. Befand sich auch schon im Stift in Tübingen, als ihn mit einer Reihe von Studiengenossen jugendliche Tatenlust andere Wege wies. Lautere Begeisterung, redlicher Wille führten manch braven Burschen in das Lager, über dem sich das schwarzrotgoldne Banner im Winde blähte, mit seinem Zauber die Mängel des politischen Aushängeschildes verdeckend. So kam Wilhelm Rapp im Jahr 1849 nach Baden, mußte in die Schweiz flüchten und hat sich bald darauf in Amerika eine neue Welt des Wirkens geschaffen. Wiederholt hat Rapp seither die alte Heimat besucht und seine Seele erquickt an ihrem Blühen und Gedeihen. Heute auf dem Bankett des Schwabenvereins am 11. Mai 1905 hat Wilhelm Rapp in gütigster und höchst launiger Weise in seiner Tischrede meiner Frau gedacht als der Gefährtin auf dieser Schillerreise.

In buntem Wechsel war der verehrte Landsmann vom Geschick hin und her geworfen worden. Also, nach dem Scheitern des badischen Aufstandes 1849 flüchtete er in die Schweiz, bekleidete kurze Zeit eine Lehrstelle in Ilanz. Auf württembergischem Boden aber wurde er 1850 verhaftet und auf Hohenasperg unter der Anklage des Hochverrats bis Herbst 1851 mit vielen anderen gefangen gehalten. Die Geschworenen in dem großen Hochverratsprozeß sprachen ihn frei, obwohl er sich zu seinen alten, auf die Einigung Deutschlands hinzielenden Grundsätzen bekannte. Längst gehegte Sympathie für die Vereinigten Staaten führte ihn 1852 auf deren Boden. Zunächst hatte er allerlei schwere Handarbeit in Philadelphia zu verrichten. Da

wurde die Turntagsatzung auf ihn aufmerksam und brachte die Wendung mit der Berufung als Redakteur der Turnzeitung in Cleveland. Zugleich betrat jetzt Rapp eine neue Laufbahn, die als Redner im Sinne der jungen, die Sklaverei bekämpfenden republikanischen Partei. So übernahm er 1857 die Redaktion des „Wecker“ in Baltimore, wurde 1861 durch den Aufstand vertrieben und folgte dem Ruf nach Chicago an die Illinois-Staatszeitung, wo er in Rede und Schrift seine ganze Kraft einsetzte zu Gunsten der Union; denn, so bekennt er, eine patriotische und wachsame Presse ist für eine große Sache ebenso unentbehrlich wie ein tapferes Heer. Mächtig regte sich 1870 der deutsche Patriot wieder in ihm; durch ihn richtete eine Massenversammlung eine begeisterte Adresse an den Norddeutschen Reichstag, Heil und Sieg wünschend.

„Das alte Vaterland“ nannte sich das Thema, über das in geistvoller Weise John Weiß sprach; andere Reden folgten, insbesondere teilte der Präsident des Schillerkomitees, Otto C. Schneider, auch die Kabelantwort mit, die aus Stuttgart auf das an den König gesandte Telegramm eingelaufen. — Es war rührend zu sehen, wie viele Landsleute sich zur Begrüßung eingefunden, zum Teil auch weiten Weg nicht gescheut hatten. Pfarrer G. Deckinger aus Deerfield, Illinois, schreibt sein Bedauern, daß Amtsgeschäfte ihn am Erscheinen hindern, so sehr es ihn auch, den aus Aalen gebürtigen alten Blaubeurer und Stiftler, zur allgemeinen Vereinigung hinziehe.

Deutsche Kriegervereine haben über das ganze Reich der Vereinigten Staaten ein dichtes Netz von Verbänden gezogen, in denen sie alte Erinnerungen pflegen, der Heimat gedenken und zugleich Hand und Herz bereit halten zum Dienst für das neue Vaterland ihrer Wahl. Am 12. Mai kam der „Zentralverband der deutschen Militärvereine von Chicago und Umgegend“ zu festlichem Kommers unter dem Vorsitz von Martin Gaß im Klubhaus 3800 Vincennes Avenue zusammen und beschied mir, der hier zu Gast geladen war, die Auszeichnung, mich unter seine Ehrenmitglieder aufzunehmen. Schon einige Tage vorher bin ich in derselben festlichen Weise und in der gleichen Eigenschaft in die Listen des „Deutschen Kriegervereins von Chicago“ eingetragen worden. Es ist dies derselbe Verein, der unter seinem Führer Joseph Schlenker, der auch jetzt den Vorsitz führte, im August 1895, in der Stärke von 60 Veteranen

aus dem französischen Krieg dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh seine Aufwartung machte, um ihm das Diplom als Ehrenmitglied zu überreichen. Damals hat Fürst Bismarck so zu seinen Gästen gesprochen: „Ich würde gerne die Vereinigten Staaten gesehen haben; das ist von allen fremden Ländern für uns noch das am meisten sympathische.“ Und beim Frühstück erhob der greise Held das Glas: „Ich bringe Ihnen ein Hoch auf Ihr neues Vaterland, die Vereinigten Staaten, und bitte, es zu kreuzen mit einem Hoch auf Ihr altes Vaterland. Die beiden haben in nichts zu zanken miteinander. Ich bitte Sie also, stimmen Sie mit mir ein in ein Hoch auf das Wohl der Stadt Chicago, der die meisten von Ihnen angehören, und auf das Wohl der Deutschen in den Vereinigten Staaten überhaupt!“ Der Glanz dieses Bismarcktages lebt heute noch unvergessen fort.

Einige Tage waren ausgefüllt durch Gesellschaften, wie bei der Familie Dewes, die mit ihrer Feier den Germaniaklub vertrat, bei Frau Seipp, welche deutsche historische Bestrebungen fördert, und anderen Mitgliedern geistig angeregter Kreise. Es war ein recht bewegtes Leben, das täglich fast allzuviel bot, um es in dem Erinnerungsfach des Gehirns zu magazinieren. Früher hatte ich wohl die Erfahrung gemacht, daß die Möglichkeit, sich öffentlich zu zeigen, von den gesunden Beinen eines Pferdes abhängig ist, aber — wenn diese Möglichkeit ausgeht von dem Einschiebknopf, der hier unglückseligerweise der einzige ist und sich nicht finden lassen will . . .!

Ein höchst denkwürdiger Tag enthüllte mir, wenn auch flüchtig, die Einrichtungen der im Süden der Stadt gelegenen Universität von Chicago, unter Führung der Professoren v. Klenze, H. Oncken und Jameson, welch letzterer seither abgegangen ist als Vorstand des Department of historical research am Carnegie-Institut in Washington, während der erstere eine Stelle an der Universität von Rhode Island angenommen hat. Lehrgebäude, Sammlungen, zum Wohnen für Studierende eingerichtete Häuser, Bibliothek, Buchhandlung, das riesige Gymnasium (Turnhalle), Liebhabertheater, Speisesäle wurden in Augenschein genommen. Schließlich ging es zum Lunch und Nachmittags zum Kaffeekränzchen der Studentinnen, deren deutsche Studien unter Leitung von Fräulein Becker stehen.

Eine Einladung von einem der Hauptredakteure der Milwaukee Germania, von Gustav Haas, dem Sohn meines alten Waffengefährten, führte mich für einen Tag auf eine höchst interessante Weise, teils am Michigan entlang, teils durch jüngst angebautes Land nach Milwaukee, der bedeutendsten Stadt von Wisconsin, von jeher zweite Heimat für das Deutschtum. Von hier Besuch des benachbart gelegenen Soldatenheims, wo 2000 alte Soldaten aus dem Bürgerkrieg „im Sonnenschein des Vaterlandes" leben. — Chicago liegt flach am Strand des Sees; hoch bäumen sich aber hier bei Milwaukee die Ufer auf, bilden einen herrlichen Hafen und schaffen in Verbindung mit tiefschattigen Waldstrecken überraschende Landschaftsbilder. Auf ragender Höhe, dem Wald benachbart, hat sich unser Wirt sein Heim gebaut, in das er als Herrin eine Amerikanerin alten Stammes einführte; und diese Häuslichkeit, diese ungezierte Gastlichkeit gewürzt durch eine besonders bezaubernde, von der Hausfrau ausgehende und beherrschte geistige Anregung.

Einer von dem Präsidenten der Wisconsin-Staatsuniversität in Madison, Van Hise, mir gewordenen Einladung konnte ich leider, wegen Zeitmangels, nicht nachkommen. Archiv und Bibliothek in Madison sind reich an Urkunden über die Entdeckungsgeschichte dieses Landstriches durch die aus Canada stammenden französischen Missionare.

Und nun die letzten Stunden in Chicago. — „Die deutsch-amerikanische historische Gesellschaft von Illinois" erwies mir noch die Ehre, mich zu Gast in ihr Versammlungslokal zu entbieten, um mir das mit künstlerischer Meisterschaft ausgeführte Diplom als Ehrenmitglied zu überreichen. Der Präsident Wilhelm Vocke, Sekretär Emil Mannhardt und der auch als Dichter bekannte Max Eberhardt hielten die Ansprachen, meiner Bemühungen um „die amerikanische Revolution" gedenkend. Auf den ersten Blick scheint die Arbeit der zahlreichen Geschichtsvereine in Amerika eine leichte zu sein; noch kann man ja fast überall der aufkeimenden Entwicklung in die Wiege sehen. In Wirklichkeit soll es oft ziemlich schwierig werden, gerade für die Entstehungsgeschichte, für die Aufdeckung des Landes, für die vorerst noch zusammenhanglos aus dem Boden wachsenden Kulturmittelpunkte, systematisch geordnete Nachweise und Urkunden zu sammeln.

Winnetka ist ein Dorf mit Bahnstation 30 km nördlich von Chicago. Noch stehen Teile des Urwaldes, in den die einzelnen Stücke und Sitze der Ansiedlung sich hineingearbeitet haben. Am Rand des Steilabfalles zum blauen Michigansee unter Ahornbäumen von wunderbarer Kronenabrundung liegt hier das in einfach schönem Stil gebaute Landhaus des Rechtsanwalts Otto C. Butz. Eine zahlreiche Gesellschaft, darunter nicht wenige von den schönen Amerikanerinnen, hat sich um die blumengeschmückte Tafel gesammelt. Ich hatte meinen Platz erhalten zwischen der Gattin des Hausherrn und seiner Mutter, der Witwe des Dichters Kaspar Butz.

Um die ganze Tafel läuft eine anregende Unterhaltung über die früheren Leiden und Taten der eingewanderten Deutschen, über die geistige Verbindung mit dem alten Vaterland, über die große Zukunft der beiden Jugendvölker, der Deutschen und Amerikaner, über die Brücke, die Männer wie Friedrich Schiller geschlagen. Von der Seelenerhebung im Schicksalsjahr 1870 war die Rede, von den Erfolgen, die sie gehabt, und wie das alles im letzten Grund auf die Frühlingszeit des Jahres 1848 zurückzuführen sei.

In der Tat, um der Achtundvierziger zu gedenken, konnte es keine passendere Gesellschaft geben. Da saßen zwei Söhne, der Neffe und die Witwe eines solchen. — Otto C. Schneider, unser Vorsitzender bei den Schillerfestlichkeiten, war bald nach dem Jahr 1870 als junger Bursche aus der Pfalz nach Chicago gekommen, zunächst zu seinem Oheim, Georg Schneider, der, einer von den geschäftsgewandtesten Achtundvierzigern, in Chicago eine Zeitlang die Illinois-Staatszeitung redigiert und von Anfang an rüstig an dem Aufschwung der Stadt mitgearbeitet hatte. — Der Richter Theodore Brentano, dessen ich wie seiner Gattin schon Erwähnung getan habe (S. 57), bewohnt ein schönes Haus, an dessen Schwelle sich die Wasser des Michigansees brechen, in dem ich auch ein paar herrliche Stunden verbrachte. Er ist der Sohn von Lorenz Brentano, der im Mai 1849 an der Spitze des revolutionierten badischen Staates stand.

Wenn auch mit Hecker und Struve sinnesverwandt, schloß sich Lorenz Brentano doch denjenigen Liberalen an, welche in der Frankfurter Nationalversammlung durch Reform, nicht durch Revolution ihr nationales Ziel zu erreichen gedachten. Wieder-

holt wurde er zum Bürgermeister von Mannheim erwählt, ohne daß die Regierung ihn bestätigt hätte. Da erhob die Revolution von 1849 ihr Haupt; nach der Flucht des Großherzogs suchte die öffentliche Meinung einen Mann, der allgemeines Vertrauen besaß, um ihn an die Spitze zu stellen. Die Wahl fiel auf Lorenz Brentano, der mit diktatorischer Gewalt ausgestattet wurde. Im Sinne des neuen Oberhauptes vom badischen Lande lag es, bei der Führung der Geschäfte Mäßigung walten zu lassen und den Gegensatz zu den in Deutschland schon bestehenden Gewalten nicht noch zu verschärfen.

Diese badischen Republikaner stellten eine Gesellschaft dar von der allerverschiedensten Schattierung und Zuverlässigkeit. Die große Menge bestand wohl aus solchen, die sich für Republikaner ausgaben, weil sie es im Augenblick als gefährlich ansahen, es nicht zu tun. Als ihre Nachbarn rangieren die Republikaner von der pomadigen Sorte, welche alle Abend am Stammtisch außerordentlich freigebig über Gut und Blut verfügen; eine dritte Klasse hat den kleinen Vorrat von republikanischer Tugend schon verausgabt und behilft sich jetzt mit Inschreckensetzen der anderen. Die wenigen ehrlichen Männer, die, wie Lorenz Brentano, für die gesamte Wohlfahrt verantwortlich gemacht werden, sehen sich vergeblich nach Stützen um, welche der Liebhaberei des Einreißens Schranken setzen könnten.

Es ergab sich, daß in der Gesellschaft der Radikalsten sich sofort noch Radikalere ausscheiden und die Menge für sich gewinnen. Als Struve in der konstituierenden Versammlung den Beschluß durchsetzte, daß jeder, der mit dem Feind unterhandle, als Verräter erklärt werden solle, legte Brentano sofort sein Amt nieder, ging zunächst in die Schweiz und kurze Zeit darauf nach Amerika. Bald da, bald dort versuchte er sich, bis er 1859 als Redakteur der Illinois-Staatszeitung nach Chicago übersiedelte, wo er während des Bürgerkriegs der Union wesentliche Dienste leistete. Für eine Reihe von Jahren, als amerikanischer Konsul in Dresden, schlug er seinen Wohnsitz im neuen Deutschen Reich auf. Nach Amerika zurückgekehrt, wurde er 1876 als Abgeordneter in den Kongreß gewählt. Fast achtzigjährig starb der vielversuchte Mann 1891 in Chicago.

Als junger Mann mit 23 Jahren sah sich Kaspar Butz, in Hagen (Westfalen) geboren, der Gatte meiner Tischnachbarin, in die Bewegung des Jahres 1848 hineingezogen, mußte der

Reaktion aus dem Wege gehen und schlug sein Heim in Chicago auf, wo er bald seinen Hausstand gründete und als Journalist und Dichter eine rege Tätigkeit entfaltete. Sein Hauptwerk, „Gedichte eines Deutschamerikaners", erlebte mehrere Auflagen; es gehört zu den wenigen von Deutschamerikanern geschriebenen Gedichtsammlungen, welche auch in der alten Heimat Beifall gefunden haben. Mit Georg Schneider stand er als Hauptfigur im Literary-Club, dem gleicherweise Amerikaner vom deutschen wie vom angelsächsischen Stamm angehörten. Er starb, kaum sechzigjährig, im Jahr 1885.

Kaspar Butz ist der Verfasser des immer wieder bewunderten Prologs zu dem in Chicago gefeierten Schillerfeste des Jahres 1859, und dem neuen Deutschen Reich hat er als Gruß zugerufen am 15. Juli 1870, als das erste Aufbäumen gegen welsche Bedrohungen bekannt wurde:

Vergessen ist ja alles, vergessen jede Not,
Vergessen jedes Urteil, ob es auch sprach: der Tod!
Für dich, o Muttererde, du Land der Herrlichkeit,
Auch deine fernen Söhne, sie stehen mit im Streit!

Kurz vor meiner Abreise in Stuttgart war mir noch aufgetragen worden, den Deutschen in Akron, Ohio, namentlich dem an der Spitze der dortigen Deutschen stehenden Fabrikbesitzer P. E. Werner, die Grüße des Königs zu überbringen. Daraus hatte sich die Aufgabe entwickelt, bei der Schillerfeier in Akron die deutsche Festrede zu halten. Zu dem Ende verschob Akron seine Feier bis zum Sonntag den 21. Mai.

Die festlichen Tage von Chicago waren vorüber; wir, meine Frau und ich, hatten im Nachtschnellzug vortrefflich geschlafen. Wir näherten uns am Morgen Akron. Erstaunt vernahmen wir die Klänge der „Wacht am Rhein". Bald standen wir, die neuen Freunde begrüßend, auf dem Bahnsteig, wo die deutschen Kriegervereine mit der Musik und dem Tambourkorps des 8. Ohioregiments samt einem Peloton städtischer Schutzmannschaft aufmarschiert waren, deutsche Fahnen und solche mit den Streifen und Sternen in der Front. Unter Vorantritt der Musik ging es durch die Hauptstraße von Akron zu dem glänzenden Wohnsitz von P. E. Werner, wo wir uns bald zu Hause fühlten.

Einzelne Städte in Amerika, Boston und andere in den

Neuenglandstaaten, New York, Philadelphia blicken mit ihrer Geschichte freilich schon auf mehrere Jahrhunderte zurück; Chicago aber, die Großstadt, und die Landstadt Akron mit ihren kaum 50000 Einwohnern knapp auf 100 Jahre des Bestehens. Es mutet den aus dem alten Europa Kommenden gar seltsam an, durch die sogenannten alten Straßen solcher Städte zu wandern, von deren Herauswachsen bejahrte Bewohner noch zu erzählen wissen. Und doch haben Großstadt und Landstadt ihr Angesicht in dieser kurzen Zeit in ganz verschiedener Weise geändert. — Die Großstadt Chicago ist rasch gealtert; fast scheint es, das Rennen und Jagen, das rasche Leben haben schnell ihr junges Leben und Aussehen geraubt, mit dem Kohlenstaub und Ruß Züge des Alters eingegraben auf den schwarz-schmierigen Straßen, auf Dächern und Wänden, während die Kleinstadt Akron, einer frischen ländlichen Dirne vergleichbar, immer nur in die Schönheit gewachsen ist; auf allen Straßen und Plätzen Luft und Licht; von allen Seiten blickt das Grün der Gärten und Parke herein; fast verschwinden in dem lebendigen Bild die paar Dutzend Schornsteine, welche die Industrie nötig hat.

Das langsamere und weniger geräuschvolle Vorübergleiten des Lebens in einem kleineren ruhigen Platz erleichtert nicht wenig den Einblick in reizvolle Einzelheiten, in belehrende Bilder, wie sie die Straßen, die Kaufläden, die Gärten und Parke, ländliche Ausflüge und gesellige Kreise, Industrie und Häuslichkeit bieten. Palastartige Monumentalbauten und bis in die Wolken sich auftürmende Häuser, wie solche das Dächermeer der Großstädte überragen, fehlen in Akron. Die von der Börse, vom Reichtum, von den Glaubensgenossenschaften, vom Fremdenverkehr aufgeführten Bauwerke nehmen bescheidenere, ländliche Formen an.

Die ersten Abende dienten dazu, um in ungezwungener Geselligkeit die Vertreter des öffentlichen Lebens in Akron kennen zu lernen: die an der Spitze der Stadtverwaltung, wie des deutschen Klubs stehenden Herren, die Kriegervereine und vor allem das Schillerkomitee, an dessen Spitze P. E. Werner selbst stand. Er hat, kaum 18 Jahre alt, kurz nach dem Bürgerkrieg den Boden Amerikas betreten und sich in dieser Zeit, kampffreudig jeder Gehässigkeit und jedem Vorurteil begegnend, zum anerkannten Führer des Deutschtums in diesem Teil des Staates Ohio aufgeworfen; zugleich durch seine ungewöhnlichen Charaktereigen-

schaften und eine eigenartige, wohl dem Amerikanertum abgelernte, schnell zugreifende Energie die Leitung eines ausgedehnten Verlags- und Druckereigeschäftes übernommen, das die meisten Institute ähnlicher Art weit hinter sich läßt und einen Weltruf genießt. Von keinem will er sich übertreffen lassen in Hingabe an das amerikanische Vaterland; mit inniger Liebe aber hängt er zugleich an der schwäbischen Heimat, am Dorfe Gruibingen, Amts Göppingen, aus dem er eingewandert ist, am Deutschen Reich, an Kaiser und König. Schärfste Tonart pflegt der geniale Mann mit seiner eisernen Arbeitskraft anzuschlagen, wenn es gilt, Mißbräuche zu bekämpfen; fördernde Unterstützung aber finden bei ihm alle gemeinnützigen Unternehmungen.

Dem Schillerkomitee hatte sich noch weiter beigesellt Kapitän Georg Billow, das Bild eines echten Soldaten mit treuem, aufrichtigem Herzen, der sich im Bürgerkrieg Verdienste erworben hat und jetzt im Ruhestand hier lebt, durch seine Pflichttreue und aufopfernde Tätigkeit ein Vorbild für die Mitbürger und das heranwachsende Geschlecht. Ferner gehörten dem Komitee an: Dr. Sichermann, Fabrikant Martin Beck, Redakteur der Akron-Germania Seybold und andere Herren.

Noch war vor dem Schillerfest eine kurze Zeitspanne übrig, ein wunderschöner Maientag; er wurde zu einem Ausflug aufs Land benützt und zwar an den Turkeyfootlake, an den See, der nach Art eines Welschhahnfußes ausgezackt ist. Prächtige Pferde und Wagen. In lebhaftem Tempo geht es vorwärts. Je weiter von Akron ab, desto schlechter wird die Landstraße; schließlich verliert sie überhaupt den Charakter einer solchen und geht in breitspurige Feldwege über. Einstmals in ferner Zukunft, wenn dies Land bevölkerter ist, mag der Weg durch geschlossene Dörfer führen, die in enge Gassen um Kirche und Turm sich drängen; heute liegen die Farmen und sonstigen Wohnsitze weit auseinander. Aber nun geht es der Tiefe zu durch Gehölze, und da liegt er, der Wasserspiegel des Turkeyfoot, inmitten des sonnendurchfluteten Waldes.

Ein kleines Boot, durch die Waldlauben huschend, führt hinein in alle die Zauber. Richtiger Urwald; anders mag der in Maiengrün gebettete See auch nicht ausgesehen haben, als noch vor 100 Jahren in seinem Kanoe der Indianer über die Wasserfläche hinstrich. Überall tiefes Schweigen. Wie ehe-

dem senken sich auch heute noch altersgraue Stämme zur Wasserfläche herab und verschwinden halb im See, ohne daß irgend jemand nach ihrem Holz verlangte.

Sonntag 21. Mai, Schillertag für Akron; ein glänzender Morgen versprach einen herrlichen Tag. Zunächst Besuch des Friedhofs, der, als weitläufiger großartiger Park angelegt, ein Juwel der Stadt ist; darauf Gottesdienst in der Episkopalkirche. Der Geistliche hat dabei nicht verfehlt, der allsonntäglichen Fürbitte für sein Staatsoberhaupt, den Präsidenten Roosevelt, auch eine Bitte für den deutschen Kaiser und insbesondere für den König von Württemberg beizufügen, welch letzterer sich durch seine herzliche Begrüßung des amerikanischen Volkes bei Gelegenheit der Schillerfeier als Förderer des Friedens und der Völkerfreundschaft erweise.

Unter den öffentlichen Bauten in Akron hebt sich das Deutsche Haus als Vereinigungspunkt für das Deutschtum der gesamten Umgegend, als Mittelpunkt für alle musikalischen Bestrebungen Deutscher wie Amerikaner, besonders hervor. In die schön dekorierte Musikhalle des Hauses strömte am Nachmittag das Volk in langen Zügen. Zur Verherrlichung der Feier hatte der Festgeber, der deutsche Klub von Akron, den Gesangverein von Cleveland gewonnen, der in der Stärke von 45 Damen und 51 Herren erschienen war. Kurz nach 3 Uhr eröffnete der Vorsitzende P. E. Werner das Fest mit einleitenden Worten, und nun schwangen sich die Klänge von Schillers Glocke nach der Komposition von Max Bruch durch den Saal. Darauf kam ich selbst zum Wort, unmittelbar neben der Büste Schillers nach Dannecker stehend, welche heute der deutsche Klub dem Haus zum Geschenk machte. Von den Schillerstätten in der schwäbischen Heimat sprach ich, zugleich die Grüße des Königs zum gemeinschaftlichen Feste an das Volk von Amerika überbringend, insbesondere an die aus deutschem Blut Stammenden und an die, welche aus dem württembergischen Land herkommen. Auf die Solitude versuchte ich die Zuhörer zu führen, in die bescheidene Stube, in der Vater und Mutter und die Schwestern den begeisterten Worten des Sohnes und Bruders Friedrich lauschten, der eben in seinem 21. Lebensjahr aus der Hohen Karlsschule entlassen und zum Regimentsmedikus ernannt war.

Ein kurzer Gang durch Schillers Leben bis zur Schaffung seiner vollendetsten Werke, durch deren Idealismus er das Unter-

scheidende vor Augen geführt zwischen seiner eigenen Weltanschauung und der seither geläufigen. Was aber habe man unter solchem Idealismus zu verstehen? — Nichts anderes als den Glauben an das sieghafte Einherschreiten des Wahren und Guten als eines ewigen Weltgesetzes. — In grauer Vorzeit sei der Kampf um die Freiheit in den Bergen der Schweiz ausgefochten worden. Im hellen Licht der neuen Geschichte aber haben zwei Jugendvölker denselben Kampf gekämpft: die Deutschen und die Amerikaner. So erhebe sich die Schillerverehrung nirgends zu dem Wesen eines Gemeingutes als in Deutschland, in der Schweiz und in Amerika. Schiller stelle ja gerade das voran, was dem Volke von Amerika über alles gehe, die Freiheit des Willens und das Selbstbestimmungsrecht; er sei der mit dem nationalen Leben verwachsene Dichter, der rechte Bannerträger eines selbstbewußten Bürgertums.

Es folgte der zweite Teil von Schillers Glocke und diesem die englische Gedächtnisrede, gehalten von Rektor Dr. S. N. Watson, demselben Geistlichen, der am Vormittag in der Episkopalkirche gepredigt hatte. P. E. Werner führte ihn ein mit den in Englisch und Deutsch gesprochenen Worten: „Ich stelle Ihnen hier einen Mann vor, der nicht bloß Diener des Evangeliums ist, sondern auch ein Mann von Mut, wie ich sonst keinen auf der Kanzel kenne, der den Heuchlern ins Gesicht zu sagen pflegt, was sie sind."

Dr. Watson führte aus, wie die deutsche Freiheit und Einheit, wenn überhaupt, nicht so erreicht worden wären, wie sie heute dastehen, ohne Schiller. Er sei der Volksdichter, der wahre Prophet der deutschen Nation. Er machte das Werden einer deutschen Nation zur Möglichkeit. Mächtig wirke sein Einfluß fort im gesamten nationalen Leben der Deutschen bis auf diesen Tag. „Er war ein wahrer und gerechter Teutone und sein Glaube an die Brüderlichkeit unter den Menschenkindern hat sich durchgearbeitet zu einem notwendigen Zubehörstück deutschen Lebens und Denkens." — „Obenan und vor allem anderen: er war der Prophet für das Leben seines Volkes."

Der Schluß der ganzen Festlichkeit galt einer Weihe und Bekränzung der Schillerbüste, bei welcher Tätigkeit ich von Fräulein Seybold, der Tochter des Redakteurs der Akron-Germania, auf das anmutigste unterstützt wurde.

Der hereindämmernde Abend führte mit rascher Automobil-

fahrt ins Landhaus des Fabrikanten B. G. Work, der zeigen wollte, daß er, als ehemaliger Heidelberger Student, es vortrefflich verstehe, eine Bowle zu bereiten. Sein Haus steht noch auf dem Stück Urwald, das die ersten aus Connecticut stammenden Ansiedler gerodet um das Jahr 1810. Denn als die Neuenglandkolonien gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts ihre Freibriefe erhielten, verlieh ihnen die Naivität des Königtums ihr Gebiet „von Ozean zu Ozean“, d. h. verlängert gegen Westen bis zum Stillen Meer. So galt das nördliche Stück des Gebietes, das heute den Staat Ohio bildet, als zu Connecticut gehörig, und Ansiedler aus dieser alten Kolonie waren es, welche zuerst Fuß hier faßten, wie denn überhaupt die nach Westen ziehenden Neuenglandmänner die Grundsuppe der Bevölkerung bildeten.

Der späte Abend vereinigte wieder die ganze Schillergemeinde im „Deutschen Haus“ zum Bankett. Auch aus weiter Ferne waren sie gekommen, wie die Vertreter der 60 Kilometer entfernten Gemeinde Zoar, Schwabenkinder, welche vor bald 100 Jahren ihres Glaubens halber hierher gewandert sind. Jetzt standen die reckenhaften Bauern da, noch etwas Deutsch redend, aber im übrigen ganz in Amerikaner, und zwar in den herrlichsten Schlag dieses Amerikanertums, verwandelt. Denn jeder Boden formt sich sein Volk und aus seiner Tiefe, zusammengehalten mit politischer, religiöser und wirtschaftlicher Entwicklung, wachsen Eigenart jedes Volks, sein Geist und Nationalcharakter, heraus.

Diese stillen Tage in Akron boten reichlich Gelegenheit, um Kunde einzuziehen über andere Schillerfeiern im Reich der Amerikaner. Einzelne davon mögen hier Erwähnung finden, weil sie vorbildlich sind für das einmütige Zusammenwirken von den aus deutschem wie aus amerikanischem Blut Stammenden, von der regen Beteiligung der Vertreter der Wissenschaft. — Als eine von Grund aus angloamerikanische Veranstaltung darf wohl die Schillerfeier der Indiana-Universität bezeichnet werden. Den Aufführungen von „Kabale und Liebe“ und „Wallensteins Lager“ am 9. Mai folgte am 10. die in der Presbyterianerkirche gehaltene Festrede des Professors an der Columbia-Universität Calvin Thomas, desselben Redners, der in Chicago am 7. Mai seinen festlichen Worten (S. 55) so viele ernste Mahnungen angeschlossen hat.

Vier Faktoren sind tätig gewesen bei Durchführung des Schillerfestes in New York: die Vereinigung alter deutscher Studenten (Vorstand Dr. Karl Beck), Vereinigte Sänger, Vereinigte deutsche Gesellschaften (Vorstand Dr. Albert J. W. Kern) und Columbia-Universität. Demnach hat das Fest auch, ähnlich wie in Chicago, vier Tage in Anspruch genommen.

Am ersten Tag, 6. Mai, stand die Vereinigung altdeutscher Studenten im Vordergrund. In seiner Eröffnungsrede führte Karl Beck aus: „Wer anders als ein deutscher Student hätte überhaupt ‚Die Räuber' schreiben können?" Auf den Schillerschen Freiheitsbegriff näher eingehend, kommt der Redner zu dem Schluß: „So finden wir, daß die Auffassung Schillers beinahe amerikanischer als deutsch erscheint. Wie sein gewaltiges Vermächtnis den Grund gelegt zu der todesmutigen Begeisterung der deutschen Studentenschaft zur Zeit der tiefsten Schmach Deutschlands, so hat Schiller bis auf den heutigen Tag veredelnd auf die Vereinigten Staaten gewirkt. Denn unter den Studenten, auf welche deutsche Universitätsprofessoren die Begeisterung für den Dichter übertrugen, sind gar viele prächtige amerikanische Jungens, welche die Keime dieser Begeisterung in ihre Heimat verpflanzen. Und die junge Studentenschaft ist in Amerika für das Ideale viel empfänglicher, als man im alten Vaterland glauben will."

Von den anderen Rednern an diesem Tag sei Professor Dr. William Hallock von der Columbia-Universität erwähnt, dessen Worten wir entnehmen: „Daß die bedeutendste Frage des Jahrhunderts in Bezug auf das Wohl und die Besserung der ganzen Menschheit die Beziehung der Nationen untereinander ist, bedarf keines Beweises. Der überwiegende Einfluß liegt in der Befestigung internationaler Erziehung; in der Tatsache, daß die herrschenden Klassen einer Nation sich mehr und mehr über die Völkertraditionen und Ideale anderer Nationen unterrichten. Der Gedankenaustausch der auf den Universitäten erzogenen Männer zweier Nationen ist der mächtige Faktor, der zufriedenstellende Beziehungen jener Nationen bewirkt. Von allen Nationen, vielleicht mit Ausnahme Englands, ist uns Deutschland besser bekannt, und wird besser anerkannt und verstanden als irgend eine andere Nation, weil wir durch direkte Berührung gelernt haben, den deutschen Gesichtspunkt und

deutsche Ideale zu würdigen." — Der Chefredakteur der New Yorker Staatszeitung, Georg v. Skal, knüpfte an den Gedankengang des Vorredners an, ausführend, daß einem Austausch von Professoren auch ein solcher von Studenten folgen müsse.

Der 7. Mai war einem Konzert der Vereinigten Sänger in der Carnegie-Musikhalle gewidmet. Nachdem Pastor Hildebrandt den von ihm verfaßten Prolog gesprochen, betrat der Bürgermeister der Stadt New York, Georg B. McClellan die Rednertribüne. Schon bei der freudig angenommenen Einladung hatte er sich erboten, die englische Festrede zu halten. „In der Geschichte unserer teutonischen Rasse", führte er aus, „hat es niemals eine Zeit gegeben, wo Männer, wenn sie gebraucht wurden, nicht vorhanden waren. Der Schluß des 18. und der Anfang des 19. Jahrhunderts sah Deutschland zu Füßen eines fremden Eroberers, seine Freiheit war zerstört, sein politischer Fortschritt abgeschnitten und sein intellektuelles Leben fast zum Stillstand gekommen. Gerade zu diesem Zeitpunkt, da sie am meisten gebraucht wurden, erschienen die drei großen Genies des modernen Deutschland, Kant, Goethe und Schiller, denen Deutschland seine Wiedergeburt, das heutige Kaiserreich seine Existenz verdankt. — Aber von diesen dreien ist Schiller derjenige, dessen Ruhm am längsten währen wird, dessen Lebensarbeit nicht nur für das deutsche Volk, sondern für die Völker der ganzen Welt von der größten Bedeutung gewesen ist." Der Dramatiker Schiller, der Dichter Schiller könne vergessen werden, aber der Philosoph Schiller werde ewig leben.

„Das Deutschland, in welchem die Lektion, welche Schiller ihm erteilte, heute gelernt wird, ist eine gewaltige Weltmacht. Und diese Lektion Friedrich Schillers haben Sie, seine Landsleute vom deutschsprechenden Teile der teutonischen Rasse, uns, Ihren englischsprechenden Brüdern, gebracht. Zu allen Zeiten war Schiller erhaben über niedriges Selbstinteresse, speziell in seiner gemeinsten Form, der Liebe des Geldes. Gerade diese Lektion ist für uns in diesem Zeitalter des Kommerzialismus und des Industrialismus, das viel zu sehr der Anbetung des goldenen Kalbes gewidmet ist, von unendlicher Bedeutung." McClellan ging noch auf die Ideale der Schönheit über im Sinne der von Carlyle gebrauchten Worte. Nicht enden wol-

lender Applaus wurde dem Stadtoberhaupt für die vollendete Art in der Lösung seiner Aufgabe zu teil.

Die deutsche Festrede von G. v. Skal ging näher ein auf „den Schiller unserer Jugend“ und auf „den Schiller unseres reifen Alters“. — „Da packte er uns, da erfüllte er uns mit tiefem Abscheu gegen den Schein und gegen die Unwahrheit in jeder Form.“ — „Sein Einfluß hat Herrliches vollbracht, laßt uns dahin wirken, daß er noch Größeres zu Werke bringt.“

Eine imposante Kundgebung war der Fackelzug, in welche Form am 8. Mai die Vereinigten deutschen Gesellschaften der Stadt New York ihre Huldigung kleideten. Bei dem sich anschließenden Bankett sprach der Vorsitzende, Dr. Albert Kern: „Wir Amerikaner deutscher Abkunft haben nicht aufgehört, die Größten und Besten unseres Stammes einmütig und würdig zu ehren. Trotz des Ringens um unsere materielle Existenz haben wir das Verständnis für das Schöne und Wahre nicht verloren. Schillers Ideale sind auch uns der Jungbrunnen, aus welchem wir immer wieder neue Kräfte trinken zur Erfüllung unserer besonderen Pflichten und Aufgaben.“ — Botschaftsrat von dem Bussche überbrachte den Gruß des deutschen Botschafters, der lebhaft bedaure, heute nicht anwesend sein zu können. Für die Macht Schillers sei der Beweis hier geliefert: alle Deutschen dieses Landes habe er unter einen Hut gebracht, was manchmal eine schwere Aufgabe sei.

Dienstag 9. Mai gehörte der Columbia-Universität. Eine typisch amerikanische Universität hat an diesem Tag den Manen Schillers ihre Huldigung dargebracht, ihrer studentischen Jugend das Evangelium Schillers in ernst gestimmten Worten predigend. Der Ehrenpräsident Karl Schurz eröffnete den Tag mit den Worten: Es sei noch nicht lange her, daß man Schillers Pathos und seinen Idealismus als naive Begeisterungen unter die überwundenen Standpunkte zu verweisen versuchte. „Die Kritik mag sagen, was sie will — kein Dichter hat die Volksseele tiefer ergriffen, — keiner hat, wie er, so hoch geadelt, was immer er berührte. Zu der sittlichen Größe keines anderen blicken wir mit so aufrichtiger Verehrung empor. — Vor allem aber ziemt es sich, außerhalb Deutschlands, dieser Republik, das Gedächtnis Schillers hochzuhalten, denn von allen großen Dichtern, deren Namen uns die Weltgeschichte nennt, hat

keiner wie er das Evangelium der Freiheit und Menschenwürde gepredigt, das Evangelium, zu dessen segensreicher Verwirklichung vor allen Nationen der Erde diese Republik berufen ist." Hier gerade müsse Schillers Geist gepflegt werden; ein Zeichen hoffnungsvoller Bedeutung liege in dem Vorangehen der amerikanischen Hochschulen. „Die Columbia-Universität in der Person ihres Präsidenten hat nun das Wort." — Eine der letzten öffentlichen Reden, wenn nicht die letzte, die Karl Schurz gehalten hat; denn schon im Herbst desselben Jahres erlitt er einen Unfall, von dem er sich bis zu seinem Tode am 14. Mai 1906 nie mehr ganz erholte.

Präsident Butler erhob sich auf den Anruf: die kurz bemessene Lebenszeit habe Friedrich Schiller geteilt mit seinen berühmten Zeitgenossen Napoleon Bonaparte und Alexander Hamilton. Schiller habe keine Machtentwicklung, keine Regierungsverfassung nötig gehabt, ihm genügte seine Stimme, sein Wort. — Heine sei es, der von Schiller sage, daß er die Bastille des Geistes zerstört und dafür den Tempel der Freiheit aufgebaut habe. Keinen schicklicheren Platz, um den Ruhm Schillers zu erneuern, könne es geben, als diese Universität, von ihrer Gründung an ein Tempel der Freiheit.

Und nun die Festrede von Professor Will. H. Carpenter. In einer kleinen deutschen Stadt starb vor 100 Jahren ein deutscher Dichter, so laute die Kunde. Heute gedenke dieses Mannes nicht Deutschland allein, die ganze Welt tue es; „er wird gepriesen, in welcher Sprache, an welchem Orte, das ist gleichgültig, als ein Dichter, der allen gehört." Der Redner führte den Werdegang des Dichters aus, sein Aufsteigen zur Höhe. „Schiller, nicht Goethe ist der große Dramatiker der Deutschen." — „So ist der Schiller mit der stolzen Seele, dessen Augen, wie auf dem Standbild vor dem Schauspielhause in Weimar, zu den Sternen empor gerichtet sind. — Und dies ist, denke ich, die Botschaft, die er seinen Zeitgenossen bringt und das Vermächtnis für uns und die Nachwelt: Pfleget die Ideale des Lebens, als die alleinigen wahren Schätze, während die materiellen Dinge, heute so hoch im Wert gehalten, vorübergehendes Prangen darstellen." Auf uns sei Schillers Botschaft berechnet, als eines von den Unsterblichen, die sich verewigen in immer wachsendem Leben. „Wir aber in Amerika, wir treten heute mit den Gefühlen der Begeisterung herzu und legen unseren

Lorbeerkranz nieder zu den Füßen dieses großen Dichters, dieser reinen Seele, dieses Ritters ohne Furcht und Tadel."

In der Tat, die Großartigkeit der Feier, die wie in Chicago, New York und anderen Orten, mit einer Art von herzlichem Ungestüm aus dem innersten Gemüt der Amerikaner hervorbrach, mag hinüberhelfen über manche Lücken im alten Vaterlande am Tage des Schillerfestes.

In Cleveland, Akron benachbart, am herrlichen Strand des Eriesees gelegen, hat Professor Hugo Münsterberg von der Harvard-Universität die deutsche Festrede bei der Schillerfeier gehalten. Nirgends könne das wunderbare Wort Schillers vom Vaterland tieferen Sinn gewinnen, als dort, wo der Deutsche berufen sei, fern von den deutschen Landen in krafterfülltem neuem Staat sich zu betätigen und ein verheißungsvolles neues Volkstum mitzugestalten. — Nur wenn er ein eigenes zum Ganzen hinzufüge, werde er in der neuen Heimat nicht nur nehmen, sondern auch geben, nicht nur genießen, sondern auch beglücken, nicht haltlos schwanken, sondern der Stärkste sein.

Und Schiller sei es gerade, durch dessen Dichtungen die Empörung gegen das Unedle, gegen das Erniedrigende, gegen das Gemeine zittere; deshalb spreche er tiefer zum sittlichen Lebenswillen des Volkes. Nicht farblos sollen die Deutschen in der neuen Umgebung aufgehen, sondern, festhaltend an Schillers Idealen, mit tiefinnerlichem deutschem Glauben die mitgebrachten deutschen Schätze auch im neuen Volkstum heilig halten. — „Heute ziehen als Boten der Freundschaft viel Tausende der besten Deutschen alljährlich über den Ozean, und die wärmsten Wünsche ihrer Fürsten sind heute ihr Geleitwort. Für Amerika und Deutschland gilt, was Goethe einmal an Schiller schrieb: ‚Daß man uns in unseren Arbeiten verwechselt, ist mir sehr angenehm; es zeigt, daß wir immer mehr die Manier loswerden und ins allgemeine Gute übergehen. Und dann ist zu bedenken, daß wir eine schöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten und mit der anderen so weit ausreichen, als die Natur uns erlaubt hat.' — Ja, eine schöne Breite können die beiden edelsten Nationen einnehmen, wenn sie mit einer Hand zusammenhalten."

Und das ist das Beste, was gesagt werden konnte in diesen festlichen Tagen.

III. Das Deutschtum in Amerika

1. Das deutsche Blut im Volkstum der Amerikaner

Ein Blick auf die Zuhörerschaft bei allen diesen Schillerfeierlichkeiten zeigt, daß sie sich zusammensetzt aus kürzlich eingewanderten Deutschen, aus solchen, die früher zugewandertem deutschem Blut entsprossen sind, aus Amerikanern angelsächsischen Stammes und aus Reichsdeutschen. Ganz denselben Schichten haben die Schillerkomitees, die Listen der Mitwirkenden und Redner ihre Mitglieder entnommen, wenn bei den letzteren vielleicht auch die Angelsachsen überwiegen. Deshalb möchte ich die Aufmerksamkeit weiter lenken auf die Rolle, welche deutsches Blut im Amerikanertum spielt, auf das Deutschtum im Heimatland in seinem Verhältnis zu Amerika und endlich auf die Stellung, welche Deutschtum und Amerikanertum einnehmen in der Geltendmachung ihrer Eigenart.

„Deutschamerikaner", so lautet ein Thema, das so häufig wie irgend ein anderes, vielleicht häufiger behandelt worden ist, von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, mit den verschiedensten Resultaten. Die Entstehung des Deutschamerikanertums im Laufe der Generationen durch die Einwanderung ist beleuchtet worden, sein stetes Schöpfen aus den ursprünglichen Quellen, sein Kämpfen ums Dasein, um sein Recht, seine Leiden; von seinen Verdiensten hat man mit Emphase gesprochen, von seinen Aufgaben in der Zukunft. An Vorwürfen hat es so wenig gefehlt wie an Lobeserhebungen. Die einen tadelten, daß diese Sorte Deutschtum aufgehe im Volkstum der Amerikaner; es solle unvermischt beiseite stehen bleiben, nicht gerade als ein Staat im Staate, vielleicht eher als eine Art von Vorbild; die anderen priesen als Ziel, dem Amerikanertum sich beizumischen und dieser erst werdenden Nationalität eine gewisse Farbe aus der Besonderheit des Deutschtums mitzuteilen; man tadelte, daß dies Deutschamerikanertum so gar lässig sei in Ausgestaltung eines Freundschaftsbundes zwischen Deutschland und Amerika, den nichts erschüttern könne, auch wirtschaftlich nicht.

„Es ist in der Tat keine Kleinigkeit, die Verwandtschaft

zwischen den Amerikanern und den fünf Millionen Deutscher zu formulieren, welche unser Land zu ihrer Heimat gemacht haben; mit ihnen sind einige Übel, ebenso wie viel Gutes gekommen. Wir sprechen naturgemäß von unserer englischen Abstammung oder unserer engen Beziehung zu dem Elternlande; sie ist eng und wir hoffen, daß sie in Zukunft nichts verliert, aber trotzdem müssen wir nicht vergessen, daß wir niemals einen starken Zufluß englischen Blutes echt von der Quelle hatten. Seit der Kolonialzeit haben wir niemals eine bedeutende Einwanderung von England selbst gehabt, während anderseits keine Nation den gewichtigen Einfluß einer starken Zuwanderung außer acht setzen kann, wie unser Land sie beständig von Deutschland erhält. Diese Infusion deutschen Blutes in das amerikanische Leben ist ein wichtiger politischer und sozialer Faktor. Aus diesem Grunde sind die Amerikaner mit den Gewohnheiten und Gebräuchen in Deutschland besser bekannt als mit denen in England, und das Ergebnis dieser Einflüsse auf unsere zukünftige innere wie äußere Politik kann nicht leicht vorausgesagt werden, ebensowenig wie diese Einflüsse gering geschätzt werden dürfen."

Das sind die Worte von Professor Lawrence Laughlin bei der Kundgebung der Chicago-Universität zu Ehren des deutschen Botschafters Freiherrn v. Holleben am 24. Juni 1900. — Nun komme ich auf dasselbe Thema zu reden, und ich fühle mich wie erleichtert dabei; denn es berührte mich bisher oft peinlich, daß ich so viel von meiner eigenen Person reden mußte, obwohl ich natürlich ungetrübt genug sah, um zu erkennen, daß die Aufmerksamkeiten ganz wesentlich der vorübergehenden Stellung galten, die ich einnahm. —

Wer ein Stück von der Besiedlung amerikanischen Bodens betrachten will, der muß obenan den Satz stellen, daß auf dem Erdball kein zweites Beispiel eines Landes zu finden ist, das einwandernden Ansiedlern aus allen Zungen und Völkern einen so weiten und freien Spielraum gegeben hätte, als Amerika. „Das schönste Land der ganzen Welt," schreibt Henry Hudson zurück, als er 1609 in den nach ihm benannten Strom eingefahren war; „das beste Land für arme Leute," hieß es anderwärts. — Ein Wandervolk, wie es die Deutschen sind, beteiligte sich naturgemäß schon an den Anfängen der Besiedlung; bald in stärkerem Maß als andere Nationen. Denn

die Altmutter Europa sandte Kinder aus allen ihren Familienhäusern.

Weil aber wir Deutsche von jedem selbständigen Anteil an der Erschließung der Neuen Welt ausgeschlossen waren, infolge unserer damaligen politischen Bedeutungslosigkeit, blieben unsere auswandernden Landsleute auf der neuen Scholle zu einer anderen Rolle verurteilt als die Abkömmlinge des Herrenvolks, das seine Sprache, seine Sitten und Gesetze dorthin verpflanzt hatte. Dennoch hielt sich die deutsche Einwanderung stets auf einer Höhe, wie sie von keinem anderen Volk erreicht worden ist. Je mehr man von den Vorzügen Amerikas sprach, desto unerträglicher mußten der Zwang, die Hoffnungslosigkeit, der Druck des 17. und 18. Jahrhunderts auf deutschem Boden erscheinen. Einförmigkeit und Langweile des unwürdigen Lebens trieben die meisten Auswanderer übers Meer.

So ist die Beimengung deutschen Blutes in die aus angelsächsischem bestehende Grundsuppe von jeher als die bedeutsamste Abänderung des ursprünglichen Stammes erschienen, neben dem irländischen und niederländischen Blut. Und doch ist es nicht geglückt, eine Richtung des amerikanischen Volkstums in deutschem Sinne zu erzielen. Denn der Boden, auf dem alle diese Kinder der Altmutter Europa, die einen dicht geschart, die anderen spärlich vertreten, zusammentrafen, dieser amerikanische Boden ist es, der seine Rechte in erster Linie behauptete.

Durch die aus dem Boden steigenden Kräfte werden Völker und Volksteile unbewußt in ihrem Entwicklungsgang umgeändert. Die lebendige Seele des Volks vereinigt sich mit dem Wohnboden zu einem neuen untrennbaren Ganzen.

Auch den umhergestreuten Stücken germanischen Elements erging es so nach der Völkerwanderung. Aus dem Boden ihres neuen Wohngebietes stieg gebieterisch und zwingend der Zauber der Örtlichkeit und formte sich ein neues Volk. Der ursprüngliche Stamm vereinigte sich mit dem Geist des Wohnplatzes zu einer neuen Nationalität. So haben die Abkömmlinge aus englischem Blut ihre Eigenart als Engländer nach wenigen Generationen vollständig aufgegeben. Was sie Großes geleistet haben, was sie als Weites, Breites, riesig sich Dehnendes in ihre Sinnesart aufzunehmen vermochten, das haben sie nicht als Englandkinder getan, nein, als Kinder eines voll-

ständig neuen Bodens, als Angehörige einer ganz neuen Nation, als Amerikaner.

Noch viel schneller ging die Umwandlung der Deutschen vor sich, weil keine politischen Fäden sie an ein Mutterland knüpften. Was Deutsche oder aus deutschem Blut Entsprossene Großes in Amerika und für Amerika geleistet haben, das haben sie getan als Amerikaner, nachdem sie auf die ursprüngliche deutsche Tüchtigkeit noch weiter die Energie amerikanischen Wesens haben wirken lassen.

Man versteht es, wenn Präsident Roosevelt in seiner Rede über den „wahren Amerikanismus" sagt: „Wir brauchen keine Deutschamerikaner, keine Irischamerikaner, die eine besondere Schicht in unserem politischen und gesellschaftlichen Leben bilden wollen. Es ist ein unsagbar großer Vorteil für jeden Einwanderer, amerikanischer Bürger zu werden. Der Name Amerikaner ist ein Ehrentitel. Wer anders darüber denkt, hat kein Recht, diesen Titel zu tragen, und muß, je eher je lieber, nach Europa zurückkehren."

Das sind stolze Worte, die so vom vollständigen Aufgehen im Wesen des Amerikanertums reden. Ein vollständiges politisches Aufgehen im Wesen und in den Anforderungen des neuen Vaterlandes ist etwas Selbstverständliches, ein anderes wäre pflichtwidrig und gewissenlos. Aber auch nach anderer Richtung hin ist lange Zeit, etwa bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, das deutsche Blut ziemlich farblos im Wesen des Amerikanertums verschwunden. Nicht mit der wachsenden Zahl, nein, mit dem wachsenden Selbstbewußtsein, mit dem Anschwellen geistig hervorragender Beimengungen hat das deutsche Blut angefangen, etwas von seiner Eigenart hineinzutragen in die neu sich bildende nationale Art des Amerikanertums.

Auch äußerlich zeigt sich das: ohne den deutschen Gehilfen wäre es nicht geglückt, den Westen für das Amerikanertum so zu erobern und zu besetzen, wie er erobert und besetzt worden ist; ohne deutsches Vorbild, ohne Mitwirkung deutschen Einflusses wäre es nicht möglich gewesen, das geistige, musikalische und künstlerische Leben der Amerikaner aus überkommener Schablone, aus einengenden Schranken herauszuheben, auf lichtere Höhen und in wärmere Strömungen zu führen.

Und auf der anderen Seite: Von der Lernbegierde, von der Emsigkeit, von der Unverzagtheit besonders, unmöglich Ge-

haltenes für durchführbar zu erachten, von dem Selbstvertrauen, von der Frische und Freiheitslust, verbunden mit dem Sinne für Gesetzmäßigkeit wußte die empfängliche Seele des Deutschen genug in sich aufzunehmen, um ihn zu hervorragender Mitarbeit zu befähigen, zu einem wertvollen Mitglied im neu sich bildenden Volkstum zu machen.

Darum, wenn Deutschamerikaner ihren Stolz darein setzen, Gutes aus dem Geist ihres eigenen Volkstums hinüberzutragen in ihr neues amerikanisches Volkstum, so vermögen sie selbst sich nutzbringend diesem neuen Volkstum nur dann anzugliedern, wenn sie manches Mitgebrachte abgestreift und an dessen Stelle Amerikanisches gesetzt haben.

Zweifellos hat das allmählich zusammenwachsende Amerikanertum ein Recht auf Erbschaften geistiger Art aus all den europäischen Mutterländern, die ihm ihre Kinder zugeschickt haben. „Nicht England, sondern Europa ist das Mutterland Amerikas," hat Benjamin Franklin gesagt. Eine Mitgift edelster Art, den Sinn für gesetzmäßige Selbstregierung und Freiheit, haben die ersten Ansiedler aus England mitgebracht und gepflegt. Mit leidenschaftlicher Eifersucht und Hintansetzung alles anderen haben sie diese englische Mitgift verteidigt. Zu solcher Mitgift sollen nun als weitere Gaben die Erbschaften aus den anderen Ursprungsländern des amerikanischen Volkes kommen.

Wer aber wird solche Erbschaften übermitteln? Es ist dies offenbar nicht ganz leicht. Es ist schon (S. 33) gezeigt worden, wie strebsame junge Amerikaner nach einem Stück ihrer Erbschaft auf deutschem Boden gesucht haben; wie sie es fanden und hinübertrugen. Anderes wurde überliefert aus den Händen der Eingewanderten; der Versuch, selbst zu holen, wird oftmals wiederholt; eigene Sendlinge tragen einzelne Stücke vom Mutterboden hinüber.

Bei solchem Geben und Empfangen konnten unerwartete Entdeckungen nicht ausbleiben. Lange hatte man sich in Deutschland mit oberflächlicher Kenntnis Amerikas begnügt, absprechende Urteile hörte man nicht selten, man übersah den eigenartig großen Zug, der durch die amerikanische Welt geht, man schätzte die amerikanische Gelehrsamkeit nicht allzu hoch, entbehrte jedes Einblicks in den riesigen Bildungsdrang dort, sprach dem Amerikanertum jede Art von Idealismus ab. Erst jetzt entdeckte man, daß es kein Mangel an Idealismus ist, wenn diese Art

von Geistes- und Gemütsrichtung andere Formen und Ziele annimmt, als dem deutschen Idealismus eigen sind; daß deutsches Gelehrtentum und deutsche Geistesarbeit überhaupt sich tüchtig regen müssen, um nicht von amerikanischen Fachgenossen überflügelt zu werden; daß Wissen nicht nur, sondern auch die Tugenden der Mäßigkeit, der Selbstzucht unter dem Volke in Amerika nach Breite und Tiefe in steter Zunahme begriffen sind.

Als natürlichster Vermittler der aus Deutschland stammenden Erbschaft steht das Deutschamerikanertum da. Nach wie vor werden die meisten aus seiner Mitte eingeschluckt werden vom Amerikanertum, ohne in der allgemeinen Mischung eine Spur ihres Dagewesenseins zu hinterlassen. Sache weniger Persönlichkeiten oder in Vereinen auftretender einzelner wird es bleiben, denjenigen Stücken deutscher Anschauungen, deutschen Geistes- und Gemütslebens Eingang in die amerikanische Welt zu verschaffen, welche als Gegengewicht dienen könnten gegen mancherlei Schäden und Auswüchse des öffentlichen Lebens. —

Ja, es waren Vorläufer vorhanden, aber mit einiger Wucht hat sich geistiges deutsches Leben doch erstmals unter den Amerikanern bemerklich gemacht, als die Achtundvierziger in hellen Strömen über die Landungsbrücke schritten, um an dem Kampf teilzunehmen, der sich damals vorbereitete zum Schutz der alten die Union begründenden Gedanken, zum Schutz der Freiheit und Menschenwürde. Und gerade hier zeigt sich die Wechselbeziehung zwischen Nehmen und Geben in ganz auffallender Weise.

Die Achtundvierziger wußten Einfluß zu äußern auf das öffentliche und gesellschaftliche Leben, das ist richtig. Allein sie kamen dazu nur deshalb, weil sie sich selbst auf dem Boden, in der Luft ihres neuen Vaterlandes zu ganz anderen gemodelt hatten. Zuerst empfingen sie, bevor sie sich anschickten, zu geben. Vom ersten Tag an, da sie den Fuß ans Land setzten, legten sie, in wachsendem Maße während des Fortschreitens, eines ihrer mitgebrachten Vorurteile nach dem anderen nieder; insbesondere lernten sie, daß abweichende politische Ansichten keinen Charakterfehler bedeuten, nicht als Sünde gegen den heiligen Geist anzusehen seien, die nicht vergeben werden könne; daß es Zeichen aller derer sei, die auf politische Einsicht und Durchbildung Anspruch machen, auch dem System des Gegners, wenn er als Sieger hervorgehe, sich zu unterwerfen, an dem

öffentlichen Wohl weiter mitzuarbeiten und nicht untätig, mißlaunig, griesgrämig beiseite stehen zu bleiben.

Damit bekam die besondere Art der Achtundvierziger, die im Heimatland zur Versteinerung führte, in Amerika neues Leben; Engherzigkeit sah sich geweitet und die sinnlos gewordenen Schlagwörter verloren zum Vorteil der Redenden wie der Hörenden ihre Kraft. Eine recht beherzigenswerte Lehre haben die Achtundvierziger denen gegeben, die, auch heute noch, erhobenen Hauptes nach Amerika kommen und meinen, bloß geben zu können; sie haben gezeigt, was es heißen will, der rücksichtslosen Energie des Amerikanertums nachzueifern, seinen gesunden Materialismus, seine straffe Mannhaftigkeit, seinen ritterlichen Sinn sich anzueignen und die deutsche Rechthaberei, Umständlichkeit und Krittelei zu ersetzen durch politische Zucht, den toten Doktrinarismus durch naturwüchsige Empirie.

Lernend und lehrend haben sich die Achtundvierziger in den Kämpfen um Erhaltung der Union, wie in der Aufschließung und Besiedlung der Union die größten Verdienste um ihr neues Vaterland erworben, bessere Bedingungen zugleich den unsichtbaren Einflüssen deutscher Anschauungen und deutschen Gemütslebens geschaffen. Auch ein an sich unbedeutendes äußeres Zeichen, der deutsche Weihnachtsbaum, weiß den amerikanischen Familien davon zu erzählen. —

Hundertmal wird seit den Achtundvierzigern bis heute die Frage aufgeworfen: Wie ist denn endlich klipp und klar die Aufgabe, das pflichtschuldige Handeln des Deutschamerikanertums zu fassen? — Als eine Antwort darauf kann betrachtet werden, was im „Marbacher Schillerbuch“ Fernande Richter aus St. Louis in dem Artikel „Der Schillerverein in Amerika“ sagt: „Was für ein kolossales Material für den Kampf um die Erhaltung der deutschen Art liegt in diesem Lande brach oder verzettelt sich in kleinlicher Vereinsmeierei! Nicht bloß Gemütlichkeit in engem Kreise soll hier der Deutsche pflegen; er soll auch zuweilen ‚ungemütlich‘ werden können, wo es nottut. Jeder einzelne soll mithelfen an der Riesenarbeit, die sich unsere Besten, im Lande zerstreut, gestellt haben: Amerika den Stempel deutscher Geistesarbeit aufzudrücken. Erhaltung der deutschen Sprache tut es allein nicht; das ist ein Schlagwort geworden, das jene am meisten im Munde führen, die mit ihren Kindern schlechtes Deutsch reden und sich in ebenso

schlechtem Englisch antworten lassen. Die deutsche Art des Denkens und Fühlens, die deutsche Kunst, Wissenschaft und Technik, den deutschen Kopf und das deutsche Herz, das ist es, was dieses Land der Zukunft braucht. Dazu möchte der deutsch-amerikanische Nationalbund helfen, indem er die Deutschen Amerikas verbindet. Um diesen Zweck zu erreichen, muß alles kleinliche Parteigezänke unterbleiben, muß das Selbstbewußtsein, das der Deutsche in der Fremde so leicht verliert, geweckt werden. Darauf arbeitet der Nationalbund hin, dabei möchte ihn der Schillerverein unterstützen."

Wir sehen, es ist ein recht schwieriges Geschäft, das hier vorliegt, und an mancherlei Voraussetzungen geknüpft. Nehmen wir an, es handle sich nicht um das Volk der Vereinigten Staaten, auf das eine Einwirkung geäußert werden soll, sondern um eine politisch und seelisch niedriger stehende Rasse in einem Mestizenstaat etwa, so stellte sich weit leichter und sicherer Rat ein: ballt ein überlegenes Volkstum zusammen, macht es geltend politisch, gesellschaftlich und materiell, bildet einen Staat im Staat, eine beachtenswerte Opposition, sehet darauf, daß ihr im Beamtenstand und in der Volksvertretung, wenn nicht die Oberhand, doch völlige Parität behauptet.

Nun liegen aber die Dinge in den Vereinigten Staaten seit Jahrhunderten ganz anders. Die aus Deutschland nach Amerika flüchteten, um dem bleichen Hunger zu entgehen oder religiöser Bedrängnis zu Ende des 17. Jahrhunderts oder im Laufe des 18., sie trugen den Fluch mit sich, Kinder des durch den Krieg der Dreißig Jahre in allem Kulturfortschritt weit hinter die anderen Nationen zurückgeworfenen, kaum mehr beachteten Volkes zu sein. Am Strande von Amerika standen sie, freilich arbeitsfroh, aber doch sich klein fühlend gegenüber dem Ansiedler oder Städtebewohner aus angelsächsischem Blut mit seiner Sicherheit, seinem Selbstvertrauen, seinem Stolz und jeglicher Art von Überlegenheit in politischer Erziehung.

Ja, wenn der Glanz und die Blüte deutscher Reichsstädte des 16. Jahrhunderts nicht zu Asche verbrannt worden wären, wenn sie angehalten hätten bis ins 18. Jahrhundert; wenn die Kinder dieser Reichsstädte unter selbstbewußten Führern in Amerika aufgetreten wären, wenn sie sich neben die aus Angloblut Stammenden gestellt hätten als gleiche neben gleiche, alte Stammesfreundschaft bei solchem Wiedersehen erneuernd, ver-

wandt im Denken und Fühlen, durch Erziehung in langer demokratischer oder aristokratischer Selbstregierung politisch gewandt geworden, — dann möchte ein Deutschamerikanertum sich herausgebildet haben vornehmster Art, ein wahrhaft adlig Geschlecht.

Die Wirklichkeit hat anderes geschaffen. Und schwer wird es heute dem seit den Jahren 1848 und 1870 einwandernden deutschen Geschlecht, das, was früher versäumt worden ist, einigermaßen nachzuholen. Denn auf die Anfänge des Zusammenwachsens kommt alles an, auf die Wertschätzung jedes einzelnen Teils der Mischung.

Und auf der anderen Seite: Es fehlt auch heute nicht in Amerika an fanatischen Nativisten und Schreiern gegen die Deutschen. Daß sie immer seltener werden, will man beobachtet haben; so sagte man mir. Der Standpunkt, die Einwanderer, auch gegen ihren Willen, so rasch als möglich zum Aufgeben ihrer Nationalität zu zwingen, sei verlassen; der dem Deutschtum wohlwollend gegenüberstehende Gelehrte Dr. William Torvey Harris führt in seiner Rede über „deutschen Unterricht und Empfindungseigenheiten von Angelsachsen und Deutschen" aus: Es sei von der größten Wichtigkeit, daß der Einwanderer durch Erkennen der besten Institutionen des Landes amerikanisiert werde. „Denn wenn wir unsere Einwanderer nicht amerikanisieren, indem wir sie zur Teilnahme an den besten Errungenschaften unserer Zivilisation veranlassen, werden sie weit eher zur Entartung unseres Gemeinwesens beitragen."

Der Deutschamerikaner müsse sich deshalb mit zwei Sprachen vertraut machen. Würden seine Kinder ausschließlich Englisch lernen, so müßte ein zu plötzlicher und unvermittelter Abbruch der Rassenkontinuität eintreten. Von größter Bedeutung für die Entwicklung der Jugend zur Individualität bleibe der geistige Zusammenhang mit der Geschichte der eigenen Vorfahren in der alten deutschen Heimat. Solcher Geschichtszusammenhang gebe soliden Untergrund für die Entwicklung von Selbstachtung und Ansporn für Weiterentwicklung. „Eine Klasse von Einwanderern, die kein Verlangen trägt, mit Heim und Familie die alten Beziehungen aufrechtzuerhalten, ist wenig wünschenswert, denn sie wird wahrscheinlich Unheil in das Land bringen, in das sie einwandert."

Also kein plötzliches Abbrechen mit dem aus der deutschen

Heimat herüberwehenden Geiste; ein durch Generationen hindurchgehendes, halb unbewußt vor sich gehendes Amerikanisiertwerden; kein Hintersichwerfen der seitherigen Kulturwelt, ein auch nach geschehener Amerikanisierung noch fortgehendes, weil zur Gewohnheit gewordenes Festhalten an den Schätzen der deutschen Gedankenwelt, an all dem Großen und Schönen, was Deutschland der Menschheit gegeben.

In welcher Weise kann dabei die deutsche Muttersprache gehütet werden? Denn mit der Sprache hängt ja auch die Gedankenwelt aufs innigste zusammen. Um Antwort zu erhalten, müssen wir auf Franklin zurückgehen: nicht England, nein Europa ist das Stammland des Amerikanertums. Es gibt keine Unterdrückenden, demnach auch keine Unterdrückte. Es handelt sich um ein neues, aus allen Völkern sich zusammensetzendes Volk, das natürlich auch seine eigene einheitliche amerikanische Sprache hat, — Englisch, mit eingestreuten besonderen Eigenheiten, wie das sich von den ersten Kolonisten an weitergeerbt hat. Es ist demnach nie daran zu denken, daß ein Gerichtshof z. B. in anderer Sprache verhandeln könnte; man ist ja in Amerika, das seine eigene, von alters her überlieferte Sprache hat.

Die Sprache ist ein Fertiges, an dem nicht gerüttelt werden kann; nur das amerikanische Volkstum, das ist ein Werdendes, ein erst sich Zusammenschließendes. Deshalb wäre es ungerecht, vom reichsdeutschen Standpunkt aus einen Deutschamerikaner deshalb zu verurteilen, weil er sich befleißigt, möglichst rasch sich eine Beherrschung der in seinem neuen Vaterland geltenden Sprache anzueignen.

Dies vollständige Beherrschen der Sprache ihres neuen Heimatlandes glückt verhältnismäßig nur wenigen; man begnügt sich mit den Alltagsreden; die außerordentliche Kraft, Schönheit und Schmiegsamkeit der neuen Sprache bleibt den meisten ein Geheimnis. So kommt es auch, daß Deutsche im Kongreß und in führenden Ämtern verhältnismäßig selten sind; etwas häufiger auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhl. Diejenigen sind selten, die, wie Karl Schurz und Reinhold Solger, sich ganz in den Geist der Sprache des neuen Vaterlandes eingelebt haben. Die nächste, die in Amerika geborene Generation aber, oder die übernächste, die muß in die Bresche treten und dafür sorgen, daß dem amerikanischen Volkstum

deutsche Wesenszüge in deutlicheren und bleibenden Furchen eingegraben werden.

Die zweite oder gar dritte Generation des Deutschamerikanertums wirken zu lassen, um die neue Heimat deutscher Art und ihren Geistesschätzen, der gesamten aus Deutschland stammenden und mit Recht dem Amerikanertum verfallenen Erbschaft, näher zu bringen, darin mag die wesentlichste Aufgabe des nach Amerika verpflanzten Zweiges deutscher Nation erblickt werden. Aber gerade damit die zweite und dritte Generation wirken kann, damit fortwirkend auch die anderen an dem angefangenen Werk teilzunehmen vermögen, ist es unerläßlich und durchaus notwendig, daß der geistige Zusammenhang mit deutschen Errungenschaften, mit dem Idealismus der Vorväter, mit ihrer Tüchtigkeit, mit ihren sittlichen Anschauungen lebendig erhalten bleibt, daß diese ganze reiche Kulturwelt, vom Märchen angefangen bis zu den lichtesten Geisteserzeugnissen, als ein Geschlossenes, Ganzes, als ein Heiligtum von einer Hand in die andere übergeht, von einem Mund zum andern gepredigt wird. Ob das in deutscher Sprache geschieht oder in der Sprache Amerikas, ist gleichgültig; ja es mag nützlicher und eindringlicher sein, wenn es in der Sprache Amerikas sich vollzieht.

Denn volle und tüchtige, bis in die Knochen echte Amerikaner wollen ja auch die sein, die nicht farblos in der allgemeinen Mischung der neu sich bildenden Menschenrasse untergehen, die nicht mit leerer Hand kommen wollen.

Wie ein Sauerteig haben einstmals die aus den Neuenglandstaaten nach dem weiten Westen ziehenden Siedler mit ihren noch halb puritanischen Lebensanschauungen auf den allmählich im Lauf der Generationen sich bildenden Nationalcharakter gewirkt und zur Festigung der gesunden Faser im Körper des amerikanischen Volkes ein Wesentliches beigetragen; jene wortkargen Männer mit den entschlossenen Gesichtern, hart wie gehacktes Eisen, unbeugsamen Nackens, auf nichts so stolz als auf das Glück, Amerikaner zu sein. Niemals hat wohl die Menschheitsgeschichte Erzieher, Kolonisatoren, Sämänner von so starkem Geist, von so hohem moralischem Wert gesehen. Und doch hat die Zeit zu der Erkenntnis geführt, daß manches Vorurteil, manche Engherzigkeit mit ihnen gezogen ist. Solche Mängel zu heben, Lücken zu füllen aus

deutschen Anschauungen heraus, dazu sind schon Anfänge gemacht worden. Ein Werk aber, großartig wie kaum ein anderes, könnte geleistet werden, wenn aus deutschem Blut ein Geschlecht erstünde, das von amerikanischen Anschauungen genug eingeschluckt hat, um befruchtend wirken und sich in seiner Sauerteigart an das Tun jener Neuenglandmänner anreihen zu können.

So möchte es geschehen, daß die Repräsentanten, die Ableger von zwei Edelrassen sich ergänzen, um ein einheitliches Neues hervorzubringen. Solchen Vertretern deutschen Blutes, in zweiter oder dritter Generation in Amerika geboren, mit ihren deutschen Idealen im Herzen dem eigenartigen amerikanischen Idealismus sich vermählend, solchen möchte es gelingen, die Vermittlerrolle zwischen dem deutschen Ursprungsland und der neuen amerikanischen Nation zu übernehmen, enge, unlösbare Verbindung zwischen Geistesverwandten zu knüpfen. —

Neben deutscher Einwanderung fällt am meisten ins Gewicht die der Irländer. Bedeutungsvoller noch wird, daß, wie man mir sagte, die Irländer unter allen Umständen zusammenhalten und für Angelegenheiten örtlicher Politik eine hervorragende Begabung besitzen. Von den Deutschen aber hat lange gegolten, was in der Zeitschrift „Der deutsche Pionier" gesagt worden ist: „Noch niemals hat ein Deutscher im öffentlichen Leben dieses Landes eine Rolle gespielt, der nicht von seinen eigenen Landsleuten am grimmigsten verfolgt und angegriffen worden wäre. Wir brauchen gar nicht an die Niederträchtigkeiten zu erinnern, welche früher, und zwar stets von Deutschen, gegen Karl Schurz ausgeheckt worden sind, wir dürfen nur erwähnen, mit welchem Haß Brentano in letzter Zeit wieder in Chicago verfolgt wurde, und wie gegenwärtig es die deutsche Gesinnungstüchtigkeit im Westen versucht, sich an anderen wackeren Vertretern des Deutschtums zu reiben. Wie kann ein Deutscher Achtung und Rücksicht von den Amerikanern fordern, solange diese sehen, daß er an seinen eigenen Landsleuten keinen Rückhalt hat, daß vielmehr deutsche Zungen und Federn fortwährend beschäftigt sind, ihn zu untergraben?"

Ja, es komme vor, daß eine ganz bedeutende Minderheit von Irländern in irgend einer wesentlich von Deutschen bewohnten Stadt es dahin bringe, sich alle öffentlichen Ämter und und jegliche Art von Vertretung in die Hände zu spielen.

Was sagt doch Bismarck von der Lust des Deutschen am Krieg mit dem Landsmann? Auch das Judentum mit seinem festen Kitt wisse sich nicht selten einen Vorsprung zu sichern.

Dagegen wird immer wieder über das Abstreifen jeglicher Art von Idealismus beim großen Haufen der Deutschen geklagt. Das neue Vaterland habe sie wohl satt gemacht, aber dafür all ihr Wollen und Wünschen, ihre besten Kräfte in Ketten geschlagen; der Lebensgenuß habe bei ihnen die denkbar materiellste Form angenommen. Von gemeinschaftlichem Kämpfen und Ringen, von gegenseitigem Sichstützen, vom Zeigen gemeinschaftlicher Ziele sei keine Rede.

Beim Stiftungsfest der „Vereinigung alter deutschen Studenten“ in New York im März 1903 trat unter anderen Rednern auch Richard Bartholdt auf, Kongreßmitglied für Missouri (S. 13): man möge ihm, der fortwährend inmitten des Kampfes stehe, seine Mahnungen nicht übelnehmen, aber es dränge ihn, daran zu erinnern, daß es viel besser wäre, wenn von den Deutschen die Politik nicht so über die Achsel angesehen würde. Von anderen Seiten regne es Flugschriften, Beschlüsse und Eingaben; vom deutschamerikanischen Walde aber gelte: „Über allen Wipfeln ist Ruh.“ — „Wir müssen uns am politischen Leben in regerer Weise beteiligen; es ist uns eine Pflicht nicht nur gegen uns selbst, auch gegen unser gemeinschaftliches Adoptivvaterland. Wir Deutschamerikaner nehmen es doch sonst so genau mit der Erfüllung unserer Pflichten, warum nicht mit dieser?“ — Durch Beschluß des Kongresses solle nunmehr dem deutschen Helden in der amerikanischen Revolution, Baron Steuben, ein Denkmal in Washington gesetzt werden. Gerne bekenne er sich zur Vaterschaft der Vorlage. Die Enthüllung dieses Denkmals gebe dem Deutschtum Gelegenheit zu einer großartigen Demonstration, die zugleich zum Verbrüderungsfest sich gestalten könne. „Wir Deutschamerikaner, die wir weder einen Staat im Staate, noch eine eigene Partei bilden wollen, sollten es für heilsam und zweckmäßig halten, zuweilen unsere Stärke zu zeigen, ebenso wie unsere Solidarität in Bezug auf gewisse heutige Grundsätze und Ideale.“

Solchen Worten, den Mahnungen der Presse, dem lebendiger sich gestaltenden Zusammenhang mit dem Geistesleben der alten Heimat mag es ja mit der Zeit gelingen, das Deutschamerikanertum aufzurütteln, zusammenzuknüpfen und zum Nach-

holen alter Versäumnisse zu bringen, damit deutsche Wesensmerkmale deutlicheren Stempel auf dem Angesicht der amerikanischen Erde hinterlassen. Versäumtes nachzuholen scheint ja Hauptaufgabe der deutschen Rasse, diesseits und jenseits des Wassers, zu sein.

Heute treten deutsche wie irländische Einwanderer in den Hintergrund vor einem Riesenstrom anderen Blutes, der aus Ost- und Südeuropa stammt. Einst rieselten ins weite amerikanische Land fast nur klare Wasser herein, deren Quellen in Deutschland, in der Schweiz, in England, Schottland, Irland, in Skandinavien, in den Niederlanden, in Frankreich zu suchen waren. Nur tropfenweise noch geben die alten klaren Quellen ihre Wasser ab; ein mächtiger trüber Strom dagegen wälzt sich aus Rußland, Österreich, Italien herein.

Im Jahr 1903 marschierten über die Landungsbrücke nur 40000 aus Deutschland, 35000 aus Irland, 26000 aus Schottland und England, aus anderen germanischen Mutterländern noch weniger; dagegen 230000 aus Italien, 136000 aus Rußland, 206000 aus Österreich-Ungarn.

Ja, früher, da sprangen mit frischem Satz die wilden Schößlinge aus germanischem und keltischem Blut ans Land, arbeitsfrohe Menge kam an und erhobenen Hauptes stellten sich selbstbewußte Führer an die Spitze. Zu Schlacken ausgebrannt sieht man heute Müde und Elende in schleichendem Zuge sich herbeischleppen.

Eine riesige Aufgabe wird damit den seitherigen zu neuem Volkstum zusammenwachsenden Elementen gestellt, die Aufgabe des Aufsaugens, des Angliederns von so ungemein Fremdartigem. Ätzende, sauerteigartige, durchdringende Kraft, das ist es, was als Kennzeichen des alten angloſächsischen Blutes auftrat, das Deutschamerikanertum und andere ihm nicht allzu fremde Stoffe angreifend und von ihnen abbröckelnd. Heute mögen gerade Deutschamerikaner als bluts- und geistesverwandte Bundesgenossen erscheinen, um Herr zu werden über die schwere, nur allmählich zu klärende Masse, in deren verkommenem Kulturzustand vorerst noch wenig Verwandtes zu entdecken ist.

Alt ist die Opposition gegen unleugbare Schäden unbehinderter Einwanderung. Wenig Zweck hatte sie im Grund, so lange es sich um Verwandte handelte, um Skandinavier, Deutsche,

Schweizer, Irländer, aus England und Schottland Kommende. Aber heute diese fremden Gesichter, diese bildungslosen Massen, diese Hunderttausende von Analphabeten! Man beginnt in Ellisisland scharf und schärfer mit dem Examinieren zu werden. Vorerst werden Gründe für Zurückschicken geliefert durch Mittellosigkeit, Vorstrafen, Krankheiten. So bekommt mancher arme Teufel nur den Zwinger von Ellisisland zu sehen und befindet sich sofort auf dem Rückweg nach dem Lande, das ihn eben ausgespien. —

Wer auf den Bahnhöfen von Baltimore oder Washington oder noch weiter im Süden die Aufschrift auf den Personenwagen gelesen hat, am einen Ende: White, am anderen: Coloured, der ist damit in eines der schwierigsten Probleme für die innere Politik der Vereinigten Staaten eingeweiht worden, in die Negerfrage, die vielleicht noch schwieriger zu lösen ist als die Aufgabe des Assimilierens der aus Ost- und Südeuropa zuströmenden fremdartigen Volksmassen.

Auf geheimnisvollen Pfaden pflegen sich Sympathien und Antipathien der Völker durch die Jahrhunderte fortzupflanzen; der Widerwillen gegen die Neger, gegen farbige Menschen überhaupt, scheint unter den Weißen der Vereinigten Staaten, speziell unter den aus angelsächsischem Blut Stammenden von Generation zu Generation zu wachsen. — Die Neger, heute fast 9 Millionen unter 80 Millionen Gesamtbevölkerung, sind eine schlimme Erbschaft aus den Zeiten englischer Herrschaft. Es gab ja eine Zeit, in der sich die Wohlfahrt Englands eng mit dem Sklavenhandel verknüpft zeigte. Wir erfahren gleicherweise durch englische wie amerikanische Geschichtschreiber, daß England die Aufnahme von Negern in seinen Kolonien erzwang. Kurz vor der Revolution beklagte sich der Agent für Südkarolina, auf die sittliche und politische Gefahr hinweisend, über das Treiben der englischen Sklavenhändler, erhielt aber von der Regierung in London zur Antwort: „Wir können nicht zugeben, daß die Kolonien irgend einen für die englische Nation so vorteilhaften Vertrieb hemmen oder entmutigen.“

Trotzdem blieb die Negerarbeit in Amerika eine sehr willkommene Einrichtung und es hat lange gedauert, bis Negerhandel und Negersklaverei ihr Ende gefunden. „Sollte die Frage der Sklaverei nicht einstens Verwirrung und Bürgerkrieg, einen völligen Umsturz erzeugen?“ hat Thomas Jefferson 1784 gefragt. Der

Bürgerkrieg der Jahre 1861 bis 1865 vermag Antwort zu geben. Denn im Grunde hat sich der Zwist doch um Sklaverei gedreht, wenn auch ein bei weitem höheres Ziel vorschwebte, — die Rettung des straff gegliederten Bundesstaats, dessen Gesetze keine Sezession zulassen.

Es ist kein Zweifel, die Mehrzahl der Neger macht äußerlich einen nichts weniger als sympathischen Eindruck. Allein es gibt auch wohlgebildete Neger; namentlich begegnet man Negerinnen von junonischer Erscheinung; ja, es erscheint beim Anblick der Geschmeidigkeit dieses Gliedergefüges mit seinen weichen, nur angedeuteten Wellenlinien nicht unglaubwürdig, daß Venus eine Schwarze gewesen ist.

Alles das mag ganz schön sein, aber die Kluft, der Widerwille des Angloamerikaners bleibt. Man sagt, der beizende scharfe Geruch, den transspirierende Neger erzeugen, sei wesentlich schuld daran. Vielen menschenfreundlichen Theorien ist in der schwebenden Frage Raum geschaffen worden; aber auch von dem Bedauern darüber kann man reden hören, daß einer rohen Masse über Nacht ganz unvermittelt die Freiheit in den Schoß gefallen sei, während eine gewisse Form der Hörigkeit sicher der bessere Weg gewesen wäre. Daß es fast in allen Lebenskreisen und Berufsarten ein paar Renommierneger gibt, denen faktisch Gleichberechtigung zugestanden ist, kann wenig helfen.

Freundlicher als der Angloamerikaner stellt sich der Deutschamerikaner den farbigen Mitmenschen gegenüber. Schon die ersten deutschen Ansiedler von Germantown bei Philadelphia richteten 1688 eine Petition an die Abgeordnetenversammlung von Pennsylvanien, in der unbedingte Abschaffung aller und jeder Art von Sklaverei verlangt wird. Immer sind es wieder einzelne durch die dem Neger eigene grobe Sinnlichkeit hervorgerufene Verbrechen, welche den Zorn des weißen Mannes zur Lohe entfachen und zu dem System des Lynchens führen, dem als geheimer Trieb die Begierde zu Grunde liegt, die Sühne für das beleidigte Gefühl sich nicht durch Gerichtsspruch am Ende verwässern zu lassen.

Bei dem Mangel an gemeinschaftlichen Idealen auf seiten der Schwarzen, bei dem Fehlen jeglichen Zusammengehörigkeitsgefühls, was wunderlich genug klingt, kann von einer eigentlichen Negergefahr nicht wohl die Rede sein. Vielleicht ist von

der Zukunft den Deutschamerikanern die Rolle vorbehalten, auf dem strittigen Feld die Vermittler zu spielen und etwas von ihrem geistigen Einfluß dadurch zu bekunden, daß bloße Theorien in greifbare Wirklichkeit übersetzt werden. Dem Verdienst, das sich die Deutschamerikaner erworben bei dem Kampf um Aufhebung der Sklaverei, um Rettung des straffen Unionsgedankens, würde damit ein neues hinzugefügt. Schönster Lohn für die Beschwerlichkeit, ein Doppelleben führen zu müssen.

Und in der Tat, nach dem was schon oben ausgeführt worden ist, wird das Deutschamerikanertum zu einer Art von Doppelleben, wenigstens für eine Reihe von Generationen, verurteilt. Es soll des Herkommens, der Heimat nicht vergessen und doch mit voller Hingabe das neue Vaterland umfassen; nicht von sich werfen das, was von der deutschen Kulturwelt sich herschreibt, und sich doch nicht verschließen den echt amerikanischen Anschauungen und den frischen, aus dem Boden der neuen Heimat steigenden Kräften.

Die Aufgabe ist so schwierig, daß sie in vollem Umfang wohl nur von wenigen Auserwählten gelöst werden kann. Und doch ist die Verurteilung zur Doppellebigkeit auf amerikanischem Boden nicht neu. „Nochmals grüßen wir dich, glückliches Altengland!" Mit solchen Abschiedsworten sahen die aufs hohe Meer hinaussteuernden ersten Auszügler die Küsten des teuren Heimatlandes verschwinden. Und als sie den Fuß ans neue Land setzten, da bekundeten sie, daß sie ausgezogen seien „zum Ruhm unseres Königs und unseres Landes".

Mit einem Auge blickten die ersten Generationen der Ansiedler immer rückwärts nach dem glücklichen, frohsinnigen Heimatland, nach seinen Freiheitsidealen, nach seinem frisch in die Höhe schießenden Geistesleben. „Ein Altenglandmann zu heißen, war ein Ruhm," versichert Franklin. Zu derselben Zeit aber und mit derselben Entschiedenheit des Geistes wandten sie sich ihrer wahren Aufgabe zu, die neue Heimat sich zu gestalten als neues Land der Freiheit, wohl nach dem Muster der alten, aber unabhängig von ihr, nicht selten in gegensätzlicher Entwicklung. Im Kampfe des Gestaltens aber saugten sie, dem Recken Antäos gleich, immer neue, geheimnisvoll jugendliche Kraft aus dem neuen Heimatboden, aus dieser Mutter Erde, der bald ungeteilt all ihr Dasein galt.

Das alles ist nicht jedermanns Sache; nach wie vor werden

die meisten Deutschamerikaner eingeschluckt werden von dem neu sich bildenden Volkstum, ohne auf der Oberfläche eine Farbe oder Spur zu hinterlassen; Sache eines Kreises von Auserwählten aber wird es bleiben, die Wesenszüge des Deutschtums festzuhalten und doch ins Amerikanertum sich so einzuleben, daß sie im stande sind, als Träger des aus Deutschland stammenden Erbes hinüberzutreten in die sich neu bildende Nationalität und in deren Gemüt von den Schätzen deutscher Herkunft die wertvollsten einzusenken.

---

2. Das deutsche Volk und die Amerikaner

Als erster amerikanischer Student aus altem angelsächsischem Blut ist nach den neuesten Erhebungen (Viereck) Benj. Smith Barton nach Deutschland gezogen. Im Jahr 1789 trug er als erster seinen Namen in das amerikanische Koloniebuch in Göttingen ein; zwei Jahre später promovierte er hier als Mediziner. Seine Erfolge in Amerika haben nach zweierlei Richtungen ihre Wirkung geäußert; einmal mehrte sich bis zum heutigen Tag die Zahl der amerikanischen Studenten, die schatzgrabend den deutschen Boden durchwühlen, und zum anderen sah sich zunächst Göttingen unter den deutschen Universitäten für die Amerikaner in vorderste Linie gestellt.

„Deutschland war zu jener Zeit den Amerikanern ebenso unbekannt wie China", wird zu Anfang des 19. Jahrhunderts versichert, als Wissensdurst vereinzelte Studenten von der Harvard-Universität nach Göttingen führte: insbesondere studierte hier George Bancroft von 1818 bis 1820. Der Strom der Lernenden und deutsche Methode in die Schulen von Neuengland Verpflanzenden wuchs jetzt alljährlich, und Professor Learned (S. 32) kann in „Deutschlands Einfluß auf die amerikanische Literatur" 1901 sagen: „In dieser Periode der deutschen Anregung haben wir die Anfänge amerikanischer Germanistik zu suchen, aus der unsere Geschichtschreibung, unser späteres akademisches Erziehungswesen, unsere Gymnastik, unsere Musik, zum Teil unser Forschungstrieb auf dem Gebiet der Naturwissenschaft, unsere liberale Tendenz in Theologie und Religion, besonders die sogenannte neue Kritik, unsere Philosophie und

zum großen Teil unsere schöne Literatur und angehende literarische Kritik direkt oder indirekt erwachsen sind. Von dieser Zeit an war Deutschland für den gebildeten Amerikaner ein zweites Athen."

Es wird berichtet, daß 1898 von diesen alten „Göttingern" noch 225 am Leben waren, darunter die größere Hälfte Professoren an amerikanischen Universitäten oder sonstigen höheren Lehranstalten. Eine Anzahl von ihnen versammelte sich in New York in einem Raum, der mit den Büsten folgender Kommilitonen geschmückt war: Edward Everett, George Bancroft, Longfellow, Motley, Benjamin Franklin (dessen Urenkel einer der Kommilitonen war) und Fürst Bismarck. Dabei erging sich Professor Harris in ausführlicher Rede über die Frage: „Hat der amerikanische Student einen besonderen Nutzen zu erwarten, wenn er deutsche Hochschulen besucht?" Er müsse das unbedingt bejahen. Gerade an deutschen Hochschulen komme man mit den wahren Quellen der Wissenschaft und des modernen Denkens in Berührung.

Wenn zu Beginn des 19. Jahrhunderts Göttingen noch den Hauptanziehungspunkt bildete, so verteilen sich heute die amerikanischen Studenten auf eine ganze Reihe von Universitäten: Berlin, Halle, Leipzig, München, Heidelberg, Freiburg, Würzburg. Rechnet man technische Hochschulen, Musik- und sonstige Kunstinstitute hinzu, so mögen es 700 bis 1000 junge Amerikaner sein, welche ein Stück ihres Wissens in Deutschland holen. Eine große Anzahl von ihnen besteigt den Lehrstuhl, verpflanzt deutsche Methoden, und so kommt es, daß gerade die bevorzugtesten amerikanischen Universitäten den deutschen immer ähnlicher werden.

Kaum hatte George Washington sein Amt als erster Präsident angetreten, als er sich zu Beginn des Jahres 1790 in ausführlicher, dem Kongreß gewidmeter Programmrede über die erzieherischen Aufgaben der jungen Republik aussprach: „Nichts verdient Ihren Schutz mehr als die Förderung der Wissenschaft und Literatur. Wissenschaft ist in jedem Land die sicherste Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt. In einem Staate aber, wo die Maßnahmen der Regierung von der Denkweise des Volkes so unmittelbar beeinflußt werden wie bei uns, ist die Wissenschaft verhältnismäßig noch wichtiger als in anderen Ländern. Sie trägt in verschiedener Weise zur Sicherstellung

einer freien Verfassung bei — — dadurch, daß man das Volk lehrt, seine eigenen Rechte zu kennen und zu schätzen — — den Geist der Freiheit von dem der Zügellosigkeit streng zu sondern — —." — „Ob dieses wünschenswerte Ziel durch Unterstützung bereits bestehender Pflegestätten der Bildung, durch die Gründung einer nationalen Universität oder durch andere Mittel am besten befördert werden kann, das wird der Beratungen der Gesetzgeber wohl wert sein."

Einer der hervorragendsten amerikanischen Philosophen, Ralph Waldo Emerson, Carlyles Freund, läßt sich ähnlich vernehmen und ermahnt zugleich die Amerikaner, in geistiger Hinsicht unabhängig und selbständig zu werden. So galt es zunächst, englische Schablone abzustreifen, französische nicht anzunehmen, von deutscher Methode das Nutzbringende als vorbildlich zu betrachten, im ganzen und großen aber auf eigenen Füßen zu stehen. So entstand als ein neuer Begriff die amerikanische Universität.

Von der englischen wie von der deutschen Art unterscheidet sich dieser neue Begriff wesentlich und zwar durch das Vorhandensein des College. Die englische hat ja auch Colleges, Seminarien, ja sie setzt sich zusammen aus einer Reihe von Colleges, die sich zur Universität verhalten wie die Einzelstaaten zur Union oder zum Deutschen Reich. Für die deutsche Universität fehlt der Begriff College überhaupt. In der amerikanischen aber stellt die Einrichtung des College die philosophische Vorschule für die eigentlichen Berufsfakultäten dar, etwa mit den Fächern der Prima eines Gymnasiums zusammen mit den einführenden Fächern einer deutschen Universität.

Was angedeutet sich findet in den Worten Washingtons, eine nationale Universität als geistiger nationaler Mittelpunkt, als Spitze und Vorbild des gesamten Bildungswesens, das konnte nicht erreicht werden. Die Universitäten und das gesamte Erziehungswesen blieben Sache der Einzelstaaten in Amerika wie in Deutschland. Zu den Universitäten der Staaten traten noch die reich dotierten Privatuniversitäten.

So hat sich die Art und Methode der amerikanischen Universitäten mit der Zusammenknüpfung von allgemein bildendem College und Fachschule herausgebildet, so ihre weite Verbreitung. Über die Ziele der Universitäten gewähren die Worte Licht, welche die Chicago-Universität von sich sagt: gleich den

deutschen Schwesteruniversitäten erkennen sie den unmeßbaren Wert der freien wissenschaftlichen Forschung. „Nicht Gelehrsamkeit an sich ist unser Ziel, nein, Gelehrsamkeit im Bunde mit den Pflichten des wirklichen Lebens, Weitung des Geistes, Kräftigung des Körpers, Unbefangenheit im geselligen Verkehr."

Kurz: nicht bloß die Verbindung der Fachschule mit dem College als Vorschule begründet ein unterscheidendes Kennzeichen zwischen deutscher und amerikanischer Universität; fast in noch höherem Grade tut dies der von England herübergenommene Begriff des Gentleman. — Wiederholt ist mir von glücklichen Müttern erzählt worden, daß sie eben die Ausrüstung besorgen für den Ältesten, der mit nächstem die Universität beziehen solle. „Was der junge Student denn zu werden beabsichtige?" war darauf die natürliche Frage des noch uneingeweihten Deutschen. Sie glaube nicht, lautete die Antwort der Mutter, daß ihr Sohn eine Profession erwähle, er werde nach zwei oder drei oder vier Jahren des Studiums in Vaters Geschäft eintreten.

Diese jungen amerikanischen Herren treten also aus dem College aus, bevor die Fachausbildung zum Mediziner, Rechtsgelehrten u. s. f. beginnt. Sie hatten ja von vornherein kein anderes Ziel, als sich in Philosophie, Literatur, Volkswirtschaftslehre die allgemeine Bildung des Gentleman anzueignen. Nach erfolgreicher Absolvierung des College wird der Student durch Verleihung des Grades eines Bachelor of art (A. B.) ein Graduierter, das heißt ein alter Herr der Universität. Er ist damit in den Kreis der Gebildeten aufgenommen, fürs ganze Leben gestempelt. Und in der Tat, fürs ganze Leben halten die Universitätsjahrgänge zusammen, die ihnen Angehörigen fühlen sich stets als Mitglieder ihrer Alma mater, und sie ist es auch, die in erster Linie bei ihnen eine stets offene Hand findet. — Die Kameraden, welche nach vierjährigem Besuch des College in die Fachschulen als Graduierte übertreten, verlassen diese nach abermaligem vierjährigem Kurs als Doktoren ihres Berufs, was dieselbe Bedeutung hat, wie anderwärts das Staatsexamen. Das College aber ist es, nicht die arbeitsreiche Fachschule, das fürs ganze Leben die zusammenknüpfenden Studentenerinnerungen hinterläßt und damit den Gelehrten, den Beamten mit dem Kaufmann, dem Industriellen, dem Erfinder auf eine und dieselbe Stufe hebt, ihnen denselben Bildungswert verleiht.

Mancher, der sich mit kleinlichem Tun in engbegrenzter Beamtentätigkeit dreht, die Wissenschaftlichkeit weder verlangt noch gibt, glaubt heute noch auf deutschem Boden eine selbstverständliche Überlegenheit über den Großindustriellen, den Techniker, den Bankier, den Kaufmann, den Künstler beanspruchen zu dürfen einfach deshalb, weil es ihm als künftigem Beamten vergönnt war, ein paar Jahre lang, oft mühselig genug, akademische Luft zu atmen.

Solche Verschiebung des Menschenwerts zu Gunsten des Bureaukratismus würde auf das wirksamste ausgeglichen, sobald deutsche Universitäten und deutsche Familien amerikanisches Vorbild sich aneignen würden. — Die Scheidung der gebildeten Welt nach bisher eingelebtem Vorurteil, führt Dr. Sieveking bei seinem Vorschlag einer Privatuniversität in Hamburg aus, gehöre vergangenen Zeiten an. Eine neue Universität, bei der Mensuren und Kneipzwang ausgeschlossen seien, müsse kaufmännischen und ähnlichen nicht gelehrten Kreisen zugänglich sein. Es sei kein Grund vorhanden, weshalb ein Kaufmann oder Industrieller nicht ein ebenso guter Beamter, Gesandter, Staatsmann, Minister sein könne wie jemand, der das Abiturientenexamen gemacht und einige Jahre studiert habe. „Sollen Deutschlands Kulturträger," schreibt Professor Münsterberg von der Harvard-Universität dazu, „endlich ein einheitliches Bildungsniveau finden, so müssen die künftigen Führer des deutschen Großhandels und der deutschen Weltwirtschaft mit den künftigen Beamten, Politikern und Gelehrten eine Weile gemeinsam akademische Luft atmen und mit ihnen gemeinsam, zu Füßen der größten deutschen Gelehrten, Geschichte und Literatur, Volkswirtschaft und Rechtslehre, Naturwissenschaft und Philosophie studieren."

Dann hätte alle fortschrittsfeindliche Zünftlerei und Möncherei ein Ende; der gemeinschaftliche Boden wäre gefunden unter Verurteilung des exklusiven Kastengeistes, der stete Zusammenhang der gelehrten Welt mit allen Kreisen des Volkstums. Mehr noch, der höheren Intelligenz wäre die Brücke gebaut, um von sich aus wohltätig auf das Leben des Volks einwirken und die Geister lenken zu können.

Wohl aus dem Grunde, weil die vortreffliche Idee George Washingtons (S. 120) von einer nationalen Universität, als eines Vorbildes für alle anderen, sich nicht verwirklicht hat,

zugleich wohl auch, um den unklaren, dehnbaren Begriffen von University und College eine feste Stellung zu geben, ist im Frühjahr 1900 von 14 Universitäten eine Vereinigung geschlossen worden zu dem Zweck, in gemeinschaftlichen Maßregeln alle Fragen über Universitätsstudium zu erledigen. Der Staat führt ja wohl auch über Privatuniversitäten die Oberaufsicht, allein der Spielraum für selbständige eigenartige Entwicklung ist immer noch so groß, daß eine Art von gleichartigem System sich ohne das erwähnte Abkommen nur schwer erreichen ließe.

Unterschiede im Wert der Universitäten, im Wert der erreichten Ziele, der Doktorwürde, gibt es noch genug; auch Irreführendes durch Namen und Begriffe fehlt nicht. Einzelnes aber mag als durchgehender Zug gelten: einmal, daß der amerikanische Student durch die Art, wie er wiederkehrende Prüfungen und Vorlesungsbesuch zu erledigen hat, zu viel fleißigerer Arbeit angespornt wird als der deutsche; zum anderen, daß jede Universität nach ihrem eigenen Maßstab gemessen werden muß, und zum dritten, daß es höchste Zeit ist, uns von der vorgefaßten Meinung loszumachen, als wende sich die Wissenschaft in Amerika nur solchen Zielen zu, die in der praktischen Verwertung einen sicheren Nutzen, einen Lohn abwerfen. Und nicht zuletzt wird die Stellung der Frau durch das gemeinschaftliche Studium, das auf einer ziemlich großen Anzahl von Universitäten stattfinden darf, wesentlich beeinflußt.

Niemals sind vielleicht Ziele und Aufgaben des Universitätsstudiums so scharf und weitumfassend dargestellt worden, als durch eine Rede, welche der amerikanische Diplomat Andrew Dickson White gehalten hat, der Gesandter in Berlin und Präsident der Cornell-Universität gewesen ist. Es ist im Sommer 1883; dreißig Jahre sind verflossen seit dem 26. Juni 1853, an welchem die Klasse von White auf der Yale-Universität graduiert worden ist. Wie es Brauch ist, hatten die ihr Lebtag zusammenhaltenden Klassenkameraden sich zur Feier des Jahrestages eingefunden, und White redete sie so an: Wie könne dem Geschäftsgeist ein Gegengewicht geschaffen werden? „Die Monarchie, die Aristokratie und der Militarismus sind Dinge, die wir weder haben könnten, wenn wir es wollten, noch haben wollten, wenn wir es könnten — aber was müssen wir haben?

„Ich antworte, daß wir alles tun müssen, was wir können,

um uns bedeutendere Werkstätten zu schaffen, sowohl für den philosophischen Gedanken wie für den literarischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Gedanken; um die heranwachsende Jugend immer mehr in diese Gefilde zu erheben, die sie nicht als eine Geschmacksache oder eine gute soziale Gelegenheit, sondern als eine patriotische Pflicht betrachten soll; um ihr stets vor Augen zu halten nicht den Antrieb von bloßem Gewinn oder bloßem Vergnügen oder bloßem Ansehen, sondern das Ideal einer neueren höheren Zivilisation. Das größte Werk, welches das neue Jahrhundert in diesem Land zu vollbringen hat, ist die Aufgabe, eine Aristokratie des Denkens und Empfindens zu errichten, die Kraft genug in sich besitzt, um sich in der Konkurrenz gegen die Geldaristokratie zu behaupten."

Außerordentlich anmaßend wäre es, in den Worten von White einen Niederschlag seines Studiums auf der Universität von Berlin, ein Herüberholen deutscher Ideale finden zu wollen. Derartige Gedankenreihen haben von je auch eine Heimat in Amerika gehabt. Aber ein Zusammenklingen ist es, eine Ideenrichtung, welche stets eine Kräftigung finden wird durch den aus dem deutschen Idealismus herauswehenden Geist, durch die Welt, die von Goethe und Schiller geschaffen worden ist.

Es ist schon gesagt worden (S. 44), daß unter den bedeutendsten Universitäten gerade John Hopkins es sich zur Aufgabe mache, in deutscher Methode zu forschen und zu wirken, deutsche Sprache und deutschen Geist zu pflegen. Präsident Gilman hat es hier ausgesprochen: „Wie im Mittelalter das Lateinische, so ist heute das Deutsche die Sprache der Gelehrsamkeit und Bildung, und kein Student kann auf diese Anspruch machen, wenn er das Deutsche nicht vollkommen beherrscht." — Und der Präsident der Harvard-Universität, Charles M. Eliot: gleichzustellen mit Latein, Griechisch und Mathematik seien Französisch und Deutsch. Eher könne man Latein entbehren als Deutsch, Französisch oder Englisch. — Einer der amerikanischen Philologen, Professor Lawton, kommt zu dem Vorschlag, das Griechische durch die deutsche Sprache zu ersetzen. Die Schätze, die der Schüler in deutschen Dichtungen findet, hält er für viel bedeutender als das, was der gewöhnliche Lesestoff des Griechischen biete. „Überhaupt kann derjenige,

auf dessen Arbeitstisch nicht auch deutsche Bücher zu finden sind, nicht zu den Gebildeten gerechnet werden."

Vorerst ist der deutschen Sprache und Literatur auf amerikanischen Universitäten eine feste Stellung gesichert und es ist nicht ausgeschlossen, daß die Vereinigung der Universitäten Deutsch für die Aufnahmeprüfung vorschreibt. Um die wichtigsten Denkmäler germanischer Zivilisation auf amerikanischem Boden studieren zu können, ist das Germanische Museum (S. 38) auf der Harvard-Universität eingerichtet worden, das zu seinen Förderern auch den deutschen Kaiser, die Bürgerschaft von Berlin und die Bundesregierung der Schweiz zählt.

Wenn irgendwo, so zeigen sich auf dem Gebiet der Wissenschaft die Amerikaner von jeher groß und hochherzigen Sinnes. Das Bild, das man sich so gerne vom Yankee macht, ist durchaus unvollkommen, wenn nicht darin mit bestimmten breiten Strichen seine stille Vorliebe, seine Opferfähigkeit für geistige Güter verzeichnet ist.

Je mehr die Amerikaner von dem unter dem deutschen Volk Gepflegten herübergenommen haben zum Ausbau ihrer Universitäten, desto weniger geschah das bei der Gattung von Schulen, welche dem Besuch des College vorhergehen und die High Schools, Hochschulen, genannt werden, etwa den Rang eines Realgymnasiums, einer guten Mittelschule einnehmen. Allgemein hört man Klage darüber führen, daß mit dem Begriff auch die Einrichtung der Schulart fehlt, die wir in Deutschland Gymnasium nennen. — Die Volksschulen dagegen mögen wiederum als Muster gelten, erfüllen ihre Aufgabe vollkommen und entlassen ihre Schüler als auf ihren Bürgerberuf wohl vorbereitet.

Wenn von den geistigen Beziehungen zwischen deutschem Volk und Amerika die Rede sein soll, so sind es immer die Universitäten, welche in erste Linie zu stellen sind. In keinem Land der Erde haben die Universitäten von je eine ähnliche Stellung eingenommen wie in Deutschland. Studenten und diejenigen Professoren, welche sich nicht allzu hoch in ihren Himmel zurückziehen, sind volkstümliche Erscheinungen. Was bescheidene deutsche Gelehrte in stiller Arbeit opferfreudig in ihren Laboratorien erforschten, das hat die Industrie zu ungeahnter Höhe gebracht; was Philosophen predigten, haben starke Arme in die Tat übersetzt. Der Keim zu solchem Idealis-

mus ist es nun, den die Schatzgräber vom ersten amerikanischen Studenten in Göttingen an (S. 118) hinübergetragen haben übers Meer.

Nachahmer zu sein, das liebt man in Amerika sonst durchaus nicht; das aber hat sich doch nach deutschem Muster gestaltet, daß die angesehensten Gelehrten als Wegzeiger für die akademische Jugend den Geist freier Forschung und Kritik pflegen, daß der deutschen Art durch Schaffung der „deutschen Abteilung" an den bedeutendsten Universitäten eine Heimat gegeben worden ist. Die geistige Wechselwirkung ist im Begriff, zum Heile der beiden Länder auf die Höhe zu steigen. Es ist alle Aussicht vorhanden, daß Amerika fortfahren wird, seinen eigenartigen nationalen Idealismus aus deutscher Quelle zu nähren, und Sache der deutschen Werkstätten des Wissens wird es sein, dafür zu sorgen, daß sie von der lernbegierigsten Nation der Erde nicht am Ende noch überflügelt werden, daß insbesondere der gemeinschaftliche Boden, das Zusammenwirken zwischen der Gelehrtenrepublik und der realen Politik mit ihren besonderen Kulturaufgaben nicht verloren geht.

In ihrer Einladung an den deutschen Botschafter vom 3. Juli 1899 sagt die Universität von Chicago: die Zivilisationsbestrebungen der Deutschen und Amerikaner seien im wesentlichen dieselben. „Noch mehr ziemt es sich für die amerikanischen Universitäten, das herzliche Einvernehmen zwischen den Deutschen und Amerikanern zu fördern, weil beide Nationen in so enger Stammverwandtschaft stehen. Dieses Verhältnis ist durch die lange unverbrüchliche Freundschaft und durch die große Anzahl loyaler amerikanischer Bürger, die Deutschland ihre Heimat nennen, befestigt worden, ebenso durch das Interesse, das die Amerikaner der Einigung Deutschlands und seinem glänzenden Erfolge, sich als Weltmacht geltend zu machen, entgegenbrachten."

Und Professor Lawrence Laughlin in seiner Rede: „Stärker als geschriebene Verträge, tiefer als die Wünsche selbstsüchtiger Männer, sind diese Elemente des Geistes- und Seelenlebens, in welchen die höchsten Typen der Menschen beider Länder verbunden sind, und die uns mit Banden verknüpfen, welche Feuer und Schwert nicht zerstören können."

Einst pflegte man den Deutschen in Amerika entgegenzurufen: „Wir kennen eure Flagge nicht; wohl sehen wir eine

Hamburgische Flagge, die von Bremen, Preußen, von Oldenburg, aber eure deutsche niemals; wir sehen keine deutschen Gesandtschaften, keine deutschen Konsulate, begrüßen keine deutschen Kriegsschiffe." Seit jener Zeit sind nur wenige Jahrzehnte vergangen; diese Jahrzehnte aber sind es gerade, welche in deutscher Entwicklungsgeschichte am raschesten, geradezu im Sturme gearbeitet haben. — Da und dort ist deutsche Einheit und Größe mit recht sauersüßer Miene begrüßt worden; ehrliche Freude aber sprach aus den Worten der amerikanischen Regierung sowohl wie aus den Reden der bedeutenden Männer. Man liebt dort zähe, aufs Ziel unverrückt hinstrebende Arbeit, man liebt den Erfolg. Das amerikanische Volk erhielt einen neuen Begriff von der Würde der deutschen Nation und erneutes Interesse an deren Geschichte. Achtung vor den Geistesprodukten hatte man längst trotz der seitherigen politischen Bedeutungslosigkeit. Nun war auch das gehoben und die Amerikaner freuten sich der leitenden Stellung, in die sie einen alten Bekannten rücken sahen.

Von guter Vorbedeutung war es gewesen, daß im Bürgerkrieg die Sympathien der Deutschen ausschließlich dem für die Union und für Sklavenbefreiung kämpfenden Norden gehörten, daß die Deutschamerikaner, an deren Erziehung Amerika so viel getan, nunmehr dankbar zurückgaben. Auch bei der Stellungnahme im Burenkrieg klang manches zusammen. Im spanischen Krieg aber gaben Presse und öffentliche Meinung in Deutschland durch vielfaches Eintreten für Spanien den Amerikanern Anlaß zu leidenschaftlichen Kundgebungen gegen den alten Freund. Niemals ist auf deutschem Boden so viel krasse Unwissenheit, so viel leichtfertiges Urteilen, so viel Verkennen jugendlicher Kraftentfaltung gegenüber greisenhafter Unfähigkeit zu Tag getreten.

Das Verhalten in diesen spanischen Dingen ist es wohl gewesen, was der gelben Presse Amerikas auch in den nächstfolgenden Jahren Gelegenheit gegeben hat, gegen Deutschland Stimmung zu machen. Manche Anstrengungen hat es gekostet hüben und drüben, um falsche Voraussetzungen zu korrigieren, um Anzeichen alter Freundschaft und Hochachtung aufs neue zu entdecken. Es ist kein Zweifel, die Beziehungen zwischen beiden Völkern gewinnen täglich an Wärme und Aufrichtigkeit, ja, es scheint der Zeitpunkt nicht mehr ferne zu sein,

wo Freundschaft zwischen ihnen als etwas Selbstverständliches erscheint.

Für alle Zeiten mag Fürst Bismarck recht haben, der am 8. Juli 1890 in Friedrichsruh zu den Besuchern aus New York so sprach: „Deutschland und Amerika gehören zu den Staaten, die so glücklich sind, nicht nötig zu haben, sich in ihren gegenseitigen Beziehungen um etwas zu beneiden. Ein freundschaftliches Verhältnis ist natürlich, schon wegen der alten Stammesverwandtschaft mit den Angelsachsen und wegen der noch engeren mit dem neudeutschen Stamm. — — Wir werden, so Gott will, mit Amerika nie Streit haben.“ — — „Ich habe das Vertrauen, daß nichts das gute Einvernehmen zwischen Deutschland und Amerika stören kann.“

Schwer wird es dem Deutschen, die Leidenschaftlichkeit und das Gleichartige im Wesen des Patriotismus der Amerikaner zu fassen und diesen Erscheinungen den richtigen Platz anzuweisen. — Zweifellos hat sich mit dem Sauerteig, der von Neuengland aus alle anderen Staaten durchdrang, auch der mit alttestamentlicher Zähigkeit festgehaltene Glaube verbreitet, daß die Amerikawohner das auserwählte Volk seien, daß nichts auf der Erde ihrer zugreifenden Energie unerreichbar bleibe, daß sie die mit ihrem Boden verknüpfte Bestimmung haben, das erste Land, das erste Volk der Erde zu werden.

Der Patriotismus fällt hier mit der Eigenart des amerikanischen Idealismus zusammen, der seine Spitze hat in dem freudigen, mit innigster Überzeugungstreue verbundenen Glauben an die große Zukunft Amerikas, an seine überragende Bedeutung, an seine Vorbildlichkeit für das gesamte Menschentum. Was bei anderen Nationen als ein Wünschen, Ahnen, als eine Wahrscheinlichkeit für die Zukunft sich darstellt, als ein Mögliches, das steht beim Amerikaner mit freudigem, unumstößlichem Glauben fest als ein Sicheres, dem Land und Volk nicht ausweichen können.

So weit geht die Nachwirkung des von den Vätern Ererbten. Ein Anderes hat die Art des Bodens in Phantasie und Vorstellungswelt verpflanzt. Der ins Riesenhafte wachsende Maßstab des in herrenloser Schönheit vor den Augen sich dehnenden Landes hat von vornherein das Großzügige in das Wesen und in den Patriotismus gebracht. Kein Weltreich hat jemals solche Weitung seiner Grenzen besessen unter den klima-

tisch am günstigsten gelegenen Himmelsstrichen von einem großen Ozean zum anderen. Und immer neue Schönheiten seines Gliederbaus weiß dieser Boden zu enthüllen, immer neue Schätze bietet er mit offener Hand. Nach jeder Richtung hin zeigt er eine Unerschöpflichkeit wie kein anderer.

Zurückblickend sehen die Geschlechter von heute, wie die Väter sich diesen Boden erschlossen und gewonnen haben, wie sie leuchtenden Auges auf dem Kamm der Hügel des Landes und der hohen Gebirge standen, über das Gipfelmeer der Wälder und über endlose Flächen hinblickend ohne den mindesten Zweifel darüber, daß das alles ihnen gehöre, daß es ihrer Tatkraft gelingen werde, es für Kinder und Kindeskinder zu eignen.

Kein Wunder, wenn bei solcher Schau in Vergangenheit und Zukunft, bei solcher Schau über alle Herrlichkeiten hin die Vaterlandsliebe der Amerikaner als eine so heiße, so leidenschaftliche, mit so sicherem Glauben verbundene erscheint, daß sie anderwärts nur schwer begriffen wird.

Noch ein Großes tritt an ihr zu Tage: sie ist gleichmäßig durch alle Landstriche, durch alle Volksschichten verbreitet als gemeinsame Freude am Vaterland, unabgeschwächt durch Verschiedenheit des Herkommens und Stammes, durch sonstige in der Entwicklungsgeschichte anderer Völker liegende Eifersüchteleien.

So erscheint die Nation, deren Bestandteile auf die verschiedensten Ursprungsländer zurückgehen, welche im endlosen Raum sich zu verlieren scheint, als die innerlich geschlossenste. Das Glück, Amerikaner zu sein, das Bewußtsein, damit der glorreichsten Vergangenheit, der glänzendsten Zukunft, dem unerschöpflichsten Lande anzugehören, knüpft ein unzerreißbares Band. —

„Das Alphabet und die Buchdruckerpresse ausgenommen," meint Macaulay, „haben diejenigen Erfindungen, welche die Entfernungen verkürzen, unter allen Erfindungen das meiste zur Zivilisation des menschlichen Geschlechts beigetragen." Erst die Eisenbahnen haben die auf weitem Raum zerstreuten Menschenkinder geistig sich so nahe gebracht, daß sie im stande waren, unter einer und derselben Verfassung einen einheitlichen Staatskörper von Ozean zu Ozean zu bilden, das Gefühl der Mitgliedschaft an einem großen Gemeinwesen in jedem Einzelnen lebendig zu machen, täglich zur Anschauung zu bringen. So ist das Volk der Vereinigten Staaten in seiner Grundsuppe

schon jetzt zu einer Einheit zusammengewachsen seit jenem 4. Juli 1776, da es sprach: „Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, beschließen und verfügen —"; und es ist auf dem Wege, sich zu einer noch umfassenderen Einheit zusammenzuschließen.

Einst hat man auch in Deutschland von der die Getrennten nahe bringenden Macht der Eisenbahnen Großes erwartet, als man die Aktien zu den ersten Gehversuchen des Dampfes ausbot.

Die Papiere, ausgeboten,
Steigen, sinken, o Gemeinheit
Mir sind die Papiere Noten,
Ausgestellt auf Deutschlands Einheit.
(Karl Beck.)

Geistige Verwandtschaft, Gedankenaustausch unter seither Getrennten ist damit mächtig gefördert worden; aus lokal begrenzten Vereinen sind allumfassende hervorgegangen und der deutsche Gedanke kam ins Wandern und Erobern. Ohne daß es nach dem alten Rezept ging, nach welchem geschichtlich Eingewurzeltes umzustoßen, Großes durch Zerstücken der allgemeinen Kleinheit gleichzumachen war, ist das Deutsche Reich entstanden als Staat über Staaten, sich in seinen Einrichtungen an den Wunderbau anschließend, den zum Heil Amerikas Alexander Hamilton aufgeführt.

Daher kommt es denn auch, daß der Deutsche mit seinem doppelten Patriotismus gegen das Reich und zugleich gegen den Einzelstaat sich in den durchaus verwandten politischen Einrichtungen Amerikas am leichtesten zurechtfindet und sich vielfach heimatlich angeweht fühlt.

Als Trennendes könnte sich möglicherweise die Wirtschaftspolitik dazwischenlegen. Der Schutzzoll hat von Anfang des nationalen Lebens an zu den Daseinsbedingungen der jungen Republik gehört. Ja, wenn diese im stande gewesen wäre, ihre aufkeimende Industrie durch Zölle gegen das englische Monopol zu schützen, dann blieb dem Freiheitsgedanken der Nährboden karg zugemessen. Im Dingleytarif von 1897 sind die Schutzzöllner vollständig Sieger geblieben, und im wesentlichen gilt jener heute noch. Gewaltiger Aufschwung ist die Folge davon. Dennoch macht sich eine Bewegung geltend, welche in die nachgerade etwas ungesund werdende schutzzöllnerische Abgeschlossenheit durch Öffnung eines Fensters mehr Luft zulassen will.

Durch den Schutzzoll mag es auch geschehen sein, daß eine Erscheinung, welcher die Großzügigkeit nicht abzusprechen ist, die aber zugleich nicht wenige Schäden und Gefahren birgt, besonders gefördert wird, die Trustbildung, das Zusammenlegen von Gruppen aus einer und derselben wirtschaftlichen Sphäre in übermächtige, weithin herrschende Reiche. Auf diesem Gebiet sind Dimensionen erreicht worden, welche eine künstlich geschaffene Zerlegung nicht wohl als möglich erscheinen lassen, vielmehr der weiteren Entwicklung ein natürliches Zerstückeln zuschieben müssen.

Manche parallele Züge im Wirtschaftsleben der Deutschen und Amerikaner lassen sich herausfinden. Energie, Unternehmungslust, hohe Bildungsstufe, Pflege der Wissenschaftlichkeit, unbewußt wirkender Idealismus haben die Grundlagen zu stetig aufwärts führendem Wohlstand abgegeben. Unerschöpflichkeit des Bodens an Kohlen, Eisen, Öl kommt bei den Amerikanern noch dazu. Fast könnte man annehmen, Amerika wäre sich damit selbst genug. Und dennoch ist es einer der besten Kunden Deutschlands. Die Volkszahl spricht dabei mächtig mit. Wenn von Rußland abgesehen wird, dessen Volk ganz andere Bedürfnisse hat als das deutsche, so stellen die Vereinigten Staaten und Deutsches Reich heute die zwei volkreichsten Nationen dar, die eben deshalb die größte Menge von Erzeugnissen einzuschlucken im stande sind. Die beiden großartigsten Käufer und Verkäufer sind aufeinander wirtschaftlich angewiesen; das Wohlergehen des einen bedingt wesentlich auch die Wohlfahrt des anderen.

Mit dem sichtbaren, ja greifbaren Aufschwung beider Länder wächst zugleich in Deutschland und in Amerika das Gefühl von Zuversicht und Selbstvertrauen. Namentlich in Deutschland, wo man lange genug gerade diese Tugenden entbehrte. In diesem Sinn kann man in der Tat sagen: Deutschland amerikanisiert sich. Umgekehrt nehmen die Amerikaner durch die wachsende Wertschätzung deutschen Geisteslebens und deutscher Art manches in sich auf, so daß zuweilen das Wort gerechtfertigt erscheint: Amerika germanisiert sich.

Trotz meiner kurzen Anwesenheit in Amerika hat es sich doch glücklich für mich gefügt, daß ich manchen Blick in häusliches

Leben und öffentliches Treiben dadurch tun konnte, daß ich in manche Kreise Zutritt erhielt, die anderen lange Zeit verschlossen bleiben, daß ich vertrauten Gedankenaustausch zu pflegen vermochte mit solchen sowohl, die sich aus altem angloamerikaner Stamm herschreiben, als mit eingelebten Deutschamerikanern. Meine Eigenschaft als Gast, als Vertreter und Sendbote half hier fördernd mit, ließ vielleicht manches auch in zu hellem Sonnenlicht erscheinen. Vieles, das von anderen beobachtet und veröffentlicht worden ist, habe ich bestätigt gefunden, zuweilen ließ sich durch Vergleichung auch einzelnes ergänzen. Auf dieselben Probleme im Völkerleben stößt hier der Beobachter wie in der deutschen Welt; sie auf eigene Weise zu lösen, ist von je Aufgabe besonderer Zeitabschnitte und Volksbeanlagungen gewesen; die Lösung deshalb zu verurteilen, weil sie eben anders und eigenartig ist, würde Sache des Schnellkritikers sein. —

Beutegier ist es gewesen, was zunächst abenteuernde Unternehmer über das Weltmeer hinübergeführt hat in die Neue Welt; Beutegier bei den meisten zugleich geeint mit dem Wunsch, möglichst rasch, güterbeladen, nach Europa in die alte Heimat zurückzukehren. Der leichte Gewinn hat denn auch zur Wirkung gehabt, Spanien auf kurze Zeit zu einem Weltreich voll Glanz und Reichtum zu erheben. Anderes enthüllte sich den Augen der Heimatsucher, die von der Küste Neuenglands und Virginiens nach dem Westen zogen; ein weites Gebiet voller Schätze, die dem in den Schoß fallen mußten, der Arbeit daran rückte, sie zu erwerben. — Dort nur Goldgier, mit der Sucht, als Reicher heimzukehren; hier Landhunger, mit dem Ziel, auf der köstlichen Scholle eine Heimat zu gründen, durch Arbeit ihre Schätze zu heben und voll naiver Lust alles sein eigen zu nennen.

Vom ersten Tag an, da diese kecken Pioniere ihren Spaten in den Boden stießen, Halme sprossen machten und zugleich den Klang edler Metalle vernahmen, von Eisen und Kohlen hörten, beginnt die Aufschließung dieses Heimatbodens als eine Art fortgesetzter trotziger Eroberung. Jeder will den Nachbar an wirtschaftlicher Betätigung, aber auch an wirtschaftlichen Erfolgen übertreffen. Der einzige Maßstab, den es für den gegenseitigen Respekt gibt, ist der Erfolg der Arbeit.

Dazu kommt noch ein anderes. Alle diese Pioniere bekennen sich zum Puritanismus, der einerseits unbeschränkte Freiheit des

Denkens und Handelns als unveräußerliches Erbteil für seine Kinder beansprucht, anderseits aber nicht die Sündhaftigkeit des Mammons verkündigt, die Tugend der Armut preist; nein, der bürgerlichen Fleiß und angestrengte Tätigkeit mit weltlichem Gedeihen wohl vereinbar hält. Ja, der Wohlstand wird für eine notwendige Grundlage eines freien und mannhaften Volkes gehalten. „Für einen leeren Sack ist es schwer aufrecht stehen;" mit diesen Worten meint Benjamin Franklin wohl, daß eine gewisse Höhe des Wohlstandes erreicht sein müsse, um dem Mann seine Unabhängigkeit, die Freiheit seines Empfindens und Entschlusses zu sichern.

In der Vorstellungswelt des Amerikaners verbindet sich nun der Begriff des Reichtums mit dem Respekt vor der Kraft, diesen Reichtum zu sammeln. Ja, in seiner Denkweise ist die Kraft, Reichtümer zu sammeln, unendlich wichtiger als der Reichtum selbst.

Allein die Kraft darf nicht brach liegen, theoretisch bleiben, sie muß sich zeigen, praktisch betätigen. So kommen wir zu dem Vorwurf, der dem Amerikaner in hergebrachter Weise am häufigsten gemacht wird — zur Dollarjagd, zum Jagen nach Reichtum. Und zwar wird der Vorwurf gerade von denen am meisten erhoben, die von irgend einem stillen Winkel Deutschlands auf die amerikanische Rennbahn sich geschleudert sehen. Wer von Frankfurt, Berlin, Hamburg kommt, wird anders urteilen.

Ja, es ist richtig, am höchsten wird in Amerika gewertet die Aristokratie des Reichtums. Die Kraft, die Fähigkeit, Reichtum zu erwerben, ist es freilich zunächst, was den Maßstab für den Respekt gegen die überlegene Persönlichkeit liefert, aber unbewußt geht der Respekt vielfach auch über in den Respekt vor dem Reichtum an sich. — In diese Sphäre der reichen Aristokratie sich einzureihen, ist das heiße Streben der Tüchtigsten. Nach der Höhe des erworbenen Geldes wird ja die geistige Überlegenheit eingeschätzt, nach ihr auch die am meisten in die Augen springende Auszeichnung, der gesellschaftliche Vorrang.

Gerade deshalb fehlt auf der großen Rennbahn in Amerika auch nicht ein gewisser idealer Zug. Im Vollgefühl jugendlicher Kraft brennt der Amerikaner vor Begierde, etwas zu unternehmen, mit dessen Erfolgen er Großartiges, Niegesehenes ausführen könnte. Denn nicht die Lust am Geld um des Geldes

willen treibt zu gewagten Sprüngen, der niemals zu beugende Unternehmungsgeist ist es, der immer wieder reizt, es den großen Vorbildern gleich zu tun, gleich ihnen durch Gründung von Schulen, Spitälern, Kirchen, Bibliotheken glänzen zu können. So spielt die Freude an der Arbeit herein, welche schon die ersten Pioniere als wesentlichen Zug in die amerikanische Gedankenwelt eingeführt haben.

Von der Vorstellung, daß der in einer einzigen Hand vereinigte Reichtum nur ein aus der Masse des Nationalvermögens anvertrautes Stück sei, ist nirgends so viel in das öffentliche Gewissen übergegangen als in Amerika. Daraus folgen dreierlei Dinge: einmal kennt der Amerikaner, was ein echter Amerikaner ist, nicht den kleinlichen Geiz, der anderwärts gerade dem Reichtum eigen ist; zum anderen, er trägt leicht Verluste, läßt sich durch sie nicht niederdrücken; zum dritten weiß gerade die allgemeine Wohlhabenheit neben der Lernbegierde auf das Antlitz dieses Landes die angenehmsten Züge zu zeichnen.

Für materiellen Genuß sammelt der Amerikaner eigentlich nicht in erster Linie; es gilt ihm sein Reichtum mehr als Unterlage, um dem Schmuck des Lebens Eingang in seine Häuslichkeit zu verschaffen, und das gilt bis zur Arbeiterwohnung; selten läßt er eine Gelegenheit vorübergehen, ohne der Allgemeinheit ein Stück des anvertrauten Nationalreichtums zurückzugeben.

Auf einer so ungeheuren Rennbahn nach Glücksgütern aber kann es neben fleißigen und tüchtigen Strebern auch nicht an unsauberen Elementen fehlen. Unrecht und Oberflächlichkeit ohnegleichen zeigen sich aber darin, wenn solche Elemente bei Beurteilung eines großen Staatswesens vorangestellt werden.

Unsauberes arbeitet sich in der Tat da und dort an die Oberfläche, am meisten vielleicht in der inneren Verwaltung. Allein wenn auch ein Glied des Körpers leidet, braucht darum nicht der ganze Körper als krank angesehen zu werden. In einem Lande, in welchem der Privatinitiative ziemlich alles überlassen bleibt, wo es Grundsatz ist, daß die Gesamtheit nur da eingreift, wo die Kräfte des einzelnen nicht zureichen, liegt eben die Versuchung nahe, daß der einzelne Kraft und Einfluß mißbraucht. Zudem scheint es, als ob trotz der heißen Temperatur des Patriotismus doch die rechtlichen Verpflichtungen gegen Staat und Stadt vielfach nicht ernst genug genommen würden. Auch politische Traditionen nicht allzu lauterer Art mögen schuld

daran sein, daß Beleuchtungswesen, Wasserleitung, städtische Arbeiten aller Art, Lieferungen Gegenstände der Ausbeutung und des Unterschleifs werden. Wunderbar ist, daß dabei doch das Ganze gesund bleibt, daß derartige Mißstände nicht vertuscht, sondern öffentlich besprochen werden.

Der Möglichkeit von Unterschleifen und Begünstigungen, der Voraussetzung, daß all dies ernstlich doch keinen Schaden am Ganzen anzurichten vermöge, liegt wieder die Vorstellung von den unbegrenzten Mitteln, von der bodentiefen Gesundheit dieses Landes und Volkes zu Grunde.

Nichts ist schwerer, als sich über die Höhe der Sittlichkeit einer Nation ein Urteil zu bilden. Beobachtungen über Arbeiterverhältnisse mögen noch am ehesten dazu verhelfen.

Zwei Merkmale sind es, welche die amerikanische Arbeit kennzeichnen: die Intensität der Arbeit selbst und der geringe Anteil der Arbeiter an sozialdemokratischen Ideen. — Bei der ungeheuren Dehnung des der Arbeit unterliegenden Gebiets herrschte von Anfang an Arbeitermangel; er hat sich zu einem chronischen Zustand ausgebildet. Abhilfe wird gesucht in Mitarbeit von Maschinen und in der Art, wie die Arbeit getan wird. So hat sich die Energie, die Intensität der Arbeit eingebürgert.

Arbeiterschaft und Sozialismus decken sich hier nicht; einfach deshalb nicht, weil der amerikanische Arbeiter weniger zum Herdengedanken als zur Individualität neigt; er stellt also eine ganz besondere Gattung von Arbeiter vor. Sein Selbstbewußtsein verleiht ihm als einer Persönlichkeit mehr Rückhalt. Zudem sieht er die allgemeine Arbeitspflicht auch unter den Reichen; Hunderte von Studenten aus den besten Familien sieht er zum Beispiel während der Ferien den Schulmeister, den Kellner machen, auch den Farmarbeiter. Er kann aus tausend täglichen Merkmalen abnehmen, wie es eben nur die Arbeit ist, die adelt und vorwärts bringt. Er ist nicht vergrämt und staatsfeindlich, nein, zufrieden und von demselben Patriotismus erfüllt, der die Eigenart jedes Amerikaners ist. Zahlreiche industrielle Unternehmungen sichern aus eigenen Mitteln ihre Beamten und Arbeiter durch Versicherung bei Alter und Invalidität.

Ausschlaggebend wirkt aber neben dem allem der hohe Verdienst des Arbeiters und die Art und Weise, wie er den Über-

schuß seines Lohnes anwendet. Denn Überschuß hat er, muß er haben.

Sein Lohn erreicht im allgemeinen die doppelte Höhe von dem in Deutschland üblichen, manchmal noch mehr. Nun verursachen all die täglich notwendigen Lebensmittel und die Kleidung in Amerika keine höheren Ausgaben als in Deutschland. Folglich muß er Überschuß haben. Der deutsche Arbeiter kann auch Überschuß erzielen, wenn er will; er weiß zumeist auch ganz genau, was er mit dem Überschuß anfängt, er vertrinkt ihn. Anders der Amerikaner; er gibt viel mehr für seine Wohnung aus, er liebt eine solche geräumig und bequem, für ihre Ausschmückung ist ihm nichts zu viel. Er trinkt viel mehr Tee als der deutsche Arbeiter, der fast nur alkoholhaltige Getränke kennt; dafür gestattet sich der amerikanische Arbeiter eine Aufbesserung beim Essen; Braten, Pastete, Pudding, etwas Dessert sind nichts Seltenes bei ihm; seine Frau kann eben auch kochen. Auch in der Kleidung geht er um einen Grad höher, so daß er mit seiner Familie mehr einen selbständigen Kleinbürger vorstellt.

Dadurch, daß manche Unternehmer es verstehen, den Arbeiter am Erfolg der Arbeit teilnehmen zu lassen, erbreitern sie die Grundlage für die materielle Existenz des Arbeiters. Aber das Wesentliche fließt doch aus den Ersparnissen, welche die Mäßigkeit im Trinken gewährt, und aus der behaglichen Häuslichkeit, die ihrerseits wieder einen ansehnlichen Teil der Ersparnisse verschlingt, aber doch am meisten dazu beiträgt, den Arbeiter mit seinem Los zu versöhnen und ihm das Leben lebenswert erscheinen zu lassen, gerade so wie es ist.

Mäßigkeit im Trinken alkoholischer Flüssigkeiten, Nüchternheit beginnt sich zu einem allgemeinen Zug im Wesen des amerikanischen Volkes herauszuarbeiten und tritt außerhalb der bevorzugten Kreise am deutlichsten und wohltuendsten entgegen bei Arbeitern und Studenten, bei Festlichkeiten aller Art, bei ländlichen Ausflügen und Gelagen, in der Häuslichkeit beim täglichen Brauch sowohl als auch bei festlicher Stimmung. Und das ist ein Kapitel, aus welchem das deutsche Volk am meisten lernen kann.

Ja, es scheint, als wolle sich vollständige Enthaltsamkeit von geistigen Getränken oder doch deren Verbrauch in geradezu homöopathischen Dosen zu einem besonderen Merkmal der oberen

Volksschichten herausgestalten. Bei weitem mehr als bei der Hälfte des aufwachsenden Geschlechts und bei den Frauen habe ich das gefunden. Die arbeitenden Klassen wären es dann noch allein, die in mäßig begrenzter, aber immerhin doch ins Gewicht fallender Menge geistige Getränke verbrauchen würden.

Die durchschnittlich herrschende Nüchternheit wird noch weiter gefördert durch die ziemlich hohen Preise der Getränke und durch die kolossale Besteuerung von Schankwirtschaften, während die Errichtung von Speiseanstalten, in denen es außer Tee, Kaffee, Limonade nur Eiswasser gibt, begünstigt wird. In den Armenvierteln der großen Seestädte freilich, wo die eben ans Land gesetzten Einwanderer sich drängen, soll es eine Menge Kneipen, eine Masse von Elend und Trunkenheit geben.

„Was soll aus der Welt denn noch werden, wenn keiner mehr trinken will?" fragt das deutsche Lied. — „Ich vermag eine gute Holzhauerarbeit zu beurteilen, aber solch eine Leistung hatte ich noch nie gesehen, nur möglich durch eine eiserne alkoholfreie Muskelkraft," — urteilte ein ausgezeichneter deutscher Forstmann und Jäger, als er auf einer Jagd, um zur Beute zu gelangen, einen riesigen Ahorn innerhalb 20 Minuten zu Boden gestreckt sah, zu dessen Fällen er nach deutscher Leistung einen Verzug von Stunden sich ausgerechnet hatte.

Es ist denkbar, daß Deutschland einstmals überrascht wird durch die von Amerika ausgeführte Leistung, die nur dadurch ermöglicht wird, daß Köpfe und Arme einen Kraftzuschuß erhalten durch selbstverständliche, zur Gewohnheit gewordene Mäßigkeit.

Weit dehnt sich, wie ein riesiger Exerzierplatz, die Rasenfläche, auf welcher der Spielklub seinen muskelstärkenden Sport betreibt. Ein großartiges Klubgebäude, das all den jungen Leuten Erholung bietet, liegt in der Mitte. Geistige Getränke aber dürfen nicht verabreicht werden. Das ist etwas wert; viel wertvoller aber ist, daß sie von niemand vermißt werden. — Außerordentlich wohltuend wirkt es, wenn an besuchten Ausflugsorten, besucht von Angehörigen der Kleinbürger- und Arbeiterkreise, alles höchst vergnügt durcheinander schwirrt und flutet, wenn diese einfach gekleideten Männer ritterlich mit den Frauen und Mädchen verkehren, wenn trotz ausgelassenster Lustigkeit kein einziger im Trinken über die Schnur haut. Alles

[illegible] hat er, muß [illegible]

[illegible] Höhe von [illegible] mehr. Nun ver- [illegible] und die Klei- [illegible] in Deutschland. [illegible] Arbeiter kann [illegible] weiß zumeist auch [illegible], er vertrinkt [illegible] mehr für seine [illegible] und bequem, für [illegible] Er trinkt viel mehr [illegible] alkoholhaltige Ge- [illegible] amerikanische Arbeiter eine [illegible], Pudding, etwas [illegible] Frau kann eben auch [illegible] einen Grad höher, [illegible] einen selbständigen Klein- [illegible]

[illegible] es verstehen, den Ar- [illegible] zu lassen, erbreitern sie [illegible] des Arbeiters. Aber [illegible] den Ersparnissen, welche die [illegible] der behaglichen Häus- [illegible] einen ansehnlichen Teil der Er- [illegible] meisten dazu beiträgt, den [illegible] und ihm das Leben [illegible] gerade so wie es ist.

[illegible] alkoholischer Flüssigkeiten, Rück- [illegible] zu einem allgemeinen Zug im Wesen [illegible] herauszuarbeiten und tritt außerhalb [illegible] am deutlichsten und wohltuendsten ent- [illegible] und Studenten, bei Festlichkeiten aller Art, [illegible] und Gelagen, in der Häuslichkeit beim [illegible] als auch bei festlicher Stimmung. Und [illegible] aus welchem das deutsche Volk am meisten [illegible]

[illegible] als wolle sich vollständige Enthaltsamkeit von [illegible] oder doch deren Verbrauch in gerade [illegible] zu einem besonderen Merkmal de[illegible]

Volksschichten herausgestalten. Bei weitem mehr als bei der Hälfte des aufwachsenden Geschlechts und bei den Frauen habe ich das gefunden. Die arbeitenden Klassen wären es dann noch allein, die in mäßig begrenzter, aber immerhin doch ins Gewicht fallender Menge geistige Getränke verbrauchen würden.

Die durchschnittlich herrschende Nüchternheit wird noch weiter gefördert durch die ziemlich hohen Preise der Getränke und durch die kolossale Besteuerung von Schankwirtschaften, während die Errichtung von Speiseanstalten, in denen es außer Tee, Kaffee, Limonade nur Eiswasser gibt, begünstigt wird. In den Armenvierteln der großen Seestädte freilich, wo die eben ans Land gesetzten Einwanderer sich drängen, soll es eine Menge Kneipen, eine Masse von Elend und Trunkenheit geben.

„Was soll aus der Welt denn noch werden, wenn immer mehr trinken will?" fragt das [illegible] — [illegible] eine gute Holzhauerarbeit zu beurteilen, [illegible] hatte ich noch nie gesehen, nur [illegible] koholfreie Muskelkraft," — urteilte [illegible] Forstmann und Jäger, als er [illegible] zu gelangen, einen riesigen [illegible] Boden gestreckt sah, zu dessen [illegible] einen Verzug von Stunden [illegible]

Es ist denkbar, daß [illegible] durch die von Amerika [illegible] ermöglicht wird, daß [illegible] erhalten durch [illegible] Mäßigkeit.

Weit dehnt sich, wo [illegible] fläche, auf welcher [illegible] betreibt. Ein [illegible] Leuten Erholung [illegible] aber dürfen nicht [illegible] wertvoller aber ist, [illegible] Außerordentlich [illegible] flugsorten, [illegible] beiterkreise, [illegible] flutet, wenn [illegible] den Frauen [illegible] Lustigk[illegible]

ist gleich weit entfernt von Frivolität wie von Prüderie, von nichts so weit, als von jedem Anklang an Roheit.

Damit hängt wohl zusammen, was andere längst vor mir beobachtet haben, daß man nie ein häßliches Wort über Frauen zu hören bekommt, über keine Klasse weiblicher Wesen; daß Zoten verpönt sind. Auch auf der Bühne fehlen schmutzige Zweideutigkeiten, wie anstößige Bilder in den Auslagen der Schaufenster. —

Nach den ersten Überraschungen auf dem Boden der Neuen Welt, wenn der Beobachtungssinn sich geschärft hat, wird man gewahr, daß man sich wirklich, nicht bloß der herkömmlichen Bezeichnung nach, in einer Welt befindet, über welche mit verschwenderischer Hand Güter und Vorteile ausgestreut sind; eine Welt für sich, die keinen äußeren Feind zu fürchten, die aus kleinen Anfängen sich zu Großem emporgearbeitet hat und jetzt einen gewissen Vorrang als selbstverständlich in Anspruch nimmt; eine Welt, in der man nicht, über die Gegenwart klagend, wehmütig in die Vergangenheit blickt; nein, in der das ganze Volk, in eine einzige Kolonne vereint, vorwärts stürmt einer großen Zukunft entgegen; eine Welt, in der jeder mit ruhiger Sicherheit seinen Weg geht, in der keine denkbare Art von ehrlicher Arbeit erniedrigt, weil sie, als eine zufällige augenblickliche Rolle, auch mit jeder anderen Art von Arbeit vertauscht werden kann.

In dieser Welt ist ein Volk großgezogen worden, das als besonders aufgeweckt und temperamentvoll in die Augen fällt, ein Volk von unbedingtem Glauben an die eigene Kraft, das wie kein anderes Volk der Erde die in der Luft liegenden Ideen gleichsam vom Himmel herunterzuholen und sich zu eigen zu machen versteht, mit einer Energie der Initiative, die sich sonst nirgends mehr findet, ein Volk, das aus all diesen Eigenschaften seine besondere Art von Idealismus, von geistigem und religiösem Leben sich formt.

Als Gesundheitsbürgschaft, als Heilmittel gegen zweifellose Schäden, die sich neben allen Vorzügen eingeschlichen haben, mag der durch alle Volksschichten, durch alle Lebensalter gleichmäßig seine Wirkungen äußernde Betrieb des Sports gelten. Der Sport mit seinen festen, peinlich aufrecht gehaltenen Gesetzen ist es wesentlich, der Unterordnung lehrt, strenge Zucht übt und den Wert der Disziplin vor Augen führt. Zu-

gleich aber wirkt das Zusammenspiel für alle Unterschiede in der Lebensstellung einebnend; jedem einzelnen ist es ja möglich, sich hervorzutun, Anmaßung und Aufgeblasenheit an den Pranger zu stellen.

Vom Knaben an lernt der Amerikaner die scharfe Konkurrenz der Öffentlichkeit lieben; denn auch sein ganzer Sport erhält sich als ins Herz geschlossen nur dadurch, daß er einen öffentlichen Wettkampf darstellt, der Kräfte und Leidenschaften weckt und stählt und bis zur höchsten Leistungsfähigkeit steigert. Ob nun das Spiel Schlagball, Baseball, Fußball heißt, oder in Rudern und Ringen, Lawn Tennis oder Rennen besteht, gleichgültig, seine Bedeutung und seine Gesetze durchdringen vollständig die Mitspieler sowohl wie die Zuschauer.

Wenn etwas trotz dieser Verwischung sozialer Unterschiede durch gleichmachende Arbeit und Sport sich heraushebt aus der eigentümlichen Schichtung der gesamten Volksgesellschaft, so ist es der Einfluß der geistig im Vordertreffen Stehenden und Führenden.

Es ist ja richtig, die Eigentümlichkeiten der amerikanischen Volksseele verhindern nicht das Verurteilen und Herabreißen des eben noch auf den Schild Erhobenen. Allein gerade in der Gegenwart sprechen Anzeichen dafür, daß sich eine Art von führender Aristokratie herausbildet, in der sich, um den amerikanischen Ansprüchen zu genügen, gar manches vereinigen muß. — Geburt? Ja, hohe Geburt, das heißt Familientradition, ist recht fördernd. Und dazu kommt der Einfluß, der von einer auf breitester Grundlage aufgebauten wirtschaftlichen Unabhängigkeit ausgeht. Also: Geburt und Reichtum. In erster Linie aber steht heute doch das Wissen. Die geistige Überlegenheit ist es, die heute emporhebt, das Eingeschworensein auf die Ideale, welche Kunst und Wissenschaft in die höheren Klassen der amerikanischen Welt hereingetragen haben.

Neben diesem Glauben an Überlegenheit, an führende Gewalt mag im Wesen des Amerikaners noch besonders in die Augen fallen sein Rechtssinn. Es ist schon von seiner Geduld (S. 22) die Rede gewesen, von seinem Sichfügen in Unabänderliches. Damit mag zusammenhängen sein klagloses Sichfügen in alles das, was wie Gesetz aussieht, eine Art Autoritätsglaube. Das Recht, das er für sich selbst beansprucht, gesteht er auch gern dem Nachbar zu. Am glänzendsten kommt

das zum Ausdruck und wirkt besonders wohltuend bei jedem Schritt und Tritt auf den Fremden, als Schonung des öffentlichen Eigentums, des dem allgemeinen Schutz Anvertrauten.

Der Trinkbecher am öffentlichen Brunnen, der anderwärts nach gemachtem Gebrauch roh hingeworfen und dadurch beschädigt wird, erfreut sich in Amerika der sorgfältigsten Beachtung; denn auf seine Unversehrtheit hat ja der Nächstfolgende, der trinken will, das gleiche Recht, wie der, der ihn eben benützt hat. — Nichts ist in den öffentlichen Parks beschädigt oder abgerissen, an den Bänken gebrochen oder beschmutzt; überall tritt der alle Schichten und Lebensalter durchdringende scharfe und zarte Sinn für das Recht und zugleich für gute, ritterliche Manier an den Tag.

Auf einem Versuchsfeld, wie es die Menschheit noch nicht gesehen hat, ist so ein Volk entstanden, hervorgegangen aus den unternehmungslustigsten, rüstigsten, auch unbändigsten Söhnen der Alten Welt. Seinem Überschäumen stehen als Ventil immer noch weite, ungenützte Räume zu Gebot. Wie sein innerstes Wesen sich zusammensetzt aus großen, bestimmungsreichen und aus nebensächlichen Zügen, haben wir in kurzen Umrissen gesehen; Vorzüge und Fehler sind zu Tag getreten. Denkbar ist es immerhin, daß es diesem Volk in seiner abgeschlossenen Welt mit dem wie ein weites Tor geöffneten Ventil, gelingt, die ihm anhaftenden Mängel und Gebrechen abzustreifen; daß es den Gefahren auszuweichen versteht, die ihm beispielsweise von einer höchst bedenklichen Abnahme der Vermehrungsenergie drohen; daß es sich noch weiter emporzuschwingen und mit sittlichen Idealen zu füllen vermag. Dann ersteht auf dem großen Versuchsfeld ein wirkliches Adelsgeschlecht, ein Volk von großer Architektur, emporstrebend und überragend, ein Volk, von dem als Gesamtheit man sagen könnte, was Goethe im Einzelmenschen, in Schiller, gesehen: „Das war ein rechter Mensch, und so möchte man auch sein."

Mit einer Raschheit, die man fast amerikanisch nennen könnte, haben sich die in die Höhe führenden Umwälzungen im Deutschen Reich vollzogen. Aus demokratischer Schule ist ein Volk hervorgegangen, dessen Unternehmungslust und Tatkraft, dessen wachsender Wohlstand, dessen eigentümliche Schichtung einen vollständigen Gegensatz bilden zu den Verhältnissen von ehemals. Verschwunden ist die stille Kleinwelt: das Deutsche

Reich nimmt es als Industriestaat mit jedem anderen in der Welt auf; das Geistesleben blüht und hat sich mit glückhafter Raschheit des Umdenkens zu einem beachtenswerten Teil in den Dienst des Erwerbs gestellt; als Seefahrernation tragen die Deutschen vielfach den Sieg davon. Aber auch an Gesundheitsschädigungen hat es nicht gefehlt, deren erste Anzeichen in der Hastigkeit übersehen worden sind.

Wie in Amerika gilt es auch in Deutschland, die einfachen großen Gedanken, die als Leitsterne dienen, die Grundlagen öffentlicher Moral in all dem Gewirre des Völkerlebens, in dem Brausen der aufeinander platzenden Gegensätze festzuhalten, oder ihnen, wo sie verloren gegangen sind, wieder zu ihrem Recht zu verhelfen. — Ja, wenn sie in solcher Weise an der Selbstvervollkommnung arbeiten, dann eignen sich die beiden großen Jugendvölker zu Gefährten, die Hand in Hand nach dem großen Ziele für die Menschheit weiterschreiten, nach der Aufrichtung eines Weltreichs, das den Weltfrieden als eine reife Frucht dem Menschengeschlecht zu bieten vermag.

IV. Weitere Eindrücke und Heimkehr

Es ist in der Tat zur Abwechslung auch ganz angenehm, in einem Saale zu weilen, an einer Tafel zu sitzen, ohne daß ein Augenblick kommt, wo du nicht länger schweigen darfst, wo es Pflicht wird, für alle hörbar zu werden. Und hier am Niagara läßt sich ohnedies eine Stimme hören, die alles andere übertönt, ein Schauspiel enthüllt sich hier den Blicken, das jedem das Bewußtsein seiner eigenen Winzigkeit aufzwingt.

Wenn von großen Wasserfällen die Rede ist, so stellt man sich allermeist vor, daß man in tiefem Tale stehe und die Wasser aus ihrer Höhe herabstürzen sehe. Solch überwältigender Anblick kann hier nur ausnahmsweise genossen werden. In dem weitläufig gebauten Städtchen Niagarafalls mit seinen breiten Straßen, niedrigen Häusern, zahlreichen Hotels, mit seinem ganzen jahrmarktähnlichen Aussehen, in diesem Städtchen angelangt, steht man auf der Hochebene, durch die der Niagarafluß, ohne ein Tal zu bilden, die Wasser vom Eriesee nach dem

Ontariosee führt. Da kommt die breite Masse des Niagaraflusses plötzlich an den Rand einer tiefen Kluft, in die sie sich stürzen muß, den Spalt ganz ausfüllend, in welchem sich der Niagarafluß weiterdrängt dem Ontariosee zu. So steht man also zunächst oben am Rand des Plateaus, in das sich der Spalt eingegraben hat, und sieht die Wasser über die Felskante sich hinabbiegen. So mächtig das Rauschen und Donnern auch wirkt, in seiner vollständigen Großartigkeit zeigt sich hier das Schauspiel noch nicht.

Da standen wir oben an der Kante, auf der Fläche, die von der Fremdenstadt Niagarafalls bedeckt wird, nachdem wir eben, meine Frau und ich, nach Beendigung der letzten Schillerfeierlichkeiten in Akron (S. 93) dem Zug entstiegen waren. Eine höchst angenehme Fahrt hatte am Südufer des Eriesees über Buffalo nach Niagarafalls geführt, wo wir im Hotel Kaltenbach äußerst gemütliche Unterkunft und eine aus Deutschen und Amerikanern gemischte Gesellschaft fanden. Es liegt das Hotel hübsch zwischen Bäumen halb versteckt ziemlich nahe am Niagarafluß, der hier gerade anfängt, in brausende Stromschnellen überzugehen, welche seine Wassermassen pfeilschnell zu der Kante führen, über die sie sich in die Tiefe zu stürzen haben. Zugleich liegt unsere Herberge nahe der Brücke, welche hinüberführt nach der Goatsinsel, die als ein Stück des Plateaus, von dem der Strom hinabstürzt, stehen geblieben ist und den Fluß, somit auch den Fall, in zwei ungleiche Stücke zerlegt: in den kleineren amerikanischen Fall und in den größeren canadischen.

Auch hier auf der Goatsinsel, eben weil man auf dem gleichen Niveau mit dem Flusse steht, der hier erst anfängt zu stürzen, sieht man von den beiden Fällen, von dem fast geradlinigen amerikanischen, wie von dem in Hufeisenform eingeschnittenen canadischen, wenig mehr als die Kante, über welche die Wasser in dunkelgrüner Färbung sich hinabbiegen.

Und dies Hinabbiegen ist ganz wörtlich zu nehmen. Man hat gesagt, hier oben auf dem Plateau von Niagarafalls, vom Plateau der Goatsinsel, sei nicht viel von der Großartigkeit der Fälle zu sehen. Ich muß gestehen, daß gerade dies schwere Drängen und Fluten der Wasser zur Kante hin, über die sie mit Naturnotwendigkeit stürzen müssen, gerade dies Hinziehen zum Sprung mir den großartigsten Eindruck gemacht hat. So drängen sich die Wasser zum Todessprung Jahr-

tausende und Jahrtausende lang, und immer bleibt ihre Masse gleich gewaltig und überwältigend das Schauspiel, das sie ehemals dem in seiner herrenlosen Schönheit daliegenden Urwald boten und heute dem aus aller Welt zusammenströmenden Volke geben. — Ja, der Ausdruck „Hinabbiegen“ ist ganz wörtlich zu nehmen. In schwerer, scheinbar dicker Masse, den Eindruck langsamen Umbiegens machend, gehen die Wasser über die Kante und erst dann scheint eine gewaltige Schnelligkeit in den Fall der Sturzflut zu kommen. Aber hier oben sieht man ja wenig mehr als eben nur die Kante und den Anfang des Sturzes, nichts vom Zerflattern der Wasser in einem kochenden Gischt.

Um das anstaunen und den vollen Anblick der Fälle genießen zu können, gibt es zwei Wege. Entweder geht man über die Brücke, deren zierlicher Bau neben das großartige Schauspiel der Natur ein Menschenwunder stellt, hinüber aufs canadische Ufer und hält von hier Einblick; oder man schifft sich, nachdem man in den Spalt hinabgefahren, auf dem nach dem Sturz wieder beruhigten Niagarafluß auf einem kleinen Dampfer ein und bringt so weit, als es eben Wirbel und Strudel und stürzende Massen Wasserstaubes gestatten, nach der fallenden Wassermauer, ihren Fetzen und flatternden Gischtregen vor.

Auf beiden Wegen entfalten die Fälle ihr volles Bild; jetzt können wir zu der Kante emporblicken, über die sich endlosen Dranges die schweren Wasser wälzen; wir hören ihr Donnern und fühlen, wie sie mit trotziger Brutalität auf die felsigen Rippen der Mutter Erde aufstoßen.

Dem Eingreifen des Staates ist es zu danken, daß die Fälle selbst und ihre Umgebung für die Öffentlichkeit gerettet worden sind; auch die wunderbare Idylle der inmitten der Fälle gelegenen Goatsinsel mit all ihrer Baum-Ehrwürdigkeit und ihren schönen Spaziergängen. Von ihrer dem Eriesee zugekehrten Spitze sieht man die ganze breite Masse des Niagaraflusses meilenweit aufwärts, wie er in stiller, breiter Pracht daherfließt, als ahnten die Wasser noch nichts von Stürzen und Gießen, Zerfetzen und Peitschen.

Noch muß ich hier wiederholen, daß alle Einrichtungen, die zur öffentlichen Bequemlichkeit getroffen sind, sich von seiten des Publikums der größten Schonung zu erfreuen haben. Es ist, als käme nur die vornehmste Gesellschaft hierher. Nirgends ist

etwas zerbrochen oder abgeknickt. Ordentlich rührend sehen die Aufschriften auf kleinen Brettern aus: Do not harm — Verletze nicht das Buschwerk, die Bäume. Keine Bettler. Auch keine Aufdringlichkeit an einem durch den Fremdenverkehr entstandenen Platze? Doch eine einzige. Von einem Kutscher. Der Überredungsreiche gab sich erst zufrieden, als man ihm sein Verhalten als ein in diesem Lande recht seltsames verwies.

Horch! Da lärmt wunderliche Musik um die Ecke; Trommel, Trompete, Guitarre und Fiedel; dazwischen Gesang von Männlein und Weiblein. Die Heilsarmee hat an einer Ecke Posto gefaßt, weiß zu lärmen und anzuziehen. Wie seltsam und grotesk Andersdenkenden die Geschmacklosigkeiten und Gewaltsamkeiten dieser Art der Propaganda erscheinen mögen, sie haben doch unschätzbare Erfolge hinter sich. Eine große Zahl von verkommenen und verwahrlosten Menschen wußten sie einem anständigen Arbeitsleben zurückzugewinnen. Wo irgend eine Erscheinung sich zeigt so ekel, so abstoßend, so entsetzlich, daß alle anderen fliehen, der Soldat der Heilsarmee oder die Soldatin nimmt sich des Elendes an, berührt das für alle Ekelhafte.

Und diese kleine Musikantenschar der Salutisten, wie sie hier steht, singt, schreit, ihre Instrumente bearbeitet, macht den Eindruck, daß sie aus glücklichen Menschen besteht. Den Mönchen gleich haben sie alle Lust des Weltlebens wie eine hinderliche Bürde abgeworfen und schwärmen nun in Gebetsattacken, in nervenerregender Musik, in Seelenfang. Hinter dem allem aber liegt eine umfassende Kulturarbeit in Europa wie in Amerika: Rettungshäuser, Trinkerasyle, Wöchnerinnenheime, Kinderhorte. —

Was heute die Eisenbahnen sind, das bedeuteten zur ersten Kolonistenzeit in Amerika die Wasserwege. Straßen, Fuhrwerke gab es nicht; da und dort konnte man wohl reiten, aber die hauptsächlichste Fahrstraße wurde doch dargestellt durch die Wasserläufe, Seen, Flüsse, Bäche, und das Fahrzeug bestand in dem leichten Kanot, das sich über trennende Landstrecken, an Wasserfällen und Stromschnellen vorbeitragen ließ. In solchen Trageplätzen erkannten die ersten Pioniere, Franzosen und englische Ansiedler, Punkte von strategischer Bedeutung, die man in der Hand haben mußte, um der Indianer auf ihren Kriegszügen Herr zu werden. So bauten hier an dem Trageplatz um den Wasserfall herum von 1727 ab die

Franzosen ihr starkes Fort Niagara, das ein Glied bildete in der Kette von wohl 60 Schanzen und Blockhäusern, die sich von Quebec den Seen entlang zum Ohio bis zum Mississippi spannte. Am Ohio selbst lag Fort Duquesne (S. 19) und am unteren Ontario Fort Frontenac; die Tragestelle aber, die den schon zur Indianerzeit wichtigen strategischen Weg vom Lorenzstrom über den Champlain und Georgsee zum Hudsontal unterbricht, beherrschte ihr Fort Ticonderoga, das in allen Kriegen eine besonders hervorragende Rolle spielte. Die Wegnahme des französischen Forts Niagara durch die Engländer am 1. Juli 1759 bildete eine wichtige Voraussetzung für ihren Sieg bei Quebec am 13. September desselben Jahres, wo General Wolfe die Franzosen unter Montcalm schlug und damit den Grund legte zur Herrschaft des angelsächsischen Elements in ganz Nordamerika.

Heute kommt der Lage von Niagara, obwohl an der Grenzscheide zwischen der Union und dem englischen Gebiet von Canada gelegen, keine strategische Bedeutung mehr zu; denn mit sicherem Weitblick haben die Amerikaner längst die trennende Schranke der Grenze sich weggedacht.

Und doch finden sich kriegerische Erinnerungen in Niagarafalls, dieser Station am Allerweltsweg. — Wie oftmals gesagt, nimmt der Bürgerkrieg 1861 bis 1865 in der Vorstellungswelt der Amerikaner dieselbe Stelle ein, die wir Deutsche dem großen Krieg 1870 und 1871 gegen Frankreich einräumen. Rasch füllen sich die freien Plätze in Städten und Parks mit Denkmalen, die auf den Bürgerkrieg Bezug haben. Da wo in Niagarafalls sich die Straßen über einen freien Platz zum Prospektpark senken, erhebt sich eines der bescheidensten und doch sinnigsten **Kriegerdenkmale**, die ich gesehen habe, in Stein ausgeführt, oben bekrönt durch die vielleicht allzu klein geratene Figur eines Infanteristen in voller Ausrüstung.

Die Seitenwände des Denksteins sind dem Gedächtnis der Männer gewidmet: Died for their country — Gestorben fürs Vaterland. Es sind besonders bedacht das 28., 76., 151. Regiment New Yorker Volunteers (Niagarafalls liegt ja im Staate New York); 2. New York Mounted Rifles; 18., 14. Regiment der Unionsarmee; 10. Regiment New Yorker Kavallerie. Unter den Vornamen der Kämpfer sind mir manche, wie: Zebulon, Hiram, Joel, aufgefallen, die sicher auf eine Einwanderung aus

den Puritanerstaaten hindeuten. An deutschen Namen habe ich gefunden: Jakob Willich und Wüdrichs Battery.

Trefflich läßt sich träumen in den Waldschatten der Goatsinsel trotz der Angriffe ganzer Banden von Photographen, gerade gegen die anmutigsten Plätzchen gerichtet. Aber die Zeit ist gar knapp bemessen für den, der schon am 3. Juni an Bord der „Prinzessin Irene“ sein soll, um nach der alten Heimat zurückzufahren. Da stehen sie auch schon in ihren nagelneuen Zylinderhüten, die fünf Abgeordneten, die, mit Richter Lorenz Zeller an der Spitze, den Auftrag haben, uns beiden die Einladung des Schwabenvereins von New York zu überbringen und uns zu entführen.

Schon seit lange haben sich die einzelnen deutschen Landsmannschaften in New York in Volksfestvereine zusammengetan, so die Pfälzer, Badener, Hessen, Bayern, Sachsen, Thüringer. Einen der rührigsten und erfolgreichsten Vereine haben die Schwaben geschlossen unter dem Namen „Cannstatter Volksfestverein“, und sie sind es, deren entgegenkommender Güte ich eine ganze Reihe von neuen Einblicken zu verdanken habe.

Mit der Trambahn vollzieht sich die kurze Fahrt von Niagarafalls nach Buffalo außerordentlich angenehm in offenen Wagen bei herrlicher Abendluft, deren kräftiges Strömen eine widerliche Beigabe nur erhält durch den eigentümlich aromatischen Duft, der von einem gummikauenden Pärchen ausgeht. Da sitzen die verliebten Menschenkinder und blicken mit leeren dunkeln Samtaugen gleich wiederkäuenden Schafen sich an.

Rasch verging der Abend in Buffalo, wo sich unserer Gesellschaft noch einige Journalisten der Stadt anschlossen. In aller Frühe am Morgen des 27. Mai wurde der Zug nach New York bestiegen, in welchem unsere schwäbischen Freunde für alle Bequemlichkeiten gesorgt hatten, welche die abgeschlossene Bahnwohnung eines Drawing Room bieten kann. Ungefähr die Strecke von Basel nach Berlin, 800 km, ist ja zu durchlaufen, um von Buffalo, von einem der westlichsten Punkte des Staates New York, nach dem südlichsten, nach der Stadt New York, zu gelangen. Zunächst geht es rein ostwärts, dann, bei Albany in rechtem Winkel sich brechend, dem Süden zu.

Gerade diejenigen Bodenstücke durchschneidet die Bahn oder nähert sich ihnen doch, welche meine besondere Aufmerksamkeit erregen mußten, als ich nach den besten Karten und nach den

Plänen, die sich in Winsors Werk finden, meine Vorstudien zur Geschichte der amerikanischen Revolution machte. Gerade im Entscheidungsjahr 1777 spielten sich die hauptsächlichsten Ereignisse im Mohawktal und am Hudson ab.

Über die Hochfläche im Süden des Ontariosees ist die Stadt Syrakuse erreicht, ungefähr halbwegs zwischen Buffalo und Albany. Es folgt Oneida in der Nähe des Oneidasees, nur durch eine schmale Landstrecke von dem Mohawkfluß getrennt. Zur Beherrschung dieser Strecke war vor alters schon Fort Stanwix (Schuyler) errichtet worden. In ihm kommandierte Oberst Gansevoort, als vom Ontariosee her im Sommer 1777 die verbündeten Engländer und Indianer rückten, um das Fort wegzunehmen und das Tal des Mohawk zu erreichen. Der weitere Plan ging dahin, durch das Mohawktal an den Hudson zu ziehen und die Vereinigung mit dem Heere des Generals Bourgoyne durchzuführen, der von Norden, von Canada her, südwärts gegen New York marschierte. Gelang der Anschlag, so erhielt Bourgoyne einen mächtigen Zuschuß namentlich an indianischen Streitkräften, und dann gelang es ihm wohl, der Amerikaner Herr zu werden.

Im Mohawktal saßen neben Ansiedlern, die aus Neuengland stammten, seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts namentlich Pfälzer, und ihrem Fleiße war es gelungen, das schöne Tal in ein herrliches Kulturland voll kleiner Städte, Dörfer und einzelstehender Farmen zu verwandeln. Schon vor Zeiten, im Krieg gegen die Franzosen, 1757 und 1758, hatten sie sich als mannhafte Krieger gezeigt. Jetzt, seit 1775 und 1776, nach der Erklärung der Unabhängigkeit, schlossen sie sich von ganzem Herzen der Sache der Freiheit an und zogen zu Feld unter ihrem Führer Nikolaus Herckheimer, den der Staat New York zum Brigadegeneral der Miliz ernannt hatte. In 4 Bataillone geteilt marschierten 800 Mann jener pfälzischen Nachkommenschaft in den ersten Tagen des August 1777 den Engländern und Indianern entgegen, die Fort Stanwix bedrohten.

Auf schmalem Waldweg hatte sich die Schar lang auseinander gezogen, als sie sich am Morgen des 6. August bei Oriskany plötzlich von überlegenen Indianerschwärmen und englischen Truppen angegriffen sah. Herckheimer überblickte rasch die verzweifelte Lage. Auf langes Schießgefecht durfte er sich nicht einlassen. Durch Handgemenge mit dem langen Messer

mußte er sich Luft verschaffen; so geschah es, und nun vermochte Herckheimer seine Schützen vorteilhaft zu verteilen und die Feinde unter Feuer zu nehmen. Allein jetzt erhielt der tapfere Führer selbst einen Schuß, der ihm das Bein zerschmetterte. Er ließ sich, auf seinem Sattel sitzend, an einen Baum lehnen und fuhr fort, durch Zuruf und mannhaftes Ausharren die Herzen der Seinen in ihrer bitteren Not zu stärken. Salve um Salve, Schützenfeuer räumten auf in den Reihen der wilden Bestien; in wirrer Flucht stürzten gegen Abend alle von dannen; das blühende Mohawktal war gerettet.

Tränenvollen Auges aber blickten die Sieger über das Schlachtfeld: da lagen sie hingestreckt, die tapferen Knaben zusammen mit den Vätern und Großvätern; zwei Wohlleben waren geblieben, neun Schell, viele von den Familien Kast, Demuth, Heß, Baumann, Nette, Orendorf; im ganzen 200 Mann.

Nach wenigen Tagen starb auch General Herckheimer. Der Kongreß ehrte seine Taten und der Held schläft unter einem riesigen Marmorobelisk, vom Staat New York errichtet; County und Stadt Herkimer tragen seinen Namen. — „Herckheimer war es," bezeugte Washington, „der zuerst den düsteren Auftritt des Nordfeldzugs lichtete." Und Präsident Roosevelt vor kurzem: „Herckheimers (Herkimers) Kämpfe im Mohawktal bildeten den Wendepunkt im Unabhängigkeitskrieg."

Viel hat Amerika an seinen aus Deutschland kommenden Ansiedlern getan; manches konnten diese ihrem neuen Vaterland heimzahlen, nachdem deutsche Mannhaftigkeit und deutscher Freiheitsgeist durch den neuen Boden, durch neue Verhältnisse und neue Kameradschaft gestärkt und wiederbelebt aufgewacht waren. Nikolaus Herckheimer, um 1715 von deutschen Eltern im Mohawktal geboren, ist ein würdiger Vertreter des Deutschamerikanertums in seiner vollen Hingabe an das neue Vaterland.

Und jetzt tut sich das Mohawktal auf in all seiner Schöne mit seinen Städtchen und Dörfern, seinen Wiesen, Feldern und Obstgärten, von waldigen Höhen umsäumt. Etwas unterhalb der Mündung des Mohawk liegt Albany (ehemals von den Holländern angelegt als Fort Oranje), die Hauptstadt des Staates New York; schon wird sein Kapitol sichtbar. Bis hierher dringen die Wirkungen der Flut den Hudson aufwärts und führen große Schiffe mitten ins Binnenland hinein. —

Ungefähr 60 km nördlich von Albany, auf dem Schlachtfeld von Saratoga, hat General Bourgoyne am 17. Oktober 1777 die Waffen vor den Amerikanern gestreckt, nachdem durch Herckheimers Sieg, dem andere Erfolge im Hudsontal sich anschlossen, seine Lage hoffnungslos geworden war.

Gerne wäre ich nach jener denkwürdigen Scholle gepilgert, aber die Zeit drängte; ohne Aufhalten rasselte der Zug weiter auf der linken Seite des Hudson durch eine Gemäldegalerie gewaltigster Art. Am Abend geleiteten uns die Freunde in die Herberge, die sie uns in New York ausgesucht in dem glänzenden Hotel Astor auf dem Broadway in der Nähe der 46. Straße, Times Square. Über dem Eingang flatterte eine Fahne mit den württembergischen Farben, und der Besitzer, Wm. C. Muschenheim, führte uns in die zugewiesenen, mit viel Geschmack und fürstlicher Pracht ausgestatteten Räume des ersten Stockwerks. Wieder eine Heimat! Ihre vornehme Stille wirkte außerordentlich wohltuend.

Sonntag, 28. Mai. Fahrt mit den schwäbischen Freunden durch die Wunder des Zentralparks; Besuch des Grabmals von Ul. Grant. Den nächsten Tag füllten Entdeckungsreisen in der auf dem Felsengrund der Insel Manhattan sich aufbauenden Stadt. — Der Hudson ist ja wohl der einzige große, die gewaltigsten Seeschiffe weit aufwärts tragende Strom der Erde, der bis zu seiner Mündung von felsigen Höhen umgeben ist, nur ausnahmsweise kleine Strecken von Niederung zeigt. Überall treten die harten Rippen der Mutter Erde zu Tag, welchen denn auch der New Yorker wahre Ungetüme von Bauwerken auflädt. Von den felsigen Höhen des linken Ufers blickt man hinüber zu den senkrecht abstürzenden Basalthängen der „Palisaden", dazwischen der gewaltige, 2 bis 3 km breite Strom voll flutenden Lebens, rechts und links die Türme und Kuppeln, die wie riesige Zacken in das Blau des Himmels stechenden, hellfarbigen Überhäuser. Ist irgendwo ein altes Kirchlein zwischen solchen Riesen eingekeilt, so erscheint es samt seinem Turme wie ein Zwerg.

Schwer ist es, über den Verkehr etwas zu sagen; ebenso kühn und großartig erscheint er wie rücksichtslos. Zunächst wirkt sein Zusammengreifen verwirrend, und man braucht nicht nur einen einzigen Tag, um einigermaßen sich zurechtzufinden.

Der Abend sammelte wieder zum Schwabenbankett im Hotel

Astor, wo ich meinen Platz angewiesen erhielt zwischen dem Richter Lorenz Zeller und dem Chefredakteur der New Yorker Staatszeitung, G. v. Skal (S. 98). So machte mich die Gunst des Schicksals zum Nachbarn von zwei alten Bekannten. — Als ich bald nach dem Krieg zu Anfang der Siebzigerjahre Hauptmann im Grenadierregiment Königin Olga in Stuttgart war, schickte uns die Kriegsschule in Hannover eine Anzahl junger Schwaben als angehende Leutnante, darunter Lorenz Zeller. Nur wenige Jahre blieb der überall gern gesehene schlanke Offizier unser Kamerad, als ihn die freundschaftlichen Verbindungen mit einer in Stuttgart wohnenden amerikanischen Familie, der seine Frau entstammt, veranlaßten, um seinen Abschied einzukommen und seinen Wohnsitz nach New York zu verlegen. Hier studierte er Rechtswissenschaft, wurde Anwalt und ist heute einer der Richter der Stadt New York.

Der Nachbar zur Rechten aber, G. v. Skal, ist es gewesen, der mit freundlichen Worten sich meiner neuesten Schrift „Die amerikanische Revolution" unmittelbar nach ihrem Erscheinen Ende 1904 angenommen. Mit Skal verabredete ich noch einen Besuch bei Karl Schurz an einem der nächsten Tage. Schon aber war Schurz aus der Stadt abgereist nach seinem Landhaus am Lake George, wo er im September 1905 die Vorrede zum ersten Band seiner Lebenserinnerungen geschrieben hat. Wegen Zeitmangels mußte der Gang an den Georgesee unterbleiben; so habe ich ihn nicht mehr gesehen, den bedeutendsten politischen Kopf, den am glänzendsten begabten Mann, den Deutschland jemals nach Amerika gesandt hat. Ziemlich ein Jahr später, als wir zum Bankett beisammen saßen, am 14. Mai 1906, ist er gestorben.

Und nun von den beiden Nachbarn einen Blick auf die Tafel! Schon der künstlerisch aufgebaute Schmuck aus hunderten jener Rosen, American beauties genannt, gab eine Vorstellung von der verschwenderischen Pracht, mit der die Festgeber den Abend zu verschönern trachteten. Der Tischreden wurden, in wohlgeordneter Reihenfolge, nach amerikanischem Brauch gar viele gehalten; die bedeutendsten von Zeller und Skal; weitere von den Beamten des Vereins, den Herren Brändle, Häußler, Breuner, Schmalzl und anderen. Ich finde, daß amerikanisches Vorbild auch solche befähigt hat, in wohlgesetzter Rede ihre

Gedanken vorzubringen, denen sonst freie Rede durch ihren Beruf ganz fern zu liegen pflegt. Überall amerikanische, deutsche und württembergische Farben, und zu ihnen paßte manch ein treffliches Wort zum Lob der alten und der neuen Heimat, des Schwabenlandes und seines Landesherrn. —

Landpfeiler in der Höhe des Kölner Doms tragen die gewaltige Brücke, die über die Wasserstraße führt, welche New York von der auf der Insel Long Island liegenden Vorstadt Brooklyn trennt. Wir fahren in aller Frühe hinüber; denn es ist ja 30. Mai, Gräberschmückungstag, und ich hatte eine Einladung erhalten zur Enthüllung des Denkmals für General Slocum, welche durch die Anwesenheit des Präsidenten Roosevelt verherrlicht werden sollte.

Als der erste nationale Festtag gilt der 4. Juli jedes Jahrs. Es ist das schon bezeichnend genug für die besondere Art der Auffassung der Dinge durch Amerikaner. Kein Siegestag ist gewählt, kein Friedensschluß; nicht der Augenblick, da der erste Schuß für die Freiheit fiel und grollend das Volk sich erhob; kein blutiger Tag; nein, der Vorgang im Schoße des Kongresses, der mit kalt abgemessenen Worten die Freiheit schuf, dem gewalttätigen Oberherrn seine Sünden vorrechnend, mit priesterlichem Tone sein eigenes menschliches Recht wahrend, und endlich mit scharfen Worten einen festen Willen, die Unabhängigkeit, den Entschluß, auf eigenen Bahnen zu gehen, bekundend; — den Augenblick dieses Vorgangs, 4. Juli 1776, hat das nationale Gefühl sich erkoren. Denn, nachdem die große Tat der Erklärung des Volkswillens geschehen, zweifelte das Volk selbst keinen Augenblick, daß alles andere, lediglich als Beiwerk, sich von selbst ergeben werde.

Nach ähnlichem Gedankengang scheint mir auch der 30. Mai als Gräberschmückungstag gewählt zu sein. Kein Siegestag, kein Tag des Jubels nach blutigem Ringen, kein Tag des Friedensschlusses; ein neutraler Tag, möchte man sagen, an dem es keinen Sieger und keinen Besiegten gab. Es wird erzählt, die Sitte, der Gefallenen Gräber an bestimmtem Festtag gemeinschaftlich zu schmücken, sei vom Süden ausgegangen, wo in jeder weißen Familie der Tod blutige Ernte gehalten.

Heute ist der Träger des Festgedankens am 30. Mai jeglichen Jahres der Verein der Grand Army, einer der großartigsten, von den edelsten Ideen getragenen Kriegervereine.

Noch hatten die Kriegervereinigungen in Deutschland kaum nennenswerte Ausbreitung gefunden, als in Amerika schon der Gedanke zu einem nationalen Verein (Grand Army of the Republic) im Jahr 1866 Gestalt gewann.

Im Herbst 1865 ging der Bürgerkrieg, der im Jahr 1861 entbrannt war, zu Ende; Friede wurde mit den Südstaaten geschlossen, und die gewaltige Bundesarmee, die als Siegerin auf dem weitgedehnten Kriegsschauplatz stand, begann sich aufzulösen; die Freiwilligen und alle Wehrmänner, die in ihren Reihen gedient hatten, zogen der Heimat zu, dem Norden und Westen der Vereinigten Staaten. Alle ihre Erinnerungen an die blutigen Schlachten, an den Sieg der Union über die Konföderierten, an die Erhabenheit der durch die Vereinigten Staaten erfochtenen, von den Vorvätern überlieferten Ideen, all das trugen sie mit sich. Und dies Gemeinschaftliche war es, was zunächst den Anlaß gab zu dem Gedanken, alle Kriegsveteranen, die unter dem Banner der Union gekämpft, in einen großen Verein zusammenzuknüpfen.

Die Anregung ging von einem Regimentsarzt aus, dem Dr. L. F. Stephenson vom 14. Infanterieregiment des Staates Illinois. Zwecke und Ziele: Pflege patriotischen Sinnes und treuer Anhänglichkeit an Verfassung und Gesetze, gegenseitige Unterstützung und Sorge für eine würdige Ruhestätte der Toten. Heute zählt der Kriegerverein der Grand Army 270000 Mitglieder, die sich in 6045 Lokalvereine (Grand Army Posts) gliedern. Vor 9 Jahren waren es noch 420000 Mann.

Am 30. Mai aber treten alle, soviel ihrer noch übrig sind, in Reih und Glied; die Schulen feiern, ein großer Teil der Geschäfte ist geschlossen, flaggengeschmückt stehen die Häuser, und durch die Straßen wogt die Menge, um auf den Friedhöfen Soldatengräber aufzusuchen und mit Blumen zu schmücken, um sich bei den Denkmälern der Führer im großen Kriege in Parade aufzustellen.

Aber da sind wir auch schon an der Tribüne am östlichen Parkweg von Brooklyn, wo dem Programm zufolge um 10 Uhr 30 Minuten Vormittags die Enthüllung stattfinden sollte. Aufmerksamstem Entgegenkommen verdankte ich einen herrlichen Platz in der Nähe des für Roosevelt bestimmten Sitzes.

Wir sind aber sehr früh daran und müssen noch lange warten; immer weiter dehnt sich das Meer von Menschen rings-

um aus; die Bedford Avenue wird freigehalten und stopft sich allmählich voll mit Truppen: Abteilungen der Unionstruppen, der Marine; die Scharen der Veteranen; Nationalgarde, Regiment an Regiment. Noch hat die Hitzwelle, welche New York wenige Tage später plagte, die Stadt nicht erreicht, aber es steigert sich auch jetzt schon die Wärme fast unerträglich. Wie es aber scheint, hat jede Kompanie sich für einen Neger gesorgt, der mit gewaltigem Wassereimer hin und her geht, um die Durstigen zu laben. Und wie ich den geschäftigen Wasserverteiler beobachte, kommt mir ein anderes Bild in den Sinn, ein anderer heißer Tag, eine prächtige Wasserverteilerin, ein tapferes deutsches Weib. — Es war am 28. Juni 1778, als George Washington bei Monmouth mit den Engländern unter Clinton im Gefechte stand. Entsetzlich brannte die Sonne; viele stürzten auf dem Marsche tot zusammen. Da lief bei der amerikanischen Artillerie das Weib des Kanoniers Heiß, Maria Heiß, geborene Ludwig, nach ihrer Gewohnheit mit dem hölzernen Wassereimer (pitcher, auch im Deutschen „Pitsche" genannt) von einem Durstigen zum anderen, Labung zu bringen. Das resolute Weib war ein Liebling der Soldaten; von Lager zu Lager, von Gefecht zu Gefecht zog sie mit; die Kranken half sie pflegen, die Verwundeten aufsammeln und verbinden; nach ihrem Wasserkrug, von dem sie unzertrennlich war, hatte sich der Name „Molly Pitscher" gebildet. — Gut; die Batterie, bei der sich Mollys Gatte befand, fuhr auf. Molly wählte sich ihren Standort. Die Engländer griffen ihrerseits an; es ging heiß her. In der Batterie lag die Mehrzahl der Bedienungsmannschaft niedergestreckt, auch Mollys Gatte verwundet neben seiner Kanone; die Leute begannen zu wanken. Da stürzte mit fliegenden Haaren Molly herbei; rüstig hob sie den zu Boden gefallenen Wischstock empor, schwang ihn hoch in der Luft und begann das der Bedienung beraubte Geschütz zu laden und zu richten. Laut erschallte bei solchem Anblick rings der Ruf: „Ein Hurra für Moll Pitcher!" Erschöpfte und Verwundete rafften sich auf, Reservemannschaften stürzten herbei und bald feuerte die Batterie lebhafter als je zuvor.

Es wird erzählt, Washington sei auf die Szene aufmerksam geworden, sei herbeigeritten, habe Molly belobt und ihren Gatten zum Sergeanten befördert.

Aber jetzt ist's vorbei mit dem Rückwärtsschweifen der Ge-

danken. Immer näher und näher, donnernder klingen die Hurrarufe; ein Reitertrupp sprengt an mit dem Wagen, aus dem Präsident Roosevelt mit jugendlicher Leichtigkeit springt, um seinen Platz auf der Tribüne einzunehmen. Der Geistliche spricht das Weihegebet. Darauf wird das Denkmal von dem Kommissioner Kennedy der Nation und der Stadt New York zur Obhut übergeben. In diesem Augenblick hat die Enkelin des Generals Slocum, Miß Gertrud Slocum, die Schnur gezogen; die einhüllenden Flaggen mit den Sternen und Streifen sinken zurück und von tausendstimmigem Jubel begrüßt steht das Standbild des verdienten Führers im Bürgerkriege da, mit seinen feinen Linien in den wolkenlosen Frühlingshimmel gezeichnet.

Der Bürgermeister der Stadt New York, Mc Clellan (S. 97), ergriff nun das Wort, um das Denkmal zu übernehmen. Die Nationalhymne ertönte und unter riesigem Jubel erhob sich Roosevelt zu einer höchst bedeutsamen Rede, aus welcher, in den verschiedenartigsten Wendungen, immer wieder das Recht des durch seine Zwecke geheiligten Krieges für Freiheit und Wohlfahrt der Nation durchklang. „Es hat noch nie ein Volk, das der Erhaltung wert war, existiert oder wird je existieren, das nicht im stande gewesen wäre, in Zeiten der Not das Schwert zu erheben!“ Hauptsache aber sei es für jede mächtige Nation, im Geiste der Gerechtigkeit und Großmut gegen alle anderen Völker zu handeln. Aus beleidigenden Reden könne nichts Gutes kommen, das möge die Presse bedenken. Wenn eine Nation reich, unternehmungslustig und rasch zugreifend sei, so dürfe sie dabei nur noch als wehrlos erscheinen, um alle Vorbedingungen für ihren Untergang geschaffen zu haben.

Nunmehr konnte die Parade beginnen; die Tambours schlugen ein, Musiken ließen sich hören. Voraus zogen reguläre Truppen von der Vereinigten Staaten-Armee und von der Flotte; sie machten einen vortrefflichen Eindruck; durch Bespannung und Ausrüstung zog namentlich die Batterie die Augen auf sich. Teils in Feld-, teils in Paradeuniform zogen vier Milizregimenter vorbei, alle in guter Verfassung und recht stramm. Darauf folgten die eigentlichen Männer des Festes, die Veteranen mit ihren alten zerfetzten Regimentszeichen. Weitere Regimenter der Nationalgarde schlossen.

Indessen war die Mittagstunde längst vorüber; die Hitze war drückend geworden, zeigte sich aber erträglicher, als wir bei der großen Schaubudenstadt Coney Island den Meeresstrand erreicht hatten, um längere Rast zu halten. Dabei verfehlte unser Führer, Richter Zeller, nicht, uns für den folgenden Vormittag in den Gerichtssaal, Justice Court of Special Sessions, first Division, einzuladen.

Es wird ja zugestanden, daß das gesamte Gerichtsverfahren der Vereinigten Staaten einer durchgreifenden Reform bedürfe. Allein ich für meinen Teil muß gestehen, daß mir in der raschen, kurz angebundenen, freilich etwas formlosen Weise viel Sinn für wirkliches, natürliches, verständliches Recht zu liegen schien, ohne Zwang, ohne Verschnörkelung, ohne die Widernatürlichkeiten, welche anderwärts höher entwickelte Rechtsformen mit sich bringen bis zur Verdunkelung, Unverständlichmachung des Rechts selbst. Das Verhalten des Publikums, der Angeklagten, der Kläger und der Richter machte mir den allerbesten Eindruck.

Das Verfahren war schon im besten Gang, als ich in den Saal trat; von dem Vorsitzenden des aus drei Richtern im Talar bestehenden Kollegiums wurde mir ein Platz auf der Richtertribüne selbst angewiesen. Ein ziemlich großes Publikum hatte sich auf den Bänken eingefunden, aus allen möglichen Volksstämmen und Abtönungen der Hautfarben zusammengesetzt; es verhielt sich außerordentlich respektvoll und achtsam. Vor der Estrade, welche die Richterbank umgab, befanden sich Kläger, Angeklagte, so wie sie nach der langen Liste, die auflag, vorgeführt wurden; ferner Staatsanwalt, Rechtsanwälte, Dolmetscher und eine zahlreiche Schar von Polizisten.

Gerade die Figuren dieser Polizisten sind es, welche den sehnigen, schlanken amerikanischen Menschenschlag am sprechendsten vor Augen führen. Es sind entschieden schöne Leute mit offenem, kühnem, klarem Blick, kraftstrotzend. Freilich, die Auswahl der Leute zum Polizeikorps ist eine sehr sorgfältige; ein ziemlich hoher Bildungsgrad muß nachgewiesen, große Körperkraft vorgezeigt werden. Die Leute sind gut bezahlt, ich glaube bis zu 1000 Dollars jährlich, und erfreuen sich großen Respekts; sie bilden die Armee der Stadt. Nicht bloß das Vorführen und Abführen ist Sache der Polizisten im Gerichtssaal, sie dienen zugleich als Zeugen und Ankläger.

Eine lange Reihe von Fällen kam zur Aburteilung; da wurden Männer vorgeführt, die ihre Frauen mißhandelt hatten; junge Diebe; außerordentlich gesetzt aussehende Kupplerinnen; Streit zwischen Herrschaft und Dienstboten. Dann und wann erfolgte ein Freispruch; Stellung unter Polizeiaufsicht wurde verfügt; Geldstrafen, Gefängnis. Erkannte Geldstrafen müssen auf der Stelle bar bezahlt werden; zur Absitzung der Gefängnisstrafe wird ohne weiteres abgeführt. Keine Appellation. Eine ganz merkwürdige Art von Unterwürfigkeit dem Richteramt gegenüber war bei Klägern und Beklagten, wie bei Verurteilten zu bemerken; Ruhe, schweigendes Sichfügen.

So blicken im arabischen Märchen die Gläubigen zu dem Kadi auf, in den sie volles Vertrauen setzen, daß er wisse, was Rechtens sei, daß er das Unrecht herauszufinden und zu rächen vermöge. — Zuweilen entspinnt sich auch zwischen Gericht und den Vorgeführten eine Art Unterhaltung. Ob sie denn nicht besser täten, sich zu versöhnen, wurde einem Ehepaar vorgeschlagen; der Gatte war angeklagt, seine Frau roh behandelt zu haben. Richtig; Klage zurückgezogen; sie ziehen feierlich Arm in Arm ab. Eine Negerin wird vorgeführt in schönem Putz; sie zeigt auf ihrer Wange die Wunde, die der Gatte ihr geschlagen. Ob sie dem Beispiel des Paares, das eben vor den Gerichtsschranken sich versöhnt, nicht folgen wolle? Da loderten wild ihre Augen auf; nein, Strafe müsse sein!

Auf den Zuhörerbänken saß eine Reihe von jungen Negerinnen. Eine davon hätschelte und liebkoste ein kleines Negerchen im Wickelkissen, dessen dunkles Gesichtchen drollig genug in der Wolke von weißen Spitzen aussah. Ihre Nachbarin folgte gespannt der Gerichtsverhandlung. Der angeklagte Negergatte wird vorgeführt; er leugnet nicht, die Verunstaltung auf der Wange seiner Frau durch seine Roheit verschuldet zu haben. Verurteilt und ins Gefängnis abgeführt. Da springt das Negermädchen auf und, eben als der Polizist seinen Schützling zur Türe hinaus zu dem ins Gefängnis führenden Fahrstuhl schieben will, drückt sie dem Verurteilten einen schallenden Kuß auf. Und wieder lodert das Auge der Negergattin, die noch auf der für den Kläger bestimmten Bank sitzt.

Es wird fast gar nichts geschrieben; das Verfahren ist mündlich und außerordentlich rasch. In drei Stunden sind wohl vierzig Fälle erledigt worden. Richter Zeller, neben dem ich

saß, erklärte mir übrigens, daß regelmäßig in der Woche vorher jeder einzelne Fall schon untersucht und vorbereitet sei; die Polizisten seien außerordentlich gut darauf eingeübt, den Tatbestand herzustellen und Zeugen aufzutreiben. Zweckmäßigkeit und Vermeidung allzuhoher Kosten sind dabei die leitenden Gedanken.

Die Richter haben sich alle zehn Jahre einer Wiederwahl zu unterwerfen, genießen aber unter ihren Mitbürgern ein hohes Ansehen. Die Höhe ihres jährlichen Gehalts beträgt neuntausend Dollars. So weit hätte es Judge Zeller, der ehemalige Leutnant und Regimentskamerad von den Grenadieren her, kaum bringen können, wenn er Kriegsminister geworden wäre. —

Wie eine Akropolis staffeln sich die Bauwerke der Columbia-Universität im nördlichen Teile der Stadt New York auf. Weit schweifen die Blicke über die Stadt hin, über den Spiegel des Hudson und sein rechtes Ufer. — Mehr als hundert Jahre ist Columbia-Universität jünger wie Harvard. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts ist sie ins Leben gerufen worden und erhielt vom König Georg II. nebst allerlei Zuwendungen den Namen „Kings College". Während des Revolutionskrieges, da New York als Hauptquartier und Hochburg der Engländer diente, stellte die Schule ihre Lehrtätigkeit ein und gab ihre Räume zu Lazarettzwecken ab. Erst 1784 öffnete sie wieder ihre Tore und empfing den Namen „Columbia College".

Jung ist vergleichsweise die Organisation der Anstalt als wirkliche Universität. Sie begann zunächst mit einer Platzveränderung. Das alte College lag zwischen 49. und 50. Straße an der Madison Avenue. Es sei hier bemerkt, daß die „Avenues" von Norden nach Süden gehen und senkrecht geschnitten werden von den „Straßen"; eine Orientierung ist demnach so leicht wie mit Längen- und Breitegraden. — Auf ihrem alten Platz zwischen 49. und 50. Straße fand sich die Anstalt aufs äußerste eingezwängt. Für die Summe von zwei Millionen Dollars wurde deshalb 1892 zunächst der neue Platz erworben, 116. bis 120. Straße an der Amsterdam Avenue.

Rüstig wurde angefangen zu bauen, und das hat heute noch nicht aufgehört. Allein schon 1897 konnte das alte College als neue Columbia-Universität eröffnet werden. Schon im nächsten Jahre zählte sie über 2000 Studenten. Heute aber hat sie den

Wettlauf mit der alten Kollegin Harvard aufgenommen mit mehr als 500 Lehrern und annähernd 6000 Studenten.

Die geschmackvoll geordnete, durch Höfe und Gärten unterbrochene Anhäufung von mächtigen Bauwerken macht einen imponierenden Eindruck. Endlich fanden wir den Professor Calvin Thomas, den Schillerredner von Chicago her (S. 52), in seinem Arbeitszimmer, das mit Handbibliothek jeder der Hochschullehrer in der Nähe seines Lehrsaales zu haben scheint. — Calvin Thomas ist Mitglied der deutschen Abteilung, welche hier wie anderwärts innerhalb der philosophischen Fakultät eingerichtet worden ist und heute elf Professoren und Hilfslehrer zählt. Und zwar führt Calvin Thomas seinen Titel als sogenannter Gebhard-Professor.

Das führt auf die Geschichte des Deutschtums an dieser Universität zurück. Mancherlei Anläufe waren gemacht worden; mit wenig Erfolg. Da trat ein Deutschamerikaner auf, Friedrich Gebhard, und stiftete 20000 Dollars mit der Bestimmung, daß sie von der Universität verwaltet werden sollten, bis von den Zinsen ein Professor der deutschen Sprache und Literatur angestellt werden könnte. Calvin Thomas steht mit Professor William Henry Carpenter (S. 99) heute an der Spitze der deutschen Abteilung, deren Hörerzahl sich innerhalb der Zeitspanne von wenigen Jahren in erstaunlicher Weise vermehrt hat, heute gegen 800 beträgt. Unter der Führung von Thomas war bald wenigstens ein Überblick gewonnen über die Einrichtung der Universität. Zum Schlusse stiegen wir noch die breiten Stufen hinauf, welche zu dem überaus großartigen Kuppelbau des Tempels führen, der hier einer der hervorragendsten amerikanischen Gottheiten (S. 16), dem Buch, errichtet worden ist. Die noch junge Bibliothek zählt heute fast 300000 Bände. Seth Low, Präsident der Universität von 1890—1901, legte den Grund für sie mit einer Stiftung von 1175000 Dollars.

Seth Low, 1850 geboren in Brooklyn, ist selbst ein alter Columbiaschüler. Nachdem er studiert und graduiert hatte, trat er ins kaufmännische Geschäft des Vaters, wurde Bürgermeister von Brooklyn und 1890 zum Präsidenten der Universität erwählt. Nach elfjähriger ruhmvoller Amtsführung trat er von diesem Posten zurück, um sich als Kandidaten für das Bürgermeisteramt von New York aufstellen zu lassen. Eine echt amerikanische Laufbahn, welche den Idealismus eines Gelehrten

hineinträgt in bürgerliche Ämter und einer gelehrten Anstalt Nutzen zu schaffen weiß aus den Erfahrungen des Geschäftsmanns. So wird auf der einen Seite hochnasiger Bureaukratismus, auf der anderen eng verkapselte, verbissene Möncherei und eingebildete Zünftlerei zum Teufel gejagt.

Auf der Bibliothek selbst erhielt ich das Buch, dessen Titel ich aus dem Zettelkatalog entnommen und aufgeschrieben hatte, innerhalb weniger Minuten durch Röhrenpost in die Hände geliefert. Eine Menge junger Leute, zwischen 16 und 20 Jahren etwa, sah ich hier beschäftigt. Sie seien zum großen Teil auf Probe angenommen, erklärte Calvin Thomas, und es ergebe sich aus ihnen bei der rücksichtslosen Strenge der Sichtung immerhin im Laufe der Zeit eine stattliche Anzahl guter Hilfskräfte.

Nach dem Gerichtssaal und nach der Universität wieder ein militärisches Fest. Wahrhaftig, ich hatte es gut getroffen; da lag die Einladekarte, welche mich aufforderte, am 1. Juni mich der Prüfungskommission in der Militärakademie Westpoint anzuschließen. Zugleich waren meine Frau und ich von dem Vorstand (Superintendent) der Akademie, General Albert Mills und seiner Gattin in ihr Haus gebeten. Zu dieser außerordentlichen Gunst des Geschicks trat noch eine weitere: der Schwabenverein schloß sich in eigenem Dampfer dem Ausflug an. So schifften wir uns denn am frühen Morgen des 1. Juni auf dem Hudson ein und fuhren dem Norden zu, stromaufwärts.

Heute sind es beinahe 300 Jahre, daß das erste Seeschiff den Spiegel der Hudsonwasser durchschnitt. Es ist schon (S. 6) gesagt worden, daß der in holländischem Dienst stehende Henry Hudson auf seinem Schiffe „der Halbmond" sich glücklich schätzte, hier eine Durchfahrt durch den amerikanischen Kontinent nach dem Stillen Meer gefunden zu haben. Tastend suchte man die Küsten ab nach einer Durchfahrt, und der Hudson gerade schien einem breiten, von Höhen umsäumten Sunde zu gleichen.

Und dieser erste Eindruck, den Henry Hudson empfing, überhebt mich der Mühe, den Hudson selbst mit dem Rhein oder mit der Donau vergleichen zu müssen, wie vielfach geschehen ist von solchen namentlich, die einzig und allein deshalb nach Amerika gekommen zu sein scheinen, um Vergleiche anzustellen, Gegensätze herauszufinden, an Eigenartigem, ohne Vergleich Dastehendem vorüberzugehen. — Hudson hat den ganz

richtigen Eindruck empfangen: das ist ein Meeresarm mit seinem ruhigen tiefen Wasser zwischen ansehnlichen Höhen und felsigen Uferböschungen; so mündet kein Strom, so ohne Mündungsniederung, ohne Verflachung der Ufer. Salzflut dringt ja auch weit aufwärts. Und in der Eigenart dieses Stromes, der ohne besondere Eindämmung und Uferbauten an sich schon den schönsten Meereshafen der Welt bildet und weit hinauf ins Land 2—3, ja zuweilen 6 km breit bleibt, liegt eine der wichtigsten Vorbedingungen für den märchenhaften Aufschwung der Stadt New York.

Rings Segelschiffe, Dampfer und Boote, so geht es rüstig den Strom aufwärts unserem Ziele Westpoint, 90 km von New York, entgegen. Bald liegt die Stadt hinter uns, Waldberge umsäumen den Strom; da, dort dringt der Blick in das Gipfelmeer eines Seitentals; betriebsame Städtchen am Ufer; auf vorspringenden Terrassen elegante, großartige Schlösser und Sommersitze; wie besessen rasseln auf beiden Ufern hin die Eisenbahnzüge.

Mit unvergänglichen historischen Erinnerungen haben die Taten George Washingtons das Tal des Flusses gefüllt, das er für die wichtigste strategische Linie in der jungen Republik der Vereinigten Staaten halten mußte. Denn wäre es dem Gegner gelungen, sich zum Herrn dieser Linie zu machen, sie zu besetzen von Canada bis zur Stadt New York, dann fielen die dreizehn Staaten in zwei getrennte Hälften auseinander ohne natürliche Verbindung miteinander: in die Neuenglandstaaten auf der einen Seite, in die um Pennsylvanien und Virginien gruppierten auf der anderen; dann war es leicht, eine der getrennten Hälften nach der anderen zu überwältigen. Deshalb klebte Washington auch so fest an dieser Linie, die ihm ans Herz gewachsen war.

Da liegt Dobbs Ferry am linken Ufer, wo der amerikanische Feldherr sich im Sommer 1781 mit den neuen Verbündeten, mit der fast 5000 Mann starken Division Rochambeaus vereinigt hatte. Erst jetzt vermochte Washington sich den Entschluß abzuringen, die Hudsonlinie für sich selbst auf eine gewisse Zeitdauer sorgen zu lassen, um dem Siege nachzugehen, der sich auf dem Schauplatz in Virginien vorzubereiten schien.

Aber jetzt zeigen sich schon zwischen Baumgipfeln die ersten hellfarbigen Gebäude der Akademie Westpoint auf einer jener

mit pralligen Felswänden zum Strom abstürzenden Terrassen, die dem Aufbau der Ufer zum besonderen Schmuck gereichen. Sofort nach der Landung wurde ich meinem Führer, dem Oberstleutnant G. Fiebeger, Professor der Ingenieurwissenschaft, übergeben, der mich vor allem dem Vorstand (Superintendent) der Akademie, General Albert Mills, vorstellte. Dann ging es zur Prüfungskommission, der ich mich anschließen sollte, aus zwölf Mitgliedern (Generalen, Stabsoffizieren, Senatoren, Professoren) bestehend; freundlich empfing mich der Vorsitzende, der Gouverneur von New Jersey.

Kanonendonner begrüßt das Hervortreten der Kommission auf den Übungsplatz. Da stehen die 580 Mann Kadetten, in sechs Kompanien formiert, aufgestellt in zwei Treffen; der kommandierende Stabsoffizier vor der Front, Tambourkorps, Musik, zwei Fahnen, eine mit den Sternen und Streifen, die andere mit den Abzeichen der Akademie. Abschreiten der wunderbar schön gerichteten Linie. Nicht ohne Bewunderung betrachtete ich Mann für Mann; diese herrlich gewachsenen ausgeturnten Gestalten; der jüngste 17, der älteste 26 Jahre alt; alle mit aufgeweckten, intelligenten Mienen. — Darauf Exerzieren und Parademarsch. Ein großartiges Schauspiel; musterhafte Haltung der gleichmäßig schlanken Körper, genaueste Beobachtung eines peinlich gewahrten Zeremoniells und doch Fehlen jeder Steifheit.

Die Einschätzung einer glänzend verlaufenen Parade als etwas Wertvolles scheint wunderlich zu sein; allein der Amerikaner mit seinem ausgebildeten Formgefühl erkennt doch eine höhere Bedeutung hinter dem Beherrschen des Körpers und aller seiner Bewegungen unter Wahrung gewisser vorgeschriebener Formen. Es ist ihm einfach die Prüfung der Muskelausbildung zu einer besonderen Art von Technik, bei welcher starker Wille und Intelligenz, rasches Erfassen sich paaren mit rein körperlicher Tätigkeit. Und für peinliches Zeremoniell hat er, der jede Mißachtung und Verunzierung geselliger Formen hart verurteilt, ganz besonderen Sinn.

In der Kommission traf ich noch einen amerikanischen Offizier des Ruhestandes, den General Klauß, der vormals Lehrer an dieser Akademie gewesen. Er gab mir, wie auch mein Führer, Oberstleutnant Fiebeger, wertvolle Aufschlüsse über den Gang der Dinge. — Aus bescheidenen Anfängen im Jahr 1802 ist die heutige große Akademie hervorgegangen. Erst

vor wenigen Jahren sind vom Kongreß 6 Millionen Dollars verwilligt worden, um Erweiterungsbauten aufzuführen. Meist höchst origineller und monumentaler Art, gruppieren sie sich um den weitläufigen Exerzier- und Paradeplatz: die Reithalle, eine riesige Ritterburg darstellend, Halle der Akademie, Hospital, Post, Baracken für die hier untergebrachten Truppen, Wohnräume für die 580 Kadetten, Landhäuser für die Lehrer, Gedächtnishalle, Kapelle, Gymnasium (Turnhalle) und andere Gebäude.

Alljährlich findet Aufnahmeprüfung der von den einzelnen Staaten und vom Präsidenten vorgeschlagenen Kandidaten statt; beim Eintritt darf keiner jünger sein als 17 Jahre, keiner älter als 22 Jahre; Universitätszeugnisse können die Prüfung ersetzen. Vierjähriger Kurs; am 1. Juni jedes Jahres, nach der Parade, der ich eben angewohnt, tritt die älteste Klasse als Offiziere in die Unionsarmee über. Eines der Gesetze der Anstalt lautet: „Nicht befriedigende Führung und ungenügende wissenschaftliche Leistungen führen die sofortige Entlassung aus der Anstalt herbei.“ Eine harte Androhung, wenn man bedenkt, daß es alle guten Familien als eine Auszeichnung betrachten, wenn ein Junge durch seinen Staat als Kandidat für Westpoint aufgestellt wird. Allein durch so strenges Gesetz wird eben ein sicheres stetiges Fortschreiten der Klasse am besten gewährleistet. Die Fächer in der obersten Klasse sind: Taktik, Ingenieurwissenschaft mit Signaldienst und Telegraphie, Gesetzeskunde, Geschichte, Artilleriewissenschaft, Philosophie, Chemie, höhere Mathematik.

Dem Turnen, dem Sport, aber auch der Fertigkeit in freier Rede, im Debattieren, in Deklamation und Aufsatz wird besondere Aufmerksamkeit zugewandt; viele große Redner sind aus der Schule hervorgegangen.

Jetzt tritt die Musik vor dem Haus des Generals Mills zusammen. Allein unser Dampfer muß abgehen; ich hatte eben noch Zeit, meine Aufwartung zum Abschied bei der Frau Generalin zu machen, um mich den Reisegefährten vom Schwabenverein anzuschließen. Diese traf ich, im Gebüsch in der Nähe des Exerzierplatzes gelagert, wie sie eben sich ihre Zigarren anzündeten; bisher hatten sie sich am Rauchen gehindert gesehen durch eine der aufgestellten Schildwachen, welche in unverfälschtem Sächsisch ihnen zurief: „Aber heeren Se, roochen derfen Se nich während der Barade!“

Allmählich wurde es dunkler auf dem Spiegel des Hudson, den wir hinabfuhren nach New York zurück. Dort sinkt die Sonne hinter den Hügeln von New Jersey. Dort liegen die Höhen von Morristown, 50 km westlich vom Hudson, wo George Washington sein Feldherrntalent im hellsten Lichte gezeigt hat, vielleicht am hellsten in seiner ganzen Laufbahn. — Nach den kühnen Schlägen, die er bei Trenton und Princeton in der Weihnachts- und Neujahrszeit 1776 auf 1777 geführt hatte, unternahm Washington das Gewagteste, was sich der weit überlegenen englischen Armee gegenüber denken ließ; er durchbrach ihre von New York gegen den Delaware ausgedehnte Operationslinie und setzte sich in ihrer rechten strategischen Flanke auf den Höhen von Morristown fest, wo er längst Vorräte gehäuft und angefangen hatte, Schanzen anzulegen. Mit sicherem Blick hatte Washington damit den Punkt herausgewählt, der ihn der ins Herz geschlossenen Hudsonlinie (S. 160) wieder nahe brachte und zugleich die ersten Ideen beim Feinde weckte zu dem verderblichsten Entschluß, den er überhaupt fassen konnte.

In Philadelphia tagte der Kongreß, da hauste die Regierung dieser widersetzlichen aufständischen 13 Kolonien. Nach Philadelphia, zum Verderben dieser Rebellenregierung, zielten alle Pläne des englischen Oberbefehlshabers Lord Howe. Aber der Landweg war ihm entleidet worden durch die Schläge bei Trenton und Princeton. Und jetzt vollends diese Flankenstellung der Amerikaner bei Morristown, sie machte ihn gegen den Landweg erst recht mißtrauisch. Wozu aber hat man denn eine Flotte mit ungezählten Transportschiffen? Auf dem Seeweg kann Washington, so klug und erfinderisch er ist, kein Hindernis bereiten. So tat Lord Howe das Verderblichste, was er für seine eigene Sache tun konnte, im Sommer des Jahres 1777; er schiffte sich im Hafen von New York mit dem größten Teil seiner Armee nach dem Süden ein, um von dieser Seite dem Regierungssitz der Rebellen in Philadelphia beizukommen.

Während er aber auf hoher See schwamm, während er in der Nähe von Philadelphia mit Washington rang, blickte sein Gefährte, der mit ihm zusammenarbeiten sollte, blickte General Bourgoyne am Hudson im Norden von Albany, bei Saratoga, gar sehnsüchtig nach Süden, nach New York, ob denn Lord Howe nicht heraufkomme, den Eingeklemmten zu helfen. Durch seine Seefahrt hatte aber Lord Howe auch die Depesche ver-

säumt, die ihn mit Bourgoyne zusammenknüpfen sollte. So ging ein englisches Heer bei Saratoga verloren, und der Bund Amerikas mit Frankreich war die Folge. — Ohne Blutvergießen, rein nur durch die Wahl der für die englischen Pläne bedrohlichen Stellung bei Morristown, hat Washington alle diese Erfolge seiner Sache möglich gemacht und eingeleitet.

Unglaublich ist es, mit welch bescheidenen Mitteln Georg Washington seine Erfolge erzielte, wie schwierig es für ihn war, Geld und Mannschaften aufzutreiben. Heute geben die Vereinigten Staaten für die Armee gegen 500 Millionen Mark, für die Flotte weit über 300 Millionen Mark aus. Seit dem spanischen Krieg sind ja für alle Streitkräfte erweiterte Rahmen gesteckt worden. Recht oft trifft man auf Anschläge wie dieser:

U. S. Marine Corps.

Men wanted.

Duty on shore, at sea and in the island possessions. For full information apply at —

Militärischen Fragen wird heute bei weitem mehr Beachtung geschenkt als ehedem: Armee und Flotte gelten dem Amerikaner recht als Schirm und Schild, hinter dem die Wohlfahrt gedeihen, das geeinigte Volk auf dem Weg zum Weltreich weiterschreiten kann. Die Wahrscheinlichkeit, daß der Nation Unheil drohe, meinte Roosevelt am Gräberschmückungstag in Brooklyn (S. 154), sei nur vorhanden, „wenn wir unsere Marine verkümmern lassen".

Eine Reihe von kleineren Ausflügen war geplant für Freitag den 2. Juli; allein Gewitter um Gewitter donnerte über die Riesenstadt hin; man mußte zu Hause bleiben und sich dem Anordnen des Gepäckes widmen. Recht die Zeit für einen Rückblick auf alles Erlebte oder wenigstens auf ein Stück desselben. Und wie es bei Rückblicken zu geschehen pflegt, daß die höchsten Gipfel allererst zum Vorschein kommen, so hoben sich auch hier einzelne der ungekrönten Könige hervor, welche dies gewaltige Gebiet beherrschen.

Von den unsichtbaren Mächten, die hier regieren, nimmt die öffentliche Meinung wohl den ersten Platz ein. In derselben Weise, wie es ehemals bei Einführung der Verfassung 1787 geheißen hat: „Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, beschließen und errichten — —", ganz in derselben Weise erscheint die öffentliche Meinung als Ausfluß des nationalen

Willens, gleichsam als Gerichtsvollzieher in jedem einzelnen Fall, der im Völkerleben zur Beurteilung und Abstimmung kommt. Den Stürmen vergleichbar, welche jetzt im Gewitter über die Stadt, die sich so gerne Empire City nennt, hinsausen, fegen auch die Schwingen der öffentlichen Meinung unwiderstehbar über das Land hin, über Einrichtungen, Persönlichkeiten, Mißbräuche. Gerade da, wo Gesetze fehlen, oder wo vorhandene Gesetze nachsichtig und lau angewandt werden, übernimmt die öffentliche Meinung mit scharfem Auge das Amt des Wächters, damit die öffentlichen Angelegenheiten nicht zu Schaden kommen.

Auf geheimnisvollen Pfaden zwingt der auf allen Lebensgebieten herrschende Geist jeden einzelnen denkenden Menschen, ein kleines Rad in diesem außerordentlich fein zusammengesetzten Organismus der öffentlichen Meinung zu werden. Der herrschende Geist selbst aber wird erzeugt durch die Luft, die ausgeht von dem Recht und dem Willen der Selbstregierung, von dem grenzenlosen Selbstvertrauen, das in den Gemütern der einzelnen zur Herrschaft kommt.

Die Presse ist es ferner, jene Macht, die alles erfährt und, in Amerika wenigstens, nichts verschweigt, die Presse ist es, welche sich, sobald einmal die Zeit gekommen ist, in den Dienst der öffentlichen Meinung stellt und rücksichtslos alles an die Öffentlichkeit zieht. — Aus den ersten Ansiedlerjahren an der Massachusettsbai berichtet der Chronist: „Nachdem uns der Herr glücklich nach Neuengland geführt hatte, war eines der ersten Dinge, nach denen wir uns sehnten und ausschauten, das Wissen zu fördern.“ Das gilt heute noch. Auf Schritt und Tritt kann der suchende Fremdling beobachten, wie niemand auf der Erde lernbegieriger sich zeigt, als der Amerikaner. Darum sind die Zeitungen auch so ungemein mannigfaltig; mit anspruchsvollen Überschriften prangen nicht wenige ihrer Abschnitte, gewöhnen den Leser unglücklicherweise aber auch an Hochschätzung der Quantität, an Bewunderung riesiger Zahlen, an Verwechseln von Zahlengröße mit innerem Wert.

Deutlich reden öffentliche Meinung und Presse über ihre eigene Macht seit der siegreichen, überraschend schnellen Erledigung des spanischen Krieges. Seit jener Zeit hat sich ein unverkennbarer Wandel vollzogen. An Weltwirtschaftspolitik hat sich die Union von jeher beteiligt, an der Ausbreitung zum Weltreich hat sie von jeher gearbeitet; heute aber bekennt sie sich offen dazu.

Damals beim spanischen Krieg standen wir Deutsche auf der falschen Seite (S. 127); es ist das nach Kräften ausgebeutet worden. Erst im Lauf der Jahre sind sich die beiden Völker wieder näher gekommen, und heute hat sich ein inneres Verständnis auf geistigem und sittlichem Gebiete herausgebildet, ein Verständnis, das sich zweifellos vervollkommnet, je näher die geistigen Vertreter beider Völker sich kennen lernen, je aufrichtiger man in Deutschland alte Vorurteile abstreift und sich in manchen Dingen amerikanische Anschauungen zu eigen macht, je deutlicher sich eine ausgesprochene Art des Nationalcharakters in Amerika herausbildet.

Heute tritt dem Fremdling als das Seltsamste und Überraschendste in der Denkweise, im Werden des amerikanischen Nationalcharakters das hervor, daß der Amerikaner inmitten der größten Gegensätze in der Kultur doch vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean immer als derselbe uns gegenübertritt, im Grund seines Wesens von denselben Gesinnungen beseelt, als eine einheitlich geformte neue Menschenrasse. Und darin liegt auch das Geheimnis, daß der Einwanderer, er mag kommen woher er will, doch allmählich mit jener Einheitlichkeit verschmolzen wird und seinerseits wieder ein Stäubchen liefert zu jener neuen Eigenart des Menschentums, die als „Amerikaner“ dem Willen, der Erkenntnis, der Arbeit neue Gebiete aufschließt.

Rings das Land war voll von Menschen,
Rastlos kämpfend, schaffend, strebend,
Viele Zungen redend, dennoch
Einen Herzschlag nur im Busen.

Longfellow.

Nicht ohne Wehmut nahmen wir von dem gastlichen Lande und von den Freunden Abschied, als wir am Samstag den 3. Juni gegen Mittag im Dock von Hoboken eintrafen und im Begriff standen, über die Landebrücke hinüberzuschreiten aufs Deck der „Prinzessin Irene“. Mit klopfendem Herzen erwartet man das letzte Zeichen. „Seien Sie nur ganz ruhig,“ meint einer der Wackeren, die uns begleitet, in seinem lieben Deutschamerikanisch, „seien Sie nur unbesorgt, die Bell wird ja noch gerungen.“ Da! — ein letztes Lebewohl; wir spüren, wie das Schiff sich regt; Liebe und Anhänglichkeit haben unsere Kabine in einen Blumengarten verwandelt. Noch einmal lassen wir die Größe der Bai von New York auf uns wirken; es geht im

südlichen Kurs; dort der Leuchtturm und die kleinen Häuser von Sandy Hook; die letzte Scholle Amerika verschwindet; es geht hinaus ins mare tenebrosum.

Heiß lag die Sonne eines Sommernachmittags auf den Fenstern der Schulstube im Gymnasium zu Stuttgart. Es war Unterricht in Geographie; denn auf solche Nachmittagstunden war diese nicht für ganz ebenbürtig gehaltene Wissenschaft verwiesen. Fern und immer ferner klang in der brütenden Schwüle die Stimme des Lehrers, der von fremden Gestaden und Inseln erzählte. Schwer nur ließen sich die Gedanken zusammenhalten. Sie fingen an spazieren zu gehen auf den verschiedenen Kartenblättern, von Inselgruppe zu Inselgruppe wanderten sie, wie sie, von blauer Farbe umhaucht, auf dem Blatt Papier dalagen. Ob das Meer dort wirklich so blau ist? Ob vielleicht auf dem einen oder anderen Eiland ein Robinson gehaust? Wie sich ihre Küsten heben, wie ihre Berge sich aufbauen, ob es dort wohl Palmen gibt; ob es möglich wäre, auch einmal mit eigenen Augen solche Wunderländer zu sehen? — Es war am 9. Juni 1905, dem sechsten Tage unserer Fahrt auf der „Prinzessin Irene“, als etwas wie Nebel in der Luft am östlichen Horizonte lag.

Wir waren bisher offenbar durch eine der ödesten, verlassensten Strecken des Weltmeeres gefahren; äußerste Faulheit und Energielosigkeit war unser Los; kaum ein bißchen fühlte man sich angeregt durch die unter anderen Verhältnissen außerordentlich angenehme Gesellschaft; denn die „Irene“ galt von je als Verlobungsschiff. Aber jetzt diese Nebel am Horizont, die immer mehr umrissene Gestalt annahmen, sie rüttelten alle Lebensgeister wach. — Die Azoren! belehrte der Kapitän. Also sollte es mir doch noch vergönnt sein, Inselgruppen, hingestreut ins Weltmeer, zu sehen, nachdem ich als Knabe so sehnsüchtig beim Blättern im Atlas auf sie hingeblickt.

Und zwar in nächster Nähe sollten sie sich sehen lassen in all ihrer Pracht. Das Fahrwasser ist tief, die Luft war, wie bei der ganzen Fahrt, ungemein ruhig; so konnte unsere schwimmende Heimat ganz nahe an den mit gewaltigen Steilwänden aus dem Meer sich hebenden Inseln, zunächst an Fayal, vorüberfahren. Bis zum Gipfel hinauf in leuchtendes Grün ge-

kleidete Berge, Waldschluchten, Gießbäche, die sich über den steilen Uferrand als Wasserfälle ins Meer stürzen; ein märchenhaftes Bild. Und die ganze Landschaft mit zahllosen weißen Häuschen regellos übersät; dazwischen rot gestrichene Windmühlen. Aus hellfarbigen Häusern sich terrassenförmig mit vielen Kirchen und Klöstern aufbauende Städte: Fayal, Horta, San Jorge.

Wenn nur das Schreiben von Ansichtspostkarten nicht wäre, so könnte man noch ungestörter die Galerie zauberischer Bilder genießen. Jetzt, gottlob! sind die Karten und andere Poststücke eingesammelt. Ein wasserdichter Beutel wird als Ballon zusammengeschnürt und über Bord geworfen. Und da tanzt bei San Jorge ein mit grellen Farben bemaltes Boot daher, den schwimmenden Ballon aufzufangen und zur Post zu befördern. Das ist aber auch das einzige Boot, das wir sehen; sonst alle Gewässer zwischen den Inseln leblos. Gegen Süden erheben sich die spitzen Piks der Insel San Miguel, auf der auch der Hauptͅhandelsplatz Ponta Delgada liegt. Gegen Abend verschwinden die letzten Klippen und wir schwimmen wieder auf ödem Meer.

Der Archipel, als „Atlantis" schon von den Alten vermutet, ist vor der Mitte des 15. Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt und nicht bewohnt gefunden worden. Der herrliche vulkanische Boden lud sofort zur Kolonisation ein; heute zählt man 300 000 Einwohner. Anzeichen lassen darauf schließen, daß dieser erste in den Ozean geworfene Trittstein zwischen Europa und Amerika schon den Karthagern bekannt war.

Das Umherrennen auf dem Deck beginnt wieder, in Gruppen geteilt oder als Pärchen; dazwischen Einzelmenschen, durch vieles Reisen teilnahmlos und zäh geworden. Man erholt sich etwas an der Musik, am Hinabblicken auf das Treiben der Passagiere dritter Klasse. Sie bestehen durchweg aus Italienern, die mit ihren Ersparnissen zur Heimat zurückkehren. Nicht weniger als 38 aber sind unfreiwillige Passagiere, zurückgeschickt in Ellis Island von der amerikanischen Kommission als nicht geeignet zur Einwanderung in die Vereinigten Staaten aus den verschiedensten Gründen. In der Schar dieser Gedemütigten fällt durch die Ärmlichkeit seiner Kleidung und zugleich durch seine sprechenden dunkeln Augen ein Junge auf, ein Grieche, der auch noch das Unglück hat, sich mit niemand verständigen zu können. Der Himmel weiß, wie er nach Ellis Island und in die Läuterungsmaschine dort kam. Mit äußerster Verschämtheit ballt er

sein Taschentuch in der Hand, wenn er es brauchen muß; denn zeigen kann er es offenbar nicht. Meine Frau weiß zu helfen; in der Abenddämmerung komme ich nahe heran und kann dem Jungen ein paar Taschentücher reichen. Die Nächte sind kurz; noch vor der Sonne bin ich nach meiner Gewohnheit auf Deck; da sitzt auch der kleine Grieche, der es offenbar nicht erwarten kann, mit einer gewissen Ostentation sein blütenweißes Tuch aus der Tasche zu ziehen und es im hellen Tageslicht voll zu entfalten.

Pfingstfeiertage am 11. und 12. Juni; Gottesdienst der Episkopalkirche in der ersten Kajüte, der deutschen lutherischen in der zweiten. — Da ballt sich wieder ein Nebel zusammen am Horizont; Kap Vincent mit seinem Leuchtturm wickelt sich heraus; es trägt auf seinem Rücken eine Schanze, entweder dem Kriegsgott geweiht oder der Kirche. Mächtig bricht sich die Brandung an diesem Südwestpfeiler Europas. Nahe an der Küste von Algarbien fahren wir vorüber; bei Nacht durch die Straße von Gibraltar. Jetzt sind wir im großen Zug des Weltverkehrs; zahllose Dampfer und Segler beleben die Fläche.

Wir liegen still in tiefer Nacht; da heben sich in der ersten Morgendämmerung des 13. Juni wie ein Märchen die Umrisse des Felsens von **Gibraltar** heraus. Immer deutlicher werden die Linien und malen sich mit den Farben südländischer Städte. Blutigrot kommt die Sonne zum Vorschein; ein ziemlich trüber und kühler Tag. Es geht ans Land. — Immer habe ich die kleinen Pferde bedauert, die aus ihrer Freiheit, aus Island oder den Shetlandinseln kommen und nun, in die Tiefe englischer Bergwerke hinabgelassen, ihr Leben in Nacht und Elend vertrauern müssen. Ich hatte eben die kleinen, rassigen Pferdchen in Gibraltar mit ihren weiten Nüstern und schmalen zierlichen Gliedern noch nicht gesehen, wie sie, von ihren Quälgeistern getrieben, die Hänge auf und nieder keuchen. Still und ernst schreiten Araber durch das Gewirre, durch das betäubende Geschrei der Zeitungsbuben und Händler, durch das Seufzen der Kreatur.

Schmale Wege, Galerien und Tunnels führen hinauf zur Höhe, wo die in Felsen gesprengten alten Kasematten liegen; auch ein Geschütz steht darin. Mit vollkommener Ruhe könnten die englischen Sergeanten, die als Führer dienen, das alles den gewiegtesten Spionen zeigen; die Besucher freilich leben des

frommen Glaubens, ein Stück der artilleristischen Bewaffnung des Platzes gesehen zu haben. Aber etwas Großartiges zeigte sich doch dort oben; im Rahmen der Felsenstückpforte eine Landschaft, wie sie wirkungsvoller nicht gedacht werden kann: Bai von Gibraltar, und drüben Algesiras mit seinem dunkeln Korkeichenwald; dahinter in dämmeriger Ferne die Berge von Marokko.

Abstieg zur Alameda mit ihren halbtropischen Bäumen und schönen Gärten zum Haus des Gouverneurs, das in üppigem Parke liegt. Und hier wohnt der einzige Bekannte, den ich in Gibraltar habe, der General White, der mir freilich nur deshalb bekannt ist, weil ich sein Tun als Verteidiger von Ladysmith im Burenkrieg aufmerksamst verfolgt habe.

Im Abendlicht versinken die Berge des südlichen Spaniens; wir fahren am anderen Morgen an der verlassenen öden Südküste der Insel Sardinien vorüber. Noch ein Morgen — Golf von Neapel. Nach langer Wanderung sitze ich auf dem Platz Vittorio Emanuele vor einem Café zum Mittagessen. Was zieht nicht alles vorüber, Bettler, Korallenhändler; da, ein Zeitungsverkäufer. In seinem Bündel erkenne ich an Druck und Papier die „Münchener Neuesten Nachrichten". Ich schlage auf; richtig, da habe ich's: „Friedrichshafen. Seine Majestät der König ist zum Sommeraufenthalt angekommen." Nun hatte ich Wegzeigung, nach der ich mich lange gesehnt.

Herrliche Fahrt nach Genua; Verspätung, denn, ehrlich gestanden, die „Irene" wollte nicht mehr recht. Abendzug versäumt; drei Uhr Morgens fährt der Schnellzug. O Denkmal des Kolumbus, deine Stufen, auf denen wir, meine Frau und ich samt ein paar schweizerischen Reisegefährten, gesessen, sind Zeugen unserer Geduld, unseres sehnlichsten Erwartens! — Am 18. Juni Abends in Friedrichshafen; am nächsten Tag Bericht an Ihre Majestäten den König und die Königin, die mich huldreichst aufnahmen. Am anderen Tag nach Stuttgart, wo ich nur einen einzigen Besuch machte — dem Schillerdenkmal, der ganzen Weltbedeutung des sinnenden Mannes mich erinnernd.

Endlich nach wenigen Tagen hinauf in mein kleines Landhaus, das im Dorfe Buoch in der Nähe von Stuttgart auf waldiger Berghöhe gelegen ist; empfangen hier von Freunden mit ihren Zeichen alter Güte. Und ich hätte nicht geglaubt, daß so viel Glück, so viele großartige, beseligende Erinnerungen Platz finden könnten in dem knapp bemessenen Raum.



Die Amerikanische Revolution
1775 bis 1783
Entwicklungsgeschichte der Grundlagen zum Freistaat wie zum Weltreich
Von Albert Pfister

Zwei Bände. Mit 2 Karten. Geh. M. 12.— In zwei Leinenbänden M. 14.—

„... Angesichts der Tatsache, daß jetzt die Zeit gekommen ist, wo die Staatenwelt des gesamten Erdballs an allen Fragen, die jetzt die Welt irgendwie bewegen, mehr oder weniger lebhaften Anteil nimmt, erregt eine neue, sehr gewichtige literarische Erscheinung ein ganz besonderes Interesse; ein Buch, welches uns die Entwicklung der ungeheuren Macht, über welche „Onkel Sam" in unseren Tagen verfügt, durchaus verständlich macht. Das hier in Rede stehende vortreffliche Werk eines deutschen Stabsoffiziers, der — geistig ein echter Nachfolger des um die kriegerischen Erfolge der bei seinem Eintritt in ihre Reihen gerade überaus schwer bedrängten Amerikaner so hoch verdienten Barons Friedrich Wilhelm von Steuben — über ein ungemein reiches literarisches Material verfügt, wird unter den beiden großen, bundesstaatlich geeinigten Völkern diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans viele teilnehmende Leser finden. In der Tat wird man es zu den wertvollsten Schöpfungen unserer deutschen historischen Literatur der Gegenwart zählen. Die warme Liebe für den Stoff und für das Volk, dessen Geschichte in der ersten großen Krisis seiner nationalen Entwicklung der Herr Verfasser tiefeingehend und mit reichster Sachkenntnis behandelt hat, ohne jedoch die Schattenseiten außer acht zu lassen, ist auch in Amerika nicht ohne beredte Erwiderung geblieben. Neuerdings hat ihn die John Hopkins-University in Baltimore zum Doktor of Laws ernannt, mit der Begründung: „In recognition of his valuable services in historical research and in promoting a feeling of brotherhood between Germany and the United States."

Die gebildeten Leser unseres Volkes werden gern der Führung eines Schriftstellers von hoher Intelligenz folgen, der uns mit sicherer Hand und weitem durchdringenden Blick durch die überaus reiche, fast verwirrende Fülle der politischen und der kriegerischen Ereignisse leitet, die wir unter dem Gesamtnamen der amerikanischen Revolution zusammenzufassen uns gewöhnt haben. ..."

Gustav Hertzberg in der Magdeb. Zeitung.

„... Soweit meine Kenntnisse reichen, finde ich, daß keine andere deutsche Darstellung uns das gleiche zu leisten imstande wäre; von den amerikanischen aber gilt, daß sie, so hervorragend sie auch sind und so anziehend gerade auch wegen des ihnen eigentümlichen amerikanischen Geistes, den Gegenstand nicht von den Gesichtspunkten deutscher und europäischer Kultur aus behandeln. Dies eben leistet uns Pfister ... Es gehört zu den anziehendsten Seiten des Werkes, wie in ihm die Rolle der Deutschen erleuchtet wird. Man erhält da einen wahren Reichtum von sachlichen Anregungen und Lichtern für das große Problem des Deutschtums in der Beziehung zu Amerika. Alle Seiten treten uns entgegen. Die Deutschen als verkaufte Truppen deutscher Fürsten, die Deutschen in dem französischen Hilfskontingent, darunter der tapfere Prinz von Zweibrücken, der bei dem Entscheidungskampf um Yorktown sich hervortat, die Deutschen im Heere Washingtons, allen voran der Freiherr v. Steuben als Ordner und Erzieher, der seine Erfahrungen im Heere Friedrichs des Großen verwertete, um das Eigentümliche amerikanischer Kampfesweise zu festigen und zu entfalten, dann de Kalb, der auf dem Schlachtfelde starb. Weiter die erquickende Erscheinung des Generals Peter Mühlenberg, der als Pfarrer noch zum Freiheitskampfe aufrief, um sogleich selbst sich diesem zu widmen. Endlich einer der Unvergessenen auch im heutigen Amerika, der Held des wichtigen Kampfes im Mohawktale, der für die Entscheidung von Saratoga bedeutsam wurde, der Pfälzer Herckheimer. ...

Aus ganzer deutscher und humaner Gefühlsweise und mit wahrer Liebe hat der Verfasser seinen Gegenstand dargestellt. Er behandelt ihn aus jener vollen Lebendigkeit, die allein der Geschichtschreibung ihren eigentümlich wirksamen Charakter zu verleihen vermag. Überall spürt man, wie sehr der Verfasser bewegt ist von dem Gesamtproblem der Entstehung einer amerikanischen Welt- und Kulturmacht und von der inneren Verwandtschaft und Bestimmung der beiden großen Völker, der Amerikaner und der Deutschen. Ja man kann sagen, aus dem Gefühl davon, welch eine hohe Sache es ist, das Verständnis für beide in uns zu erhellen, ist offenbar das Werk erwachsen, und so wird man auch lebhaft wünschen, daß es eifrig gelesen und gewürdigt werde. ..."

Albrecht Stauffer in der Allg. Zeitung, München.

„Ein Buch, entsprungen ernsten Studien der Geschichte und lebensvoller Kenntnis der gegenwärtigen Verhältnisse, ein Buch, gründlich und lehrreich, aber in der Form edelster Popularität ein Buch, wie wir es brauchen, um in den Kreisen der Gebildeten tiefere Anschauungen zu verbreiten über Einst und Jetzt. ...

Albert Pfister hat sich vielfachen Dank von deutscher und amerikanischer Seite verdient und von letzterer auch volle Anerkennung gefunden. Die Deutschen können ihn am besten abstatten, wenn sie das Buch lesen. Nicht allzu groß ist die Zahl solcher Werke in Deutschland, die wuchtigen Inhalt in leichter Form bieten; darin sind uns Franzosen und Engländer weit voraus, doch nur deswegen, weil sie ein dankbares Publikum haben. ..."

Theodor Lindner in der Saale-Zeitung, Halle.